

Ulrich Acksel

**Schnurren und Schnaken
aus der Lausitz**

*Verrückt-kurioses Kaleidoskop
aus DDR-Zeiten*

www.autonomie-und-chaos.de

berlin 2012

ULRICH ACKSEL

Schnurren und Schnaken aus der Lausitz

© 2012 Ulrich Acksel (Forst/Lausitz)
im VERLAG AUTONOMIE UND CHAOS BERLIN

ISBN 978-3-923211-18-0

*Diese online-publication kann für den eigengebrauch
kostenfrei heruntergeladen werden.
Alle weitergehenden rechte liegen beim autor.*

ÜBER DEN AUTOR

Ich wurde am 1. Oktober 1942 geboren und verbrachte bis zum Abitur meine Jugend in Großräschen, lernte Koch in Senftenberg, studierte in Leipzig Gastronomie und übernahm mit meiner Frau Karin, die ich gleich zweimal heiratete, 1965 "HUBERS HOTEL" in Großräschen. In dreiundzwanzig Jahren entstand aus der einfachen volkstümlichen Nachkriegskneipe meiner Vorfahren die einzige private Showgaststätte der DDR. Im Ackselhaus Großräschen bauten wir DIE Erlebnisgastronomie im Osten auf.

Nach meinem gesundheitlichen Aus zogen wir nach Forst und begannen nach der Wende zwischen vielen gesundheitlichen Tiefschlägen uns in neuer Umgebung einen Namen zu machen. Mit einer Minipension, mal als Stadtführer, als Hobbyjournalist, als Vertreter eines Gastronomiegroßhandels begannen neue Erlebnisbereiche. Unermüdliches Umtun machte uns bekannt. Ich erfand einen Gurkenlikör, malte und kopierte Bilder aller Genres, schrieb augenzwinkernd diese Geschichten, die in verschiedenen Versionen hin und wieder veröffentlicht worden sind. Das Organisieren zwischenmenschlicher Hilfsaktionen ist eine Art Dank an das Schicksal, das aus einem schwerkranken Mann ein Stehaufmännchen machte. In dem originellen Ackselgarten treffen sich Gäste aus aller Welt. So wurde auch ein Mann mit grünem Daumen aus dem "Opa". Ich fand ein neues Hobby, in das ich viel Geld investierte: Mit Hilfe von ANKERBAUSTEINEN aus Rudolstadt bringe ich großen und kleinen Kindern in meinem Keller das Spielen bei und baue aus Tausenden Steinen gigantische Bauwerke mit Engelsgeduld. Mal werden Lampen designt und neue Rezepte erfunden; ich bin ein humorvoller Mensch und ständig in Aktion. Lachen macht gesund!

Alles wäre ohne Frau Karin nicht möglich. Wir haben uns vor 53 Jahren kennengelernt. Dieses Büchlein ist Frau Karin Acksel in Liebe gewidmet, die immer im Hintergrund die großen und kleinen Katastrophen im Ackselhaus überstehen half. Ihr ganz entscheidender Anteil an meinen Erfolgen ist in jeder Geschichte zwischen den Zeilen erkennbar. - Eine tiefe Verbeugung mache ich vor denen, die den Stoff geliefert haben.

Ulrich Acksel 2012

ULRICH ACKSEL

Schnurren und Schnaken aus der Lausitz



DIE TURBANHEXE

(1945)

Gleich in den ersten Maitagen von 1945 zog die russische Kommandantur für drei Jahre in "Hubers Hotel", das von meinen Eltern geführt worden war. Die Besitzerin war meine Großmutter Bertha Huber. Wir durften im Hause bleiben, weil meine Mutter durch einen maßgeblichen Tip von Swetlana (die Strahlende) Petrowna Nurmina an den Stadtkommandanten Axonnow als Köchin eingestellt wurde. Während die russischen Offiziere mit ihren Damen unsere Wohnräume und die Fremdenzimmer bevölkerten, zogen wir in die Kegelbahn ein und hausten dort wie im D-Zug. Maxim Andrejewitsch Axonnow konnte sich auf die Turbanhexe, wie Swetlana Petrowna in Großräschen noch genannt wurde, verlassen. Die siebzehnjährige Russin lebte schon einige Jahre mit ihrer Mutter und Ihren beiden Brüdern in Großräschen als kriegsgefangene Fremdarbeiterin. Während unser Haus unter dem Schutz der Kommandantur tabu war, rächte sich die russische Familie ungehindert für alles Unrecht und alle erduldeten Schikanen während der Nazizeit an den Großräschner Bürgern. Jeder der vier Russen trug ein unverwechselbares Markenzeichen zur Schau. Swetlana hatte, der Kriegsmode folgend, nach dem Vorbild der deutschen Frauen ein Kopftuch wie einen orientalischen Turban gebunden. Sie plünderte mit Vorliebe bei den Geschäftsleuten. Ihre Mutter trat mit einem Kupferwasserkessel, den meine Mutter der Bürgermeisterstgattin Frau Momberg einmal zum Geburtstag geschenkt hatte, wie eine Handtasche an der Armbeuge auf und verwahrte dort ihre Schätze und Utensilien. Die Brüder im Alter von fünfzehn und sechzehn Jahren hatten sich viel zu große Lederstiefel organisiert. In den Schäften steckte eine schwere Bewaffnung von Messern und Revolvern. Die Turbanhexe wies die neue Verwaltung auf Parteimitglieder und besonders fanatische Nazis hin. So mancher Bürger verschwand für immer. Wo die Viererbande auftauchte, zitterten die Menschen vor dem Racheengel mit dem Turban auf dem Kopf.

Weihnachten stand meine Mutter mit beiden Omas in der Geschäftsküche, als die Turbanhexe plötzlich mit der kesselschwingenden Mutter vor ihnen auftauchte und Charlotta sprechen wollte. Den drei Frauen brach der Angstschweiß aus, obwohl sie sich keiner Schuld bewußt waren. Ein Riesengeschnatter brach los, von dem niemand ein Wort, bis auf meinen Namen "Ulka", verstanden hatte. Die Turbanhexe langte schließlich in den blinkenden Kupferkessel, zog eine Dauerwurst, ein Stück Speck, Brot und eine Flasche Schnaps hervor. Sie schnitt mit einem Messer, das auch sie im Stiefelschaft transportierte, kleine Stücke ab und fütterte nach Alter abgestuft die drei deutschen Frauen. Swetlanas Mutter setzte zuerst die Flasche an die Lippen, nahm einen Schluck und reichte den Wodka (oder was immer es gewesen sein mochte) weiter. Mutter begriff zuerst und fiel den beiden gefürchtetsten Damen um den Hals. Es wurde sogar geküßt. Mit Schaudern sprach meine Mutter von küssenden Russen, weil damals fast alle geschlechtskrank waren. Dann ging die Küchentür nochmal und der Bruder trat auf. Maximka, der Ältere, fragte wieder nach "Ulka". Man holte mich aus der Kegelbahn. Heute weiß ich, was sie alle dauernd gesagt hatten: "Detski mir und Padarki!" Wörtlich übersetzt "Kindertraum und Geschenke!" Sie meinten die deutsche Weihnachtsbescherung, denn es war ja Heilig Abend. Die Russen feiern am Dreikönigstag Väterchen Frost und Jolka (Tannenfest).

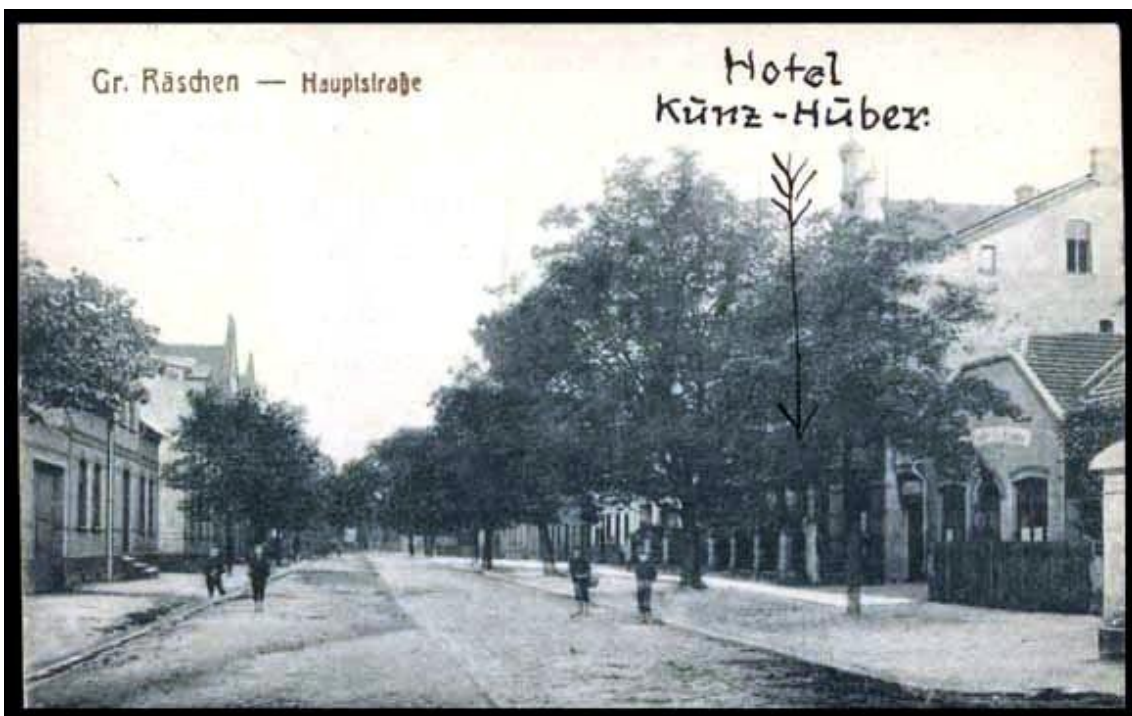
Man scheuchte uns durch das Hausflur zur Treppe. Vor dem Haus stand Wanjuschka mit einem kleinen Leiterhandwagen voller Puppen und Spielzeug. Die Turbanhexe hatte Razzia in Großräschen gemacht und die Häuser durchkämmt. Nun sollte ich mit dem Diebesgut der Plünderung beschert werden. Ich war hochofren. Die Omas und meine Mutter mußten notgedrungen ebenfalls Freude heucheln. Sie leisteten Schwerstarbeit, um die Besitzer ausfindig zu machen. Bis auf einen kleinen Teddybär, der nur ein Torso ohne Augen, ohne Arme und Beine war und dem das rechte Ohr fehlte, gelangte alles im Laufe eines Jahres zurück. Der kleine Bär Iwan wurde zu meinem Talisman. Er begleitete mich auf allen Unternehmungen, zu Prüfungen und ins Krankenhaus. An unserer Hochzeit steckte er in meiner Hosentasche.

Weshalb schütteten die gefürchteten Russen nun das Füllhorn ihrer Zuneigung über uns aus? Mutter erinnerte sich. 1944 gab es durch das Winterhilfswerk eine Kohlensonderzuteilung. Die Turbanhexe, ihre Mutter und ihre Brüder mußten unter bewaffneter Doppelbewachung die Kohlen in den Keller tragen und dort aufstapeln. Mutter, die für die AEG-Werke kochte, war es strengstens untersagt mit den Gefangenen ein Wort zu wechseln. Die Omas mußten die beiden Wachmänner zu einem Käffchen

einladen und ablenken. Mutter war heimlich in den Keller geschlichen und hatte dort ein Stullenpaket und heißen Tee mit viel Zucker übergeben. Sie wußte durch Vaters Kriegsberichte von den Greultaten der deutschen Wehrmacht. "Wehe uns, wenn einmal die Vergeltung kommt!" hatte er oft gesagt.

Maximka lauerte mir ständig auf und beschenkte mich. Ich wurde abgeknutscht und geherzt, weil ich russisch sprechen konnte. Er rettete mir das Leben, als ich am Plumpsklosett der Russen eine vergessene Panzerfaust fand und damit spielte. Der Junge kannte die Waffe und entriß sie mir. Was wußte ich mit drei, vier Jahren von einer Panzerabwehrrakete!?

Zum letzten Mal trat Maximka wieder als rettender Engel auf. Die Russen waren nach Senftenberg in den "Viktoriagarten" umgezogen, wo sie bis zur Wende 1990 blieben. Wir wohnten inzwischen auch ein Haus weiter über der Bäckerei Richter. Mutter ging in den Notzeiten mit den Frauen der ganzen Straße nachts Kohle von den Gleisen und Zügen der Bahn klauen. Sie wurde dabei erwischt und zu einer hohen Geldstrafe oder 14 Tagen Arrest im Gefängnis verurteilt. Geld hatte niemand nach der Geldentwertung. So ging die Frau des Justitiars beim Landrat heimlich nach Senftenberg zum Sitzen in den Knast. Ihrem Mann hatte sie gesagt, daß sie ein paar Tage nach Berlin zu ihrer Freundin hamstern fahren würde. Im Gefängnis hatten die Russen das Sagen. Der junge Chef war Maximka. Er küßte die verduzte Deliquentin, zerriß die Einweisungspapiere, trat mit dem Stiefel darauf herum, hob sie auf, klebte sie zusammen, stempelte und unterschrieb das Dokument mit Maxim Nurmin. Mutter war nach ihrer Minihaft mit Bewirtung im Kreisgerichtsgebäude mit einem Zacken in der Krone bald wieder auf freiem Fuß.



um 1930

WIE MIR ZIPPI DAS RAUCHEN BEIBRACHTE

(1948)

Als mein Stiefvater Richard Zibelius als Untermieter bei meiner Mutter einzog, war ich sechs Jahre alt. Zippi, wie ihn die beiden Omas und meine Mutter heimlich spöttelnd nannten, war bis zu seinem neunundvierzigsten Lebensjahr ein Junggeselle. Was ein Witwentröster war, wußte ich erst recht spät: auch kannte ich die Bedeutung eines Salonlöwen nicht. Die Kränzschwwestern, die vom Kegelclub "Rollendes Glück" aus der Vorkriegszeit übrig waren, beneideten Mutter um den Versorger, den sie sich geangelt hatte. Viele Ehemänner kamen aus dem Krieg nicht zurück. Mein Vater war 1944 von Partisanen erschossen worden, als er von der Ruhr geplagt auf die Telefonmasten klettern mußte, um die Drähte auf dem Rückzug der deutschen Armee zu zerschneiden. Mutter erzählte, wenn sie je von der Todesnachricht sprach, Vaters Kriegskamerad, der jahrelang Friedhofsgärtner in Großräschen war und Günther hieß, hätte ihn "in seiner Scheiße und im Blute liegend" gefunden. Seine Finger wären verkrampft gewesen, sodaß man ihm den Ehering erst vom Finger ziehen konnte, als man ihn beerdigte. Ich hüte den Schmuck noch heute, nachdem ihn Zippi vierzig Jahre lang getragen hatte. Richard der Dritte, so genannt, weil er der dritte und letzte Ehemann meiner Mutter war, schloß die Bekanntschaft schon 1936 während der Olympischen Spiele in Berlin. Er war der Bruder von Annchen, einer meiner zwölf Patentanten und Kegelschwester meiner Mutter. Zippi kam 1948 halbverhungert aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft und in Berlin ausgebombt nach Großräschen zu seiner Schwester. Während der Gatte noch bei den Russen schmorte, hatte sich Tante Annchen im geschlossenen Laden des Schusters, der wie der Förster einer der Freunde von Karl Acksel im Schützenverein war, mit einigen gattenlosen Frauen zusammengetan. Man betrieb, wie man heute sagt, einen Puff aus Not. Die Russen lieferten außer Getränken die Ernährung für die Familien. Die Damen hatten nur ihren Körper als Entgelt. Viele bezahlten auch mit ihrer Gesundheit. Annchen hatte damit keine Probleme, weil ihre Vorräte mit Fromms-Akt unerschöpflich waren. Friedensware versteht sich. Die Russen sollen nach den Gummihütchen ganz wild gewesen sein. Ich war mit sechs Lenzen voll im Bilde, meine Ohren hörten es läuten, aber mein kindlicher Verstand wußte natürlich nicht, wo die Glocken hingen, um sich einen Reim auf die viele unverdauliche Kost der Lästermäuler machen zu können. Moral ist, wie ich oft feststellen mußte, die sehr veränderliche Bewertung von Tatsachen durch die Gesellschaft. Das fing schon beim Rauchen an. Daß, wenn man lügt, nicht wie meine Mutter demagogisch vorausgesagt hatte, der Liebe Gott aus den Wolken fährt und den Lügner

bestraft, hatte ich schon ausprobiert. Zippi hatte mit Abrißsteinen, Karbidkalk und den Pflasterklinkern, mit denen die Russen einen Paradeweg zu ihrem Plums klosett befestigt hatten, aus dem Eiskeller an der Gartenstraße ein Stallgebäude errichtet. Hier wohnten unsere Hühner und Karnickel. Hier spielte sich ein großer Teil meiner Jugend ab. So sah ich zu, wie die Häsinnen von den Böcken besprungen wurden, bis ihnen vor Lust, oder war es Schmerz, die Augen aus den Höhlen traten. Was da vor sich ging, begriff ich nach dem Donnerwetter, das auf mich niederging, als vier junge ungedeckte Damen im Karnickelstall, der einst ein doppelsitziges Russenklosett gewesen war, sich ihr Fell ausrupften und um die Ecken für Kinderbetten im Käfig stritten. Die Väter des Wurfs waren ihre Brüder im Nachbarkoben. Wie sie zur Begattung und wieder zurückgelangt sein mochten, blieb ein Rätsel. Eine Beichte von mir hätte das Wunder erklärt. Man sperrte mich bei 'Fahrrad Lehmann', der belgische Riesen im Stall hatte und für 5 Mark Deckgebühr pro Sprung seine Böcke vermietete, in der Werkstatt aus. Der Geselle sagte mir zwar, ich dürfe beim Karnickelficken nicht zusehen; jedoch, was erklärt ein solches Wort? So gab ich mir Selbsthilfeunterricht in Verhaltensforschung. Die Böcke bissen sich, daß die Fellstücke flogen. Die Häsinnen lebten in einer WG friedlich im Doppelkäfig bis männlicher Besuch durch mich dazukam. Dann ging die wilde Jagd los. Die Böcke hämmerten auf die Mädels ein, daß das alte Russenklosett bis ins Schweinestallfundament erzitterte. Als die Weiber zu schreien anfangen, trennte ich die Geschlechter. Das war alles? fragte ich mich enttäuscht. Die Erfüllung meines Eingriffs in die Natur dauerte nur drei Wochen. Die Gewächse der Inzucht gediehen wunderbar. Zippi zelebrierte, um mich zu überführen, wahre Wunder an raffinierten Tricks. Doch der Justitiar scheiterte am amüsierten Verhalten meiner Mutter. Sie war zeitlebens eine pädagogische Niete. "Nimm ihn das nächstemal mit, wenn du zum Decken gehst. Kinder probieren genau das aus, was man ihnen verbietet."

Recht hatte sie! Ich probierte kurze Zeit später das Rauchen. Die Schokoladenzigaretten, die mir die Westberliner Tanten schenkten, hatten keinen Reiz. Der Rat meiner Mutter machte in diesem Fall aus dem kinderlosen Jungesellen Richard Zibelius einen fast genialen Pädagogen. Er trieb mir beim ersten Rauchversuch den Teufel mit dem Beezlebub aus. Er brachte mir das Rauchen fachmännisch bei. Bertha Huber bewohnte neben der Küche ein Zimmer und webte als guter Geist die zerrissenen Ehefäden zwischen drei Schwiegersöhnen, die sie vergötterten, und meiner Mutter, so gut es ging, wieder zusammen. Als Hubers Hotel einige Zeit verpachtet werden mußte, weil Ehemann Nummer eins, Georg Socher, Vater meines Halbbruders Gerhard, Pleite machte, rettete Oma Huber aus der Konkursmasse den gigantischen Zigarrenschatz meines Großvaters Robert Huber mit Havannas und Brasil in bedeutender Zahl von Spezialkisten. Diese schier nie versiegende Quelle sprudelte für sie und ihre Töchter lange Zeit über finanzielle Nöte und Klippen hinweg. In dem wohltemperierten Zimmer

der Großmutter schlummerte und reifte wohlriechend eine stabile Währung von gerollten Tabakblättern. Kam Besuch, dem man eine hohe Wertschätzung zuerkannte und der etwas schier Unmögliches in Notzeiten vollbringen mußte, so standen aus dem Fundus von Bertha Huber zwei Kisten zur Auswahl. Helle Zigarillos, die die Großmutter sich ab und zu selbst gönnte und dunkle schwere Geschosse. Die schweren, das leuchtete auch mir ein, denn sie waren bedeutend größer als die Zigarillos, wurden nur selten angeboten. Auch Zippi hatte einen kleinen Vorrat für besondere Fälle. Er rauchte nur Zigaretten. Bertha Huber verwaltete klug und sparsam ihre Schätze. Schon lange hatte ich ein begehrlliches Auge auf den Zigarrenvorrat geworfen. Die in den beiden Kisten auf dem Schreibtisch waren gezählt; sie standen, wie ich wußte, höher im Wert, als Geld. Oma Huber hatte nur eine Freundin, Emilie Moll, Mutter von Betty, die auch zu meinen Patentanten, dem Kränzchen und den Kegeldamen zählte. Als meine Mutter mit der Oma den für deren offene Beine beschwerlichen Weg antrat, um die befreundete Jubilarin zu besuchen, war die Luft rein. Mir war aufgetragen worden, das Kartoffelkraut im Garten zu verbrennen und erlaubt, drei Kartoffeln am Spieß darin zu rösten. Ich hatte meinen Freund, den Nachbarsjungen Wilfried, eingeladen, der Feuer und Flamme war. Er hätte mich schon aus Neid verpetzt. Mit einer Havanna, die mindestens 20 Westmark wert war, kauerte ich vor dem qualmenden Kartoffelkraut und hustete mir fast die Seele aus dem Ohren. Die Zigarre glimmte wie ein zerlutschter Schnuller. Ich kämpfte mit den typischen Einstiegsschwierigkeiten eines unerfahrenen Zigarrenrauchers. Offenbar hatte ich beim Zusehen doch etwas ganz Entscheidendes nicht ablusen können. Was machte die Großmutter, wenn sie den Rauch ausstieß und dabei Kringelwolkchen in die Luft zauberte. Sie trank dazu einen schweren Rotwein oder Portwein, der dem Zauberland von Toni Miersch entstammte. Toni war oft bei der Oma, um ihr ein Kistchen aus dem Kreuz zu leiern, wie sie mit ihrem Kontraalt dröhnte. Genau Toni Miersch, deren Pobacken rechts und links vom stabilsten Stuhl im Zimmer der Großmutter hingen, hatte mir, amüsiert über mein Interesse, gezeigt, wie man fachgerecht mit einer Brasil umging. Mein Kartoffelfeuer loderte hell entfacht. Doch der schwarze Glimmstengel war nicht so leicht in Gang zu bringen! Mein Kopf glühete vor Anstrengung. Ich saugte und zog, bis sich das Deckblatt hob und das teure Exemplar sich zu Matsch auflöste. Kein elegantes Wölkchen stieg zu Kringeln auf. Trotzdem hatte ich das Gefühl einen schwebenden Heiligenschein über meinem Kopf zu verspüren. Mitten in diese Anstrengungen tonnte von unbekannter Sanftmut tiefend die Stimme meines Stiefvaters. "So geht das nicht mein Junge!" Er schien die personifizierte Güte. Zu Tode erschrocken fuhr ich herum. Zippi stand wie aus dem Boden gewachsen hinter mir und lächelte milde amüsiert. Ihm war ein Stein vom Herzen gefallen. Die Rauchschwaden aus dem Garten signalisierten ihm ein brennendes Stallgebäude. Er hatte die Hände auf dem Rücken und lud mich nach vergeblichen Ratschlägen zum Rauchunterricht in die Laube ein. Kopfschuttelnd hatte er meinen Tabaklutscher ins Feuer

geworfen. Wir setzten uns gemütlich auf die alte Gartenbank, die viele Jahre am Grab meines Großvaters Robert Huber gestanden hatte. Zippi hatte die morschen Leisten durch neue ausgetauscht und mit Hilfe grüner Farbe dafür gesorgt, das sie von 1928 bis 1965 überlebte. Er zog ein Etui aus dem Jackett, bot mir eine Havanna an und gönnte sich auch einen Luxusglimmstengel. Was mag in dem Mann vorgegangen sein? Ich wüßte es heute zu gern! Fast jeder Mensch erlebt Sternstunden in seinem Leben. Es muß bei Zippi so etwas wie Liebe zu dem extrovertierten Jungen aufgeglommen sein. Ich erinnere mich noch, wie er seine Zigarre in Ohrhöhe zwischen den Fingern vorsichtig rollte, mit einem Abschneider die Spitzen bei sich und mir entfernte und dann wieder drehend mit einem langen Spezialstreichholz unsere Zigarrenungetüme in Brand steckte. Alles weitere endete im Nirvana, denn mir wurde schlecht. So schlecht, wie bisher nie zuvor in meinem Leben. Mein Kopf strebte in alle Himmelsrichtungen auseinander und schwebte ohne Rumpf davon. Der lag entseelt mindestens eine Stunde auf Kissen gebettet im Liegestuhl. Von Ferne flötete die besorgte Stimme meiner Mutter mich ins Diesseits zurück. Zippi harkte das glimmende Kartoffelkraut zusammen. Der Geruch reizte mich. Ich übergab mich sofort. Ich rauchte die erste Zigarette erst als Erwachsener und damit war es auch schnell Schluß. Zigaretten lagen oft in Westpäckchen. Sie waren noch immer eine heißbegehrte Verrechnungswährung. Zigarren habe ich bis heute nie wieder versucht. Unser Haus ist ein Nichtraucherhaus. Nach dreiundzwanzig Jahren Kneipe und stundenlangem Inhalieren beim Singen ist man als passiver Raucher milieugeschädigt und doppelt empfindlich. Meine drei Söhne habens alle probiert. Ich mußte keinen Rauchunterricht erteilen. Vielleicht verstehen sie deswegen nicht, daß ich ihren Kult, gemütliche Stunden ausgerechnet mit dem Inhalieren eines Zigarillos zu würzen, nicht nachvollziehen kann. Aber von oben zwinkert ihnen totsicher Bertha Huber voller Verständnis zu.

DER MORD AUF DEM QUARKKUCHEN
ODER
WIE ONKEL LUDWIG IN UNS WEITERLEBTE

(1949)

Wir lebten, als die russische Kommandantur 1949 aus unserem Haus in den Viktoria-Garten nach Senftenberg (Rauno) verlegt wurde, zwei Nächte in der Durchfahrt zwischen den Grundstücken Steidtmann und Richter. Abenteuerlich, weil der Hausbesitzer, Gatte meiner Patentante Johanna, seit Jahren mit meiner Mutter verkracht war. Wir sollten in Buttings Wohnung ziehen, die über dem Bäckerladen lag und die der Meister selbst bewohnen wollte. Er hatte sich eine junge Geliebte zugelegt. Zuerst hatten wir von 1945 bis 1949, wie im D-Zug, in der Kegelbahn des Hotels gehaust, das nun die Russen total verwüstet verlassen hatten. Die Antifa setzte einen Pächter hinein, der später der Schwiegervater meines Halbbruders wurde. Als sich die Wogen der Antipathie geglättet hatten, wohnten wir bis 1963 in der Bäckerei Richter, die der Ort der Ereignisse war.

Es war die Zeit der Männerknappheit. Nach dem zweiten Weltkrieg kämpften die Frauen um jede Hose und deren Inhalt. Wenn die Frauen ihre Blechkuchen in die Backstube brachten, nutzten sie die Gelegenheit, wenn abgebacken wurde, um den Dorftratsch durchzuhecheln. Wir Kinder spielten auf dem Hof, wo Hühner, Karnickel, Tauben und Schweine gehalten wurden. Jeder produzierte einen Teil seiner Nahrung selbst. Oft wurden wir Zeuge von Eifersuchtsdramen unter den Weibern. Man fackelte nicht lange und ging sich in die Haare, wenn eine der Frauen herausbekam, daß der Heimkehrer, den sie sich gerade geangelt hatte, auch bei einer anderen im Bett gelegen hatte. Einmal droschen die beiden Witwen so heftig aufeinander los, daß die Polizei kommen mußte. Die Lehmannsche und die Schulzen wälzten sich in der Ofenasche auf dem Hof. Sie rissen sich erst die Turbanfrisuren vom Kopf und dann die Bleche, die zum Abkühlen in einem Schragengestell gestapelt standen, herunter. Auch die Hunde der Gegnerinnen verbissen sich. Alles kugelte durcheinander. Auf dem Höhepunkt des Ringens um männliche Gunst griff sich die Frau Lehmann aus ihrem Eimer, in dem sie Pferdeäpfel transportierte, die sie von der Straße für ihren Garten aufgelesen hatte, ein Dungbällchen und stopfte es der Schulzen mitten in den weit aufgerissenen Schmähmund. An diesem Wochenende gab es in Großräschen Kuchen mit Hundehaaren.

Die Freßwelle hatte noch nicht eingesetzt. Man backte Kuchen mit mehr Fantasie, als mit Backzutaten. Es wurde gekaupelt und gestreckt, Roggenmehl und Kleie, Zuckerrübenschnitzel und auch Sägespäne verarbeitet. Wer ein Carepaket aus Amerika bekommen hatte, war fein dran. So eine Spendensendung war ein Kapital. Man schwieg stille, wenn nicht der Inhalt als Tauschware für den Schwarzen Markt in Frage kam. Meine Mutter hatte aus Minnesota ein Carepaket von Richters erhalten. Die Verwandten meiner Großmutter Bertha waren in den Inflationsjahren der Zwanziger ausgewandert. Was sollte meine Mutter mit Nylonstrümpfen mit Ziernaht und Schlüpfern mit Rüschen um den Schritt!? Bei der Lehmannschen und der Schulzen war das Sache! Die Backweiber auf dem Hof drängelten sich um die Reizwäsche und überboten sich. Wer achtete da noch auf seinen Kuchen?

Ich saß frierend auf dem Dach des Anbaus und lauerte auf Kuchenränder. Vor Weihnachten spendierte der alte Richter die Abschnitte, die sonst seine Schweine ins Futter bekamen, den Hungermäulern. Von oben beobachtete ich, wie erst ein Sperling auf einen Quarkkuchen losging und sich mitten auf dem Backwerk niederließ. Schnell gesellten sich noch drei Viecher dazu und pickten eifrig den frischen Belag vom rohen Teig. Richters Katze Pielchen starrte ebenfalls von oben auf die Szene. Sie saß auf einem Holzstapel neben dem Schweinekoben und äugte nicht lange. Schwupp griff sie aus ihrer günstigen Position an. Sie erwischte mitten auf dem Kuchen einen Sperling. Mit verzückt zerdrehten Augen knackte sie den Kopf ihrer Beute. Außer mir guckte niemand zu. Pielchen leckte das Blut ab und kam auf den Dreh, daß der Untergrund, auf dem sie saß, ebenfalls herrlich schmeckte. Sie begann so kräftig zu lecken und zu schlecken, daß die Stellage wackelte und die gaffenden Frauen aufmerksam wurden. Pielchen wurde verscheucht und der Schaden auf dem Kuchen mit einer Gabel durch Umverteilung des Belags behoben. Wer weiß, wer von dem Quarkkuchenschauplatz später ahnungslos und voller Genuß gegessen hat?

Mutter hatte mit der Gegenleistung für die Strümpfe mit Ziernaht und Schlüpfer mit Rüschen im Schritt ihre Backzutatenvorräte aufgefüllt. Zusammen mit dem Inhalt des Carepakets ließen sich zwei richtige Friedensstollen backen. Außer einer rosigen fetten Schinkenseite war in dem Paket aus USA noch eine golden blinkende Vase mit Schraubdeckel. Mutter machte das kitschige Gefäß auf und kostete den Inhalt. Sie leckte ihren Finger ab und meinte: "Mehl! Wozu die Amis Mehl in eine Blechdose füllen?" - "Es ist ganz grau. Vielleicht eine besondere Sorte? Im Stollen fällt das nicht auf. Der Rohrzucker ist ja auch braun", gab die Oma Bertha zu

bedenken. Der Stollen wurde gebacken und verzehrt. Er schmeckte auch ohne Butter und Puderzuckerdecke herrlich und war viel zu schnell aufgegessen.

Als ich nach Weihnachten aus dem Kindergarten kam, war mein Stiefvater grün im Gesicht. Er erbrach sich im Schlafzimmer pausenlos über dem Toiletteneimer. Geschwächt mußte er sich ins Bett legen. Mutter war guter Dinge. Man merkte deutlich, sie mußte sich mit großer Mühe das Lachen verbeißen. Weshalb war sie so schadenfroh? Auch die Oma saß mit wächsernem Gesicht in der Küche. Mit ihrem Satz, wir hätten alle von Onkel Ludwig genascht, konnte ich erst viel später etwas anfangen.

Es war ein Brief aus Minnesota angekommen. Tante Mirtle teilte in englisch mit, was Mutters dritter Gatte, Richard Zibelius, übersetzte. Sie bat ihre Verwandten in der Ostzone, die Asche ihres verstorbenen Ludwig, die sie im Carepaket mitgeschickt hätte, in heimatlicher gottgeweihter Erde beizusetzen. Es wäre der letzte Wunsch ihres Gatten gewesen.

Ob unsere Mägen mit gottgeweihter Erde zu vergleichen waren? Uncle Ludwig lebte durch ein Mißverständnis nun in uns allen weiter oder war, wenn man so will, über unseren Darm in den Acker seiner Heimat gelangt.

HIMBEERBONGSE

(1950)

Es gibt sie noch, die appetitlich rotgefärbten Zuckerbonbon mit Himbeergeschmack, die, wenn man sie in der Hand hält, zu klebriger Masse verschmelzen. In Kindertagen waren sie unsere Währung. Da wir kein Geld hatten, löhnten wir Dienstleistungen und Gefälligkeiten damit und wenn wir fünfzig Pfennige zusammen hatten, gingen wir zu Runks, wo in den fünfziger Jahren das erste HO-Kaufhaus von Großräschen aufgemacht hatte. Herr Runk hatte das einst jüdische Geschäft Gerechter nach dem Krieg übernommen und nun übernahm die volkseigene Handelsorganisation seinen Laden und machte ihn für kurze Zeit zum Chef. Gleich links oben gab es Lebensmittel. Man musste gar nichts sagen. Elisabeth Protzsch, damals Lehrling und später die Handelskanone in Großräschen, reichte uns die Tüte zu. Als dann rationalisiert wurde und es nur noch eine Kasse für alle Abteilungen im vorderen Verkaufsraum gab, hatte man die Bonbon zum Verkürzen des Verkaufsvorganges dort vorrätig. Sonst hätten die Kinder erst zum Lebensmittelstand rennen müssen. Dann musste man mit dem Bon an die Kasse und zuletzt mit dem abgestempelten Bon an der Ausgabe das kleine Tütchen in Empfang nehmen. Die Russen machten das so vor. Nun genügte "Himbeerbongse" und schon war der Kinderhimmel ein Stück näher. Was heute unseren Enkeln nicht einmal einen müden Blick entlocken würde, war 1950 bei den Mädchen auch ein beliebtes Mittel, um die Lippen in einen lieblich süßen Kussmund zu verwandeln. Die Bonbon färbten die Lippen beim Nutschen. Deswegen lutschten wir Jungen nur mit der Zunge und schluckten den süßen Speichel gleich hinunter. Die Mädels "nutschten" und saugten die Lippen nach innen oder schoben und rieben sie übereinander. So gab es bei den weniger Gescheiten und Geschickten rote Himbeerzuckerbärte. Die sogenannten Himbeerschnuten. Ausgerechnet die "Weiber" (wir sagten nicht Mädchen, wir nannten die Mädchen nicht Girls oder Zahn, wir sagten Weiber) boten sich ohne zu zieren zum Küssen an. Diese Weiber mochten wir nicht. Wir wollten ausgerechnet die küssen, die uns gar nicht küssen wollten. Die standen auf ältere Jungens und die wieder sahen nach viel älteren Mädchen, die dann schon wieder Männern schöne Augen machten... Ja, so ist das im Leben eingerichtet. Wenn jeder den bekäme, den er sich ausgeguckt hätte, wäre es ja stinklangweilig! So wurde ich von Marlenchen verfolgt. Sie schrie, sobald sie meiner ansichtig wurde: "Ulli, mein Bulli, gib Küsschen!!" Auch mit Sieben hat man als Junge seinen Stolz. Ich floh. Marlenchen verhalf sich mit Hilfe von Himbeerbongsen zu

einer Riege williger Freundinnen. Die Kumpanei lauerte im Ehrenhain, einem zum Park umfunktionierten Friedhof. Von ihm wird noch oft die Rede sein. Wir spielten dort gern, weil man in den unterirdischen alten Grüften herrliche Verstecke fand. Es war gruslig und man war beim Eichelnsammeln für die "Puckhauer" vor den Weibern sicher. Die trauten sich nicht dahin. Puckhauer waren Stücke von dicken Holunderästen. Man bohrte das weiche Mark heraus und hatte ein natürliches Rohr. An beiden Enden wurde eine halbierte Eichel mit dem Puckhauerstöpsel hineingehämmert. Der Stöpsel war ein Spiess mit Hammerende. Oft wurden den Müttern für diesen Zweck die Quirle geklaut. Presste man nun den Quirl, wie einen Ladestock, gegen eine der verstopften Öffnungen, pfiß die Eichelhälfte der gegenüberliegenden Seite wie ein Geschoss mit einem lauten Knall heraus. Der Luftdruck bewirkte, dass die Eichelmunition bei einem Treffer auf der Haut einen tüchtigen Schmerz erzeugte. Ohne Puckhauer war man kein richtiger Junge. Die Mädchen lauerten unter Marlenchens Kommando auf mich am Eingang des Ehrenhains und hielten mich zu viert so lange fest, bis alle ihre Kusswut an mir gestillt hatten. Ich wehrte mich nur zum Schein, denn (heute kann mans ja zugeben) es tat jedem Jungen gut, wenn er sich so begehrt fühlte. Es piepten da noch keine Hormone. Es war eine Handlung ohne sexuelle Absichten. Wir Kinder dachten nicht an Liebesspiele. Die Erwachsenen waren kurz nach dem Krieg besonders scharf auf einander und hatten bei allem Hintergedanken, die wir nicht nachvollziehen konnten.

Um ihre Kumpanas mit Himbeerbongsen kaufen zu können, machte Marlenchen eine Sonderschicht am Tunnel. Wenn es einen starken Sommerregen gab, lief die Eisenbahnunterführung zwischen Großräschen und Schmogrow (Schmurke genannt, später Großräschen Ost) mit Wasser voll. Die Pumpen aus der Vorkriegszeit funktionierten nicht mehr oder es waren die Rohre versackt. Wir Kinder badeten im warmen Wasser, das uns bis an den Bauchnabel reichte. Die wenigen Autos, die es damals gab, erzeugten eine Bugwelle oder mussten umkehren, wenn der Wasserstand eine Durchfahrt zu riskant machte. Es wurde ein weiter Umweg bis zum Bahnhof nötig. Die Fahrradfahrer liessen sich von uns Kindern die Räder durchführen oder gar tragen und gingen selbst den verbotenen Weg über die Bahngleise, wenn sie trocken ankommen wollten. Es gab einen Fünfer als Entgelt. Marlenchen hatte einen Badeanzug an und verdiente sich eine Mark für zwei Tüten Himbeerbongse. Der Anzug war damals aus keinem Stretchmaterial, wie wir es heute kennen. Bewegung und Wasser scheuerten. Marlenchen wurde im Schritt davon wund und wollte sich am Abend von der Mutti nicht da unten waschen lassen. Es tat ihr weh. Bei der Mutter läuteten sofort die Alarmglocken Sturm, als Marlenchen zu heulen

anfang und leider die Kausalkette verkehrtherum abspulte. So stellte sich die Absicht, mit dem Fahrradtransfer durch den abgesoffenen Tunnel Geld zu verdienen, um Bongse kaufen zu können, Himbeerbongse, um die Freundinnen willig zu machen, ihr beim Küssen eines sich sträubenden Jungen behilflich zu sein, als einen Deflorationsversuch durch mich dar.

Ich hatte keine Ahnung wovon die Rede war, als die Nachbarin, Marlenchens Mutter, aufgebracht bei uns klingelte und meiner Mutter eröffnete, ich und ihr Mädels hätten zusammen gepumpt. Ich wurde verhört und die knallroten Ohren, die mich Kussempfänger Lügen strafen, brachten mir den Ruf ein, frühreif zu sein. Meine Mutter fackelte nicht lange. Sie fragte gezielt, ob ich meinen Puller in den Puller von Marlenchen gesteckt hätte? Wieso sollte ich soetwas Schweinisches tun? Ich war von den Socken. Ich fragte entrüstet zurück, wie meine Mutter auf eine solche Idee käme, wo doch die Frauen da nach Stinke röchen. Nun wurde es Muttern peinlich. Marlenchen musste auf der Stelle zu Doktor Noack, der in Richters Villa an der Ecke Garten/Bahnhofstrasse praktizierte, bevor eine Kinderkrippe dort ihr Domicil eröffnete. Der Doktor bestätigte: Das Hymen des Kindes sei unversehrt und die Rötung auf eine Abschürfung der durchnässten Kleidung zurückzuführen.

DAS WEIHNACHTSGESPENST

(1951)

"Es gibt keine Gespenster!" schimpfte meine Mutter mit mir, als ich mit schreckgeweiteten Augen berichten wollte, daß ich schon wieder dem Weihnachtsgespent begegnet war. Wir Kinder hatten die Erscheinung, die nur vor Weihnachten im Hause umging, so getauft. Ich ließ mich nicht davon abbringen, denn das Gespent war freundlich zu mir und hatte mir Schokoladenplätzchen in den Mund gesteckt. Es glaubte mir so lange niemand, bis die weiße Frau oder der schwarze Mann auch den Bäckerskindern erschienen war und besonders die kleine Gisela, die auf dem Nachttöpfchen eine Sitzung hatte, ganz böse erschreckte. Wir nervten mit unseren Berichten die Eltern. Es legten sich die beiden Gesellen und die Ladenmädchen auf die Lauer. Ihnen wurde der Spuk zugeschrieben. Deswegen war auch niemand erstaunt, daß nichts dabei herauskam. Ein Ulk der jungen Leute. Basta! Der Spaß hörte nicht auf; es fehlte im Konditorraum Couverture und auch die Lebkuchenmasse, die bald zu Pfefferkuchen verarbeitet werden sollte und hier ruhen und reifen mußte, war ausgewickelt. Der Geist war also ein Dieb! Er konnte nur über die Stiege zum Taubenschlag auf den Mehlboden und von da über die Bodenkammer in den Vorratsraum gelangt sein. Der Verschlag wurde vernagelt. Es spukte trotzdem weiter. Einem Gespent waren keine Hindernisse in den Weg zu stellen. Es konnte ja durch die Wände hindurchgehen. Kinder sind da besser informiert. Wenn ich auf das Plums klosett auf den Hof gehen mußte, hatte ich Angst. Die Stiege zum Taubenschlag lag gegenüber. Wer weiß, ob das Weihnachtsgespent nach dem Vorbild der Hexe aus "Hänsel und Gretel" die Kinder mit Süßem und freundlichen Worten nur anlocken wollte. Ich war damals ein dickes Kind und wollte nicht im Backofen gebraten werden, denn den gab es ja auch. Ich war auf der Hut. Das Gespent winkte mir schon am Nachmittag in der Dämmerung aus dem Hofzimmer zu und zog die Gardine schnell wieder vor.

Meine Mutter lachte mich aus und schürte meine Ängste noch mehr. Sie erzählte ihren Kränzchendamens vom Selbstmord der Geliebten des alten Bäckermeisters Richter. Sie mußte eine halbe Treppe hoch in der Hofkammer hinter dem Büro des Meisters leben. Wir waren auf Anordnung der russischen Kommandantur in dieses Haus und die Wohnung gezogen, die die ungleichen Liebesleute für sich in Anspruch nehmen wollten. Eines Tages war das Liebesglück aus. Fräulein Sophia schoß sich mit der Pistole

des Bäckers zweimal in die Brust und schrieb mit dem Blut und ihrem Finger aufs Bettlaken "Rache!" Das war so schön romantisch und gruslig. "Nun geht die Tote um, weil sie keine Ruhe findet!" machte Mutter ihren Kumpanas weis. Das war natürlich Quatsch, denn das freundliche Weihnachtsgespent sah nicht wie das Fräulein Sophia aus, sondern wie Kätchen Steidtmann. Ich denunzierte mich selbst mit meinem Widerspruch. "Wie soll Kätchen Steidtmann ins Hofzimmer gekommen sein? Das steht seit Jahren leer," hielt meine Mutter dagegen.

Wir stellten uns gut mit dem Weihnachtsgespent, nahmen die Schokolade und sagten kein Wort mehr. Nach Weihnachten war der Spuk sowieso vorbei. Aber Kätchen Steidtmann bekam ein Kind. Die unerklärliche Schwangerschaft der sechzehnjährigen Nachbarstochter war eine Sensation für die Tratschtanten. Mutter würzte die Häme mit biblischen Vergleichen. "Maria war auch vom Heiligen Geist beschwänkert worden!" Es wurde lange kein Kindserzeuger als Vater bekannt. Kätchen schwieg eisern. Die geschmähte Tochter heiratete einen viel älteren Mann und zog nach Bonn. Wie war sie zu der Bekanntschaft gekommen? Es gab so viele Geheimnisse zwischen Himmel und Erde!

Der Bäcker siedelte nach Senftenberg um. Die Produktionsräume standen Jahrzehnte leer. Im Laden verkaufte die HO Backwaren. Nach und nach wurden die Wirtschaftsgebäude des Vierseithofes wegen Baufälligkeit abgerissen. Wir Kinder spielten in den Ruinen mit den einfallenden Dächern gern. Es gab Treppen und Verstecke. In dem Gewirr von alten Gemäuern konnte man ringsum laufen und herumtoben. Auch unsere drei Jungen fühlten sich im Chaos wohl. Man mußte lange nach ihnen suchen. Bevor die Abrißbirne kam, kletterte ich von Steidtmanns bis zu unserem Grundstück ungehindert über Treppen, die hinauf und abwärts führten. Man konnte früher ungesehen über den gesamten Bodenraum laufen; es gab keine Brandmauer. Die beiden Geschäftshäuser waren einst ein zusammenhängendes Anwesen. Sicher ein Gutshof, wie die Riesentoreinfahrt noch immer belegt. Nun war mir der Spuk aus Kindertagen klar. Kätchens Mädchenkammer hatte ein Fenster zum Nachbarn Kulicke. Da gab es eine Wirtschaft mit Hotelbetrieb und eine Fleischerei. Dort waren sich schon meine Großeltern begegnet. Ein Hotelgast, wohl ein Vertreter aus Bonn, der zur Weihnachtszeit seine Ware verhökerte, machte der Steidtmanntochter den Hof und verführte sie im verlassenen Richterschen Liebesnest. Woher Kätchen das Gebäudelabyrinth kannte, ist nicht zu sagen. Die Liebe wies ihr den Weg. Vielleicht hatte auch sie dort als Kind Verstecken gespielt?

DIE RACHE DER KIRCHENMAUS

(1951)

Als zu DDR-Zeiten in einem strengen Winter die Kohlen knapp wurden, bekamen in der Vorweihnachtszeit die Kirchen und Gemeindehäuser kein Brennmaterial mehr vom Staat zugeteilt. Trotzdem fielen im Advent und am Heiligen Abend die Gottesdienste nicht aus. Das große Kirchenschiff blieb geschlossen. Man hatte die Mehrschichtfeiern im Gemeindesaal erfunden. Jeder Besucher brachte eine Kohle mit, die vor der Tür in dafür bereit gestellte Körbe gelegt wurde. Man betete und sang dichtgedrängt von Mittag an. Menschen und Kerzen heizten zusätzlich ein. Ich war noch ein Kind und marschierte mit meinen Eltern durch den knirschenden Schnee zum zweiten Nachmittagsgottesdienst. Gerade als der Pfarrer die Weihnachtsgeschichte vorlas, blieb auch noch der Strom weg. In den erloschenen Messinglampen spiegelten sich viele Kerzen buntgemischt. Die alte Dame am Harmonium, die Schneckenschulzen genannt, weil sie ihre langen Zöpfe zu Schnecken gesteckt und wie Kopfhörer um die Ohren drapiert trug, war gerade eingeknickt und ihr leises Schnarchen umrahmte die Predigt. Es klang, wie das monotone Plätschern eines Bächleins. Die Katechetin, die sonst in der Kirche die große Orgel ertönen ließ, hatte uns heute mit ihrem Gesang erquickt, Sie beugte sich zu der Schläferin und bat sie, den Mechanismus für den Fußbetrieb des Instruments in Gang zu setzen. Dem betagten Fräulein rutschte beim Erwachen die Wegzehrung in Form von Weinbrandbohnen aus der Tasche. Sie kullerten neben das Fußpedal des Blasebalgs. Ich wartete gespannt, ob und wann nun die Nascherei, die Kinder verboten ist, weil sie angeblich dumm machen sollte, von den Füßen zertreten werden würde. Die Schneckenschulzen hatte sich zum Fest neue Schuhe geleistet und die drückten sie nach vielen Schichten Nonstopgottesdienst im Gemeindesaal. Also hatte sie sie ausgezogen. Ich stand unweit und beobachtete, wie die dick bestrumpften Füße im Zwielflicht vergeblich auf die Suche gingen. Nun war die musikalische Umrahmung an der Reihe. Das Harmoniumgebläse mußte unbeschuhet getreten werden. Während wir sangen "Vom Himmel hoch, da komm ich her" hüllte sich Schneckenschulzen in eine Gloriole von Staubwolken. Das war auch für eine Kirchenmaus zuviel! Sie wohnte schon lange Zeit im nie benutzten Blasebalg des Musikinstruments und floh zu Tode erschreckt bei

den ersten Tönen aus ihrer Behausung. Die Musik ließ sie kalt. Das Fauchen des Luftzugs, das die Töne erzeugte, war fellsträubend. "Rache!" schallte es im Mäusesinn, "Raaache!!" Doch was richtet so ein kleines Tier gegen einen Saal voller weihnachtlich gestimmter Menschen aus? Das Schicksal hatte längst zu seinen Gunsten entschieden. Auf der Flucht stieß die Maus gegen eine Weinbrandbohne. Sie bekam ein Leck und lief aus. Als die Maus davon kostete, stieg ein solcher Mut in ihr auf, daß sie die Musikerin in die bestrumpfte Zehe biß. So endete das herrliche Lied von der Stillen Nacht mit einem gewaltigen Schlußakkord. Der Schmerzens- und Schreckenschrei der Schneckenschulzen, den ich mimisch verfolgen konnte, ging im Geläut der drei von Hand gezogenen Kirchenglocken unter.

LEBERWURSCHTKAFFE

(1952)

Leberwurschkaffe ist ein Ponaschmudeutsch oder Lausitzer Mundart mit einem Stich ins Wendische. Obwohl der Spreewald ein Stück weiter nördlich liegt, sprach man bei uns ungepflegt. Ich mußte mich von Kindesbeinen an eines ausgesuchten Deutsches befleißigen. Mein Siefvater berichtigte mich besonders gern bei Tisch. Er zerstörte, indem er die sprachlichen Unzulänglichkeiten ständig vorführte, eine nette entspannte Familienatmosphäre. Bei uns ging es zu wie bei der Familie Thomas Manns. Es gab Abweichungen. An des großen deutschen Romanciers Tafel teilten sich vier Geschwister die Torturen väterlicher Zucht. Ich war Einzelkind und hatte allein die Last der Erziehungsrituale zu ertragen. Selbstkritisch muß ich zugeben, dann selbst in diese Manie verfallen zu sein. Meine drei Söhne schildern ihre Kinderzeit noch härter als KZ.

Man muß erst alt werden, um ermessen zu können, was es für Zippi bedeutete, auf einen Schlag Ehemann einer lebensklugen und gewitzten Witwe mit Kind und zwei betagten Großmüttern zu sein. Und das in einer Zeit, wo Hungersnöte ganze Gegenden leer fegten. Ich bewundere ihn dafür noch heute, denn er versorgte uns fünfe in den Nachkriegsjahren vorbildlich. Ich erinnere mich, wie meine Mutter im Morgengrauen dem erstarrten Gatten vom Fahrrad half, die Karbidlampe löschte und dann die an den Beinen festgefrorenen Hosenbeine mit heißen nassen Handtüchern auftaute. Selbst die Unterhosen waren steif, wie Bretter. Er kam nie mit leeren Händen. Da er beim Landratsamt eine Kontrollfunktion ausübte, fiel so manches Häppchen für ein zugedrücktes Auge in unseren Familienbrotkorb. Es waren schwere Zeiten. Richard Zibelius wollte, daß wir es gut haben und erfand absonderliche Reglements bei den Mahlzeiten.

Er war als eines von sieben ungeliebten Kindern negativ vorbelastet und zelebrierte an uns als ungeübter Familienvater extremen Drill. Nie sprachen er (oder ich) zu den Opfern erklärende Worte über die Motive, deren Wurzeln in der Kindheit lagen. Traumatische Erfahrungen im Elternhaus sind keine Entschuldigungen für Fehlverhalten. Wüßten wir alle mehr über des anderen Seelenleben und verdrängte Katastrophen, so würde ein Wort zur rechten Zeit oft Berge versetzen. Als ich schon erwachsen war, erfuhr ich, daß Zippi, der in Kostebrau als Sohn eines Bau- und Dachdeckermeisters mit der Familie in einer Villa wohnte, oft hungrig in die ungeheizte Dachkammer zu Bett geschickt wurde. Er überraschte seine heimlich im Salon tafelnden Eltern, als er nachts mit den Haaren am Kopfkissen festgefroren war und zum Auftauen in die Küche schlich. Die

Mutter platzte aus den Nähten des Korsetts und des Vaters Schmärbauch hing auf den Knien. Noch heute kann man vom Gruppenbild auf die ungerechte Kostverteilung schließen. Die sieben Kinder aßen mit dem Personal in der Küche karge Mahlzeiten. Diese Erinnerungen ließen Richard den Dritten besonders beleidigend und erniedrigend gerecht sein. Die übertriebene Güte bescherte uns jedes Wochenende illustrierte Zeitungen, Vitalade und Süßtafeln (in frühen DDR-Zeiten als Schokoladenersatz im Handel). Der Vater schrieb unsere Namen darauf. Bald hatten wir auch gekennzeichnete Teller. Seine Kontrollen informierten ihn, wer am meisten von seinem Depot genascht hatte. Zu den Feiertagen gab es für jeden ein eigenes Stück Butter in einer extra Assiette. Die wandelnde Ulknudel in seiner Ehefrau erwachte bei diesen Übertreibungen. Sie präsentierte eine Zeit lang den Würfelzucker und die Wurstzipfel auch mit Schildchen. Doch Zippi verstand nicht und fühlte sich nicht lächerlich gemacht. Wir wußten ja nichts von den Nachtsoupers seiner Eltern! Was weiß ein Kind von Psychologie? Ich lebte ständig in Angst, Gebote und Verbote übertreten zu haben.

Bis Richard Zibelius als dritter Ehemann einzog, wohnte die Mutter meines im Krieg gefallenen Vaters bei uns. Weil sie in Potsdam ausgebombt war, nannte ich sie Oma Potsdam. Auf den Parkbänken von Großräschen hieß sie "die Dreckschleuder"! Sie war die bestunterrichtete Dame in Rentnerkreisen und eine naive Quatsche. Sie verfemte sich und uns durch ihre Lobgesänge auf den guten Schwiegersohn, der sie, Lotteken, die Bertha und det Ulliken fütterte. Wer nicht mal Brot hatte und das war die Mehrzahl auf den Parkbänken, haßte die verkalkte glückliche Alte. So mußte sie, als sie eine Gefahr durch ihre Dankbarkeit wurde, in ein leerstehendes Zimmer von "Hubers Hotel" ziehen. Es war damals verpachtet. Die Mutter meiner Mutter, die ich als Kind für die Gräfin Cosel hielt, saß mit keinem ihrer drei Schwiegersöhne am Tisch. Sie speiste entweder mit Mutter und mir in der Küche oder zog sich in ihr Zimmer zurück.

Ich hörte schon mit fünf Jahren auf, ein unbeschwertes Kind zu sein. Bis ich die exquisiten Tischsitten fehlerlos beherrschte, schwor ich, von Haß erfüllt, eines Tages Rache zu nehmen. Ich beobachtete, während ich schwieg. Nur wenn das Wort an mich gerichtet worden war, durfte ich mich äußern. Mir fielen unendlich viele Fehler der Erwachsenen auf, die ungeahndet blieben. Passierte mir so ein Fehlgriff, den die Großen gedankenlos ständig begingen, wurde ich bestraft oder getadelt. Viel später begriff ich, welch' ein kostbares Kapital ich schon in der Kindheit auf der Bank des Lebens hatte. Natürlich ist man als frühreif und altklug abgestempelt, wenn man ein fehlerloses Deutsch spricht oder Konversation wie ein Erwachsener vorführt.

Es gab fürchterliche Ehekräche wegen der Krümelkackermethoden. Als Inhaberin von "Hubers Hotel" war meine Mutter lebenslang an ein großes Haus gewöhnt. Die Erbsenzählerei und Pinglichkeit machte sie rasend. Sie verstand nicht und war nicht tolerant. Da ihr Humor an Zippi abprallte,

schwieg auch sie bei Tisch, während der Gatte dozierte. Bei einem Sonntagsfrühstück, sehr zeitig, so um halb acht, denn Zippi wollte in seinen Garten, "Werte schaffen", erlebte ich den ersten Rausch von Schadenfreude. Zippi machte bis spät in die Nacht bei drei Fleischereien die Lebensmittelkartenabrechnungen. Entsprechend war unser Tisch bestückt. Der Wurstteller war immer krachend voll und reichte für die ganze Kumpana von Mutters Kegelclub. Die Eltern saßen übereck, ich, wegen des Kontrollblicks, dem Vater gegenüber. Zippi redete mit Händen und Füßen von den Kampagnen des Staates, die den Genossen auf Trapp hielten. Er war die Pflichterfüllung in Person und gefürchtet. Ständig stieß er auf Leute, die mogelten und beim Abzweigen erwischt worden waren. Gesprächsstoff, den ich nicht verstand. Zippi langte über den Tisch und stieß seine Gabel ins überquellende Wurstangebot. Da er keine Bohrwurst litt, war auch die Streichwurst in Scheiben angerichtet. Beim Überqueren des Tisches stürzte die Leberwurstscheibe ab und plumste ungesehen in den stark gesüßten Bohnenkaffe des Hausherrn. Die Gabel stippte ohne Belag auf die Butterstulle. Der Agitator stutzte irritiert und begann nach dem Verbleib der Wurst zu forschen. Während beide Eltern suchten, bildete sich auf der Kaffeeoberfläche Fettauge neben Fettauge. Man suchte den Teppich auf Knien ab. Mich trafen strafende Blicke, obwohl ich pflichtschuldigt mitsuchte. Das Biest in mir frohlockte und jubilierte. Dann kam der erste Schluck, auf den sich meine kindlichen Sinne rachesäumend konzentriert hatten. Zippi wurde zum kaffeespeienden Brunnen. Der Leberwurstkaffe landete in der Tasse und halbverstreut über dem Tisch. Alles, was in der Spuckschneise stand, triefte. Angeekelt heuchelte meine Mutter Entsetzen. Ich lachte undiplomatisch. "Sofort verläßt du den Tisch und das Zimmer!!" Oma Huber (die Gräfin Cosel) brach ihr Bohnkaffeeverbot für Kinder, tat, meiner Bitte folgend, eine Scheibe Leberwurst in stark gesüßtes Gebräu und kostete auch in der Küche davon. Nun wußten wir beide, wie Leberwurstkaffe schmeckt. Man muß es ausprobieren, um sich das vorstellen zu können...

TANTE SCHNUTCHENS AHNUNGEN
UND DIE BEWEGUNG

(1952)

Mit zehn Jahren war ich etwa so lang wie breit. Als eines Tages die Kinder der ganzen Schule hinter mir herjohnten und "Fettwanst" höhnten, ging meine Mutter mit mir zum Kinderarzt. Dr. von Grünhagen schickte uns sofort in die Kinderklinik der Charité. Dort mußten wir viermal im Jahr vorsprechen. Die Eltern organisierten Nachtquartiere bei Bekannten und Verwandten in Berlin. So war auch bald Tante Schnutchen in Baumschulenweg in der Baumschulenstraße an der Reihe. Die Tante, Cousine meines im Krieg gefallenen Vaters, war eine alterslose Dame. Es kam mir vor, als wenn sie vierzig Jahre lang immer gleich aussah. Gleiche Frisur, gleicher Stil der Kleidung und auch die schlanke Figur blieb unverändert. Wir trafen uns im Wartesaal der Charité. Tante Schnutchen, die eigentlich Dora hieß, war über ihren viel zu dicken Neffen erschrocken. Sie kannte mich bisher nur als "normales" Kind. Ihre Augen sprachen wortlos aus, was sie dachte: Bewegung braucht der Junge!

An diesem Tag war es ungewöhnlich kalt. Zwanzig Minusgrade hatten schon die Bahnfahrt bis Berlin zu einer Geduldprobe in den überfüllten Zügen gemacht. Auch die Weichen der Stadtbahn gaben den Geist auf. Tante Schnutchen war ortskundig und lotste uns in die U-Bahn. Sie nahm mich an die Hand und meine Mutter preschte mit dem Gepäck hinterher. Sie hatte auch noch die Last des schweren neuen Kaninchenpelzmantels zu tragen. Als wir die vereisten Treppen hinuntereilten, sagte die Lausprecherstimme schon "Zurückbleiben!" Die Berliner stiegen trotzdem ungerührt ein und aus. Bei der U-Bahn gab es damals nicht überall selbstschließende Türen. Tante Schnutchen stieg schnell mit mir in den Waggon. Meine Mutter war nur mit einem Bein im Zug, als er losfuhr. Glätte, Ruck und Balance zogen sie rückwärts. Sie schlug auf den Bahnsteig auf. Ich hörte sie noch "Mein Kind! Mein Kind ist im Zug!" rufen, dann wurde mir übel. Tante Schnutchen stieg am Alexanderplatz aus und sagte der Bahnaufsicht Bescheid. Meine Mutter kam schon mit dem nächsten Zug unversehrt angebraust. Der neue Mantel war eingeweiht und hatte sie vor einem Unfall bewahrt. Tante Schnutchen fand zuerst die Sprache wieder: "Gott Lotte! Du bist doch erst vor kurzem in eure Jauchengrube gefallen!!" Das stimmte. Beim Teppichklopfen gab der durchgerostete Fäkaliengrubendeckel nach. Meine Mutter war mit beiden Beinen in der Versenkung verschwunden. Sie reagierte augenblicklich und breitete beide Arme aus. So versank sie nicht in der Kloake. Sie trug nur blaue Flecken und ein paar Abschürfungen zur Schau.

Kaum waren wir in Tante Schnutchens Wohnung angekommen, schlug der Pechteufel nochmals zu. Großvaters Schwester, Schnutchens Fräulein Mutter, war kleiner als ich, aber genau so rundlich. Wir herzten uns gerade wie zwei dicke Lilliputaner vom Zirkus, als meine Mutter mit einem Schrei aus Tante Schnutchens einzigem bequemen Möbel, einem total verschlissenen Ohrensessel, hochfuhr. Eine beachtlich große Küchenschere steckte mit geschlossenen Schermessern, wie ein Dolch, in ihrem Hinterteil. Die alte Dame hatte dort wenige Minuten vorher Wäsche ausgebessert. Das Schneiderwerkzeug war mit dem Griff in die Polsterfalte gerutscht. Sechs Augen starrten auf den Scherengriff, der aus Mutters Wollrock ragte.

Oma Emilie motzte ihre Tochter an. Bevor der Karpfenschnute der letzte Rest Farbe und der Geist entschwinden konnte, kreischte sie: "Zieh Lotte sofort die Schere aus dem Arsch! Du warst doch Sanni im Krieg! Tu wat!"

Tante Schnutchen erwachte aus der Starre und rief schon aus dem Treppenhaus der Mietskaserne: "Ick hol den Dockta!" Nur in diesem Moment habe ich sie berlinern hören. Mutter mußte mit der Schere im Hintern eine ganze Stunde strammstehen. Was dann in der kleinen Wohnküche angestellt worden war, erfuhr ich nie. Ich mußte trotz der Kälte hinaus. Oma Emilie ging mit.

Der Schreck löste in Opas Schwester Harndrang aus. "Pass ma uff. Ick jeh jetzt in die Trümma und heb mal kurz die Röcke."

Im zerbombten Berlin war es problemlos eine Austrittsmöglichkeit zu finden. Die Oma kam ewig nicht wieder. Ich ging in den Ruinen den Spuren im Schnee nach. Sie endeten in einem großen Loch. Von unten aus dem Keller hallte es wie aus einer Gruft: "Ulliken bist du det endlich?! Komm, zieh mia ma aus de Trümma. Die Decke is unta mia injebrochn!" Oma Emilie kletterte an meinem Schal behende wie ein Wiesel nach oben und klopfte sich den Schuttstaub aus den Sachen. Dann erst zog sie ihre "Buxen" wieder hoch, die noch in den Kniekehlen schaukelten. Da alles ohne viel Aufhebens vor sich ging und in den verrückten Rahmen des Tages paßte, achtete niemand bei unserer Rückkehr auf uns. Die Begebenheit kam erst zur Sprache, als das Kränzchen meiner Mutter tagte und ich meinen Senf zur Unterhaltung beitragen wollte.

Einige Jahre, bevor meine Eltern mich in die Welt setzten, hatte Tante Schnutchen meinen Halbbruder Gerhard als Versuchsobjekt. War der Sechsjährige bei seinen Großeltern in Potsdam, nahm Dorchen-Schnutchen das Kind für sich in Beschlag. Obwohl kein Acksel und auch nicht vom geliebten Cousin Karlchen gezeugt, ergoß sich das Füllhorn jüngerlicher Tantenliebe über den Jungen. Vor Weihnachten ging es ins Theater. Das Kind vom Lande kannte zwar die Märchenhandlung von "Schneewittchen", aber im Theater war es noch nie. Mein Bruder ging so mit dem Geschehen auf der Bühne mit, daß er alles um sich her vergaß. Als nun die böse Stiefmutter ihren Apfelkorb anpries, war es mit der Beherrschung des

kleinen Zuschauers vorbei. Er schrie durch das Potsdamer Theater: "Schneewittchen beiß mich in den Äppel der is vagiftet!!"

Der Theatersitz war beim Aufspringen hochgeklappt. Große Heiterkeit erfüllte den Saal. Wie eine Welle brandete die Lachsalve über den Orchestergraben und ergriff auch die Akteure des Stückes. Man lachte auch auf der Bühne so sehr, daß der Vorhang fallen mußte. Tante Schnutchen war in Panik. Sie und ihr kleiner Gast waren plötzlich Mittelpunkt und Zielscheibe des Interesses. Das riß alte Wunden auf. Gerhard tauchte unter. Da der Sitz den Fall nicht bremste, saß das erregte Kind auf dem Hosenboden und schlug mit dem Kopf gegen eine harte Kante. Nun stieg aus der Unterwelt der Theatersitze ein Schmerzgeheul in das Gelächter. Der Vorhang teilte sich. Man zischte um Ruhe. Die Vorstellung ging weiter. Tante Schnutchen, unerfahren im Umgang mit Kindern, war den Tränen nahe, schürzte ihr Mäulchen und gelobte sich: Nie wieder! Nach dem Ende der Aufführung gab es für die beiden noch ein Speißbrutenlaufen durch ein Spalier der Heiterkeit. Gerhard wurde für den Rest seines Lebens die Lust auf Theaterbesuche verdorben. Tante Schnutchens Appetit auf ihren angeheirateten Neffen aus der Lausitz war jäh gestillt. Erst als ich als echter Sproß von Karlchen zur Verfügung stand, erwachten ihre schlummernden Gefühle wieder. Ihr Theatererlebnis mit mir war von ganz anderer Qualität. Zwischen uns schmiedete nicht nur das verwandschaftliche Blut gleich bei der ersten Begegnung untrennbare Bande.

Nach der Beerdigung meiner Großmutter Sophie blieb Tante Schnutchen einige Wochen Gast bei uns. Das Leben ging weiter. Es war kurz vor Weihnachten. Ich ging in den Kindergarten. Nach dem Krieg waren die Kulturveranstaltungen, die von Kindern selbst inszeniert wurden, von den Angehörigen und den Rentnern so stark besucht, daß oft drei Vorstellungen am Tag gegeben werden mußten. Tante Schnutchen erbot sich, mich als Aufsichtsperson mehrere Stunden während der auftrittsfreien Pausen zu betreuen. An diesem Tag wuchs der Stein, den ich bei ihr im Brett hatte, zu solcher Größe an, daß er für das ganze Leben reichte.

Die Kinder spielten "Frau Holle". Das Märchen bildete den Rahmen für alle möglichen Darbietungen eines Estradenprogramms. Drei Zwerge sprachen die Zwischentexte in Knittelversen. Es war bereits der sechste Veranstaltungstag. Ich erlebte Stück und Umrahmung jedesmal in voller Intensität mit. Mehrere Auftritte hielten mich auf Trab. Ich war der Baum, der voller Äpfel, geschüttelt werden wollte. Ich spielte den rufenden Backofen und ich gab den erzählenden Zwerg mit der grünen Mütze. Jede Menge Text in Versen. In der ersten Vorstellung lief alles perfekt. Dann begannen Verschleißwirkungen die Darsteller zu dezimieren. Der Zwerg mit der roten Mütze kam auf die Bühne, blickte übermüdet ins Publikum und heulte: "Ich will nach Hause!" Er wurde von der Mutti von der Bühne genommen. Ohne zu zögern, sprach ich den Text des ausgefallenen Kindes mit und setzte mir dessen Zwergenmütze auf. Dann stürzte ein Akteur der

Akrobaten des Glaswerkes hinter der Bühne und verletzte sich. Die ganze Nummer mußte wegbleiben. Es gab keinen Text für solch einen Zwischenfall. Ich nahm einen Schluck aus dem Füllhorn der Inspiration, trat vor den Vorhang und spielte einen kühnen Dramaturgen mit dem Rotstift. Meine Stegreifdichtung aus dem Wortschatz von Mutters Damenkränzchen amüsierte das Publikum. Auch die Tanten hinter der Bühne kringelten sich. Schnutchen geriet in Panik. Mein kindlicher Verstand konnte nicht nachvollziehen, was der Mund formulierte. Es kam noch dicker. Im dritten Durchgang hatten mich die vielen Lobesworte stolz gemacht. Der Zwerg mit der gelben Mütze pullerte ein. Dem Kind war von einer grausamen Kindergartentante der Gang zur Toilette verboten worden. Die Damen waren mit ihren Nerven am Ende ihrer Kräfte. Aus dem Gespräch zwischen drei Zwergen wurde ein Monolog, dessen Logik nicht ganz schlüssig war. Der Mützenwechsel machte aber deutlich, daß da eigentlich drei Zwerge standen.

Ich kam nicht mehr von der Szene los. Nachdem ich den Zwergen Gestalt und Stimme geliehen, dem Backofen und dem Apfelbaum Leben eingehaucht hatte, fiel mir noch der Part der Pechmarie zu.

Bereits in der zweiten Vorstellung des ereignisreichen Tages bekam die Darstellerin des faulen Mädchens ihre Zustände. Sie war schon lange eifersüchtig auf das schöne Kleid ihrer Kollegin und bockte bei jeder Vorstellung. Nun drang sie auf die gute Marie hangreiflich ein. Die kleine Elke machte wie Odile und Odette in "Schwanensee" aus zwei Figuren eine und spielte nun eine Doppelrolle. Doch beim dritten Durchgang blieb auch ihr der Text weg. So nahm ich denn meinen Kinderschwarm Elke Schneider an die Hand und sprach die versiegenden Worte weiter. Das Publikum war entzückt. Der Souffleur auf offener Szene in einer EIN-KIND-SCHAU, das gab es wohl so schnell nicht wieder.

Längst hatte der Letzte im Saal mitbekommen, daß nicht nur der Pechwurm an allen Ecken nagte, sondern die Kinder überfordert worden waren. Tante Schnutchen stand gebannt, wie Winnetou am Marterpfahl, an eine Säule gelehnt und verfolgte mit geschürztem Munde das Geschehen auf der Bühne. Als ich endlich beifallumbraust und am Ende meiner Kräfte in ihre ausgebreiteten Arme sank, hatte ich mein Glück bei ihr gemacht. Sie war stolz und glücklich. Auch von ihrem Blut floß etwas in meinen Adern. Nicht nur die Patin, sondern auch so eine Art mütterliche Stellvertretung wurde von ihr zelebriert. Sie schilderte meine Aktionen immer wieder so plastisch, als wenn sie einen Film immer wieder angesehen hätte. So grub sich auch bei mir jedes Detail ins Gedächtnis. Ein Kratzer blieb zurück. Ich war von nun an der Bühne verfallen. Der Hang zum Dramatischen und auch (wie man sagt) zum Melodramatischen muß hier seinen Ursprung haben.

Besuche von Tante Schnutchen waren selten. Ich erinnere mich nur an den zu Oma Potsdams Beerdigung und an meine Konfirmation. Wir feierten im Gesellschaftszimmer unseres verpachteten Hauses. "Hubers Hotel" wurde

neunzehn Jahre vom Schwiegervater meines Halbbruders Gerhard bewirtschaftet. Die älteren Semester schwelgten in Erinnerungen. Ende der Fünfziger Jahre waren die Räume noch wie zu Zeiten meiner Eltern. Die Wände wiesen die Patina längst vergangener Tage auf.

Tante Schnutchen hatte gegen alle Gewohnheiten verstoßend an mehreren Gläsern Bowle genippt und drückte mich ständig. Mit Fünfzehn paßte mir der grüne Seidenanzug meines Vaters wie angegossen. Wie die Fotos belegten, war ich Karl Bernhard Acksel wie aus dem Gesicht geschnitten, der wiederum dem deutschen Kronprinzen zum Verwechseln ähnlich gewesen war. Man hatte ihn im Potsdamer Freundeskreisen immer aus Spaß "kaiserliche Hoheit" genannt. Wen wunderte es, wenn die umnebelte Seele der Tante Schnutchen ihre alte unerfüllte Jugendliebe in der Person des Neffen verjüngt wiedersah? Stolz, Eifersucht und Trauer, wie sollte man die Gefühle meiner Mutter definieren? Sie war dreimal verheiratet und die Ehe mit Karl war die glücklichste. Nun meldete sich der alte Futterneid zwischen Dora und Lotte wieder. Die Tante vertraute mir, für einen Moment vergessend, wer ich war, an, daß es ihr ja so leid täte, wenn Lotte wegen des einzigen harmlosen Kusses, den sie ihrem Cousin raubte, eine solche Szene gemacht hätte. Was redete die Tante da für ein wirres Zeug im Suff? Ich begriff sofort, daß da eine alte Wunde aufgegangen war.

Tage später packte ich zusammen mit meiner Mutter die Geschenke in eine Truhe für die Aussteuer. Wir waren dabei in Quatschlaune. Als ich von Tantchens Bemerkung erzählte, wurde Mutter nach zwanzig Jahren nochmal richtig böse deswegen. Die Episode, auf die Tante Dora angespielt hatte, stammte aus der Brautzeit der Eltern, die beide schon eine gescheiterte Ehe hinter sich hatten. An mich war da noch nicht zu denken. Ich war erst 1942 der Klecks Sehnsucht in einer lebensbedrohlichen Zeit, wo jeder Abschied für immer sein konnte. Mutter kommentierte Schnutchens Bemerkung: "Die war schon immer meschugge. Dein Vater hat uns oft mit Geschichten über sie unterhalten. Die Stories aus der Kinderzeit waren besonders pikant. Dora war als uneheliches Kind von Schwiegervaters Schwester Emilie immer eine Randfigur. Sie war nur geduldet und man durfte sie ungestraft durch den Kakao ziehen. An jedem Kinderfest der großen Ackselippe war sie Mittelpunkt und Opfer grausamer Kinderneckereien. Ihr Fräulein Mutter staffierte das Kind besonders prachtvoll und unpraktisch aus, um ihren Fehltritt gut zu machen. In einem der Potsdamer Parks spielte man an Karlchens Geburtstag "Sternentaler". Tante Schnutchen bekam die Hauptrolle. Sie trug, wie immer, ein elegantes Spitzenkleid. Viel zu kostbar für ein Kind. Sonnenschirmchen und Pompadour passend zum Hütchen. Auch ein Blumenkörbchen gab es vom gleichen Material Die neidischen Geister heckten Unfug aus. Die Jungen und Mädchen baten "Sternentaler" Dorchen um eine milde Gabe, bis sie nur in Unterwäsche über den Rasen sprang. Schnutchen war so in Fahrt und mit der Rolle eins, daß sie sich freigiebig weiter auszog und alles verschenkte, bis sie nur noch barfuß im Park mit dem Schirmchen spazierenging. Die Grotteske verursachte einen ziemlich

großen Menschaufbruch und ein Riesentheater mit Strafpredigt für die Kinder. Das Gelächter war so nachhaltig, daß es in die Familiengeschichte eingegangen war. Bevor man Dora "Schnutchen" nannte, war ihr Neckname "Sternentaler" gewesen. Ich glaube, Dorchen hat nie ganz begriffen, was man da mit ihr getrieben hat."

Mutter unterschlug die Antwort auf meine Frage. Ich kam erst hinter die harmlose Sache, als ich Tante Schnutchen drei Tage vor dem Mauerbau zu ihrem Geburtstag ein letztes Mal im Grunewald besuchte. Tante Dorchen, wie ich sie immer respektvoll nannte, war sehend wie eine Pythia mit politischer Weitsicht. Im Mittelalter hätte man sie sicher als Hexe angezeigt und verbrannt.

Mein Abitur durfte ich in Berlin feiern. In endlos langen Briefen hatte meine Mutter den Quartiermeister gespielt. Nun waren alle neugierig auf das Wunderkind aus der Zone. Mit wenig Geld reiste ich zuerst nach Spandau. Man steckte mir kleine Westgeldbeträge zu. Ich sparte sie auf und ging für Ostgeld ins Kino. Ich erinnere mich an alle Filme dieser Zeit. "Agatha laß das Morden sein", "Faust", "Das Glas Wasser", "Ben Hur", "Das schwarze Schaf", "Ein Herz und eine Krone", "Katja, die ungekönte Kaiserin". Ich vertrieb mir die Zeit im Pergamonmuseum, im Zoo, in Sanssouci, auf dem Kudamm und in einer Badeanstalt im Grunewald.

In Spandau beschwor man mich, nicht wieder in den Osten zu fahren. Joachim, Patenkind meiner Mutter, schrieb aus Canada, er würde sofort ein Flugticket schicken, wenn ich rüber nach Amerika wolle. Eine dicke politische Sache käme auf uns zu, hätte Ursula Kardos vorausgesagt. In Tegel tönte Tante Emmy, die aus Dresden-Klotzsche in den Westen geflohen war, voller Angst, die Kommunisten könnten in Berlin (West) einfallen, ich solle unbedingt über den großen Teich fliehen. Am Hohenzollerndamm gab es auf Tante Schnutchens Geburtstagskaffee nur ein Thema.

Oma Emilie, die kurz vor ihrem neunzigsten Geburtstag stand, frotzelte in der Küche, daß Schnutchen in der Wanne gelegen und in die Zukunft gesehen hätte. "Die sieht ja schon ihr janzet Leben schwarz. Eene Änderung ohne Blutvajeßen will se jesehn habn. Und Ulliken, dir hat se nich bei die Ammis üban Teich jesehn. Sie sah dir in Räschn durch een janz großet Haus loofn und da war ne Badewanne vor hundat Leute injebaut! Da siehste, wat die vorn Quatsch redet!" Man redete gescheit und hochpolitisch, stritt sich über Kaisers Bart und wollte mich als Pionier und FDJler der DDR zum Kommunisten abstempeln, wenn ich jetzt nicht Farbe bekennen und abhauen würde. Tante Schnutchen, die vom Baumschulenweg vor Jahren legal in den Westen umgezogen war, sagte trocken: "Alle können ja nicht in den Westen gehen. Ich muß morgen ein Bad nehmen, da werde ich mich speziell auf Ulli konzentrieren."

Ich nahm alles nicht ernst und schenkte meinen Besuchen bei dem Afrikaforscher Hans Schomburgk und der Filmkulndel Grete Weiser, die um die Ecke wohnten, mehr Beachtung.

Dorchen war wieder Chefsekretärin bei der AOK, wie früher, und verdiente sich und ihrer Mutter eine gute Altersversorgung. Tante Schnutchen war auf Adenauerkurs und würde nie mehr ein Wort mit den Roten reden. Sie konnte stundenlang von den Schikanen berichten, die ihr durch kleine Bürokraten das Leben schwer gemacht hatten, bevor sie endlich viele Steine aus dem Weg geschafft hatte und im gelobten Land angekommen war. "Die Steine brauchen sie alle, um eine Riesenmauer um Berlin zu bauen. Ich hoffe, daß mich meine "Gabe" narrt, denn so viele Steine und so viel Baumaterial gibts ja im Osten überhaupt nicht!"

Tante Schnutchen würzte ihre Erzählungen immer mit entsprechenden Krankheitssymptomen, die sie gerade bei sich festgestellt hatte. Krankheiten behinderten ihren Lebensweg pausenlos. Ereignisse waren immer mit bestimmten Leiden gekoppelt.

Schon mein Vater stellte seine Sippe meiner Mutter vor und erwähnte seine Cousine Dora als einen wertvollen Menschen. Sie wäre eine Seele, wenn sie nicht gerade eine neue Krankheit geortet hätte. Sie brauche inzwischen keinen Arzt mehr, um die Symptome zu lokalisieren und Gegenmittel zu finden. Sie diagnostiziert in der Badewanne und pflegt das Leiden wie ein Kind, bis ihr ein neues Gebrechen in den Sinn kommt.

Die Verlachte und Verkannte hatte recht mit allen Prognosen und Vorhersagen. Die Zukunft bewies, alles, was sie sah, traf ein.

In Großräschen warnte meine Mutter zwei Tage vor dem Mauerbau, als ich sie fragte, was sie von einem Trip zu Joachim nach Canada hielte. "Wenn du das tust, sehen wir uns in diesem Leben nicht wieder! Was willst du in Canada? Dein Abitur ist im Westen nichts wert. Du kannst nur Englisch und Russisch für den Hausgebrauch. Wir haben kein Geld und erst recht keine Devisen. Auf Hilfe von anderen würde ich nicht bauen."

Nach zwei Tagen waren alle Wege in die Welt abgeschnitten. Wie hatte Tante Schnutchen auf ihrem Geburtstag gesagt? "Sie haben uns umzingelt und werden uns einmauern. Die Amis werden keinen Finger krumm machen. Wenn du nicht auf der Stelle sitzen bleibst, wo du gerade sitzt, ist der Weg für immer versperrt. Es wird in diesem Jahrhundert keinen Krieg in Deutschland mehr geben, aber die Einheit, die dann kommt, erlebe ich nicht mehr!"

Wie bekommt man solche Erleuchtungen? Tante Schnutchen flog soetwas im heißen Badewasser zu. Sie hatte in jedem Finger ein anderes Wehwehchen. Bei ihren Badeorgien mit Käutern und Ölen half sie sich immer selbst wieder auf den "Damm". Wenn es durch ihren welken Körper wieder pulste, muß wohl auch die Durchblutung des Gehirns besondere

Kanäle erreicht haben, die bei anderen Menschen gar nicht aktiv wurden. Tante Schnutchen lag Stunden in der Badewanne und meditierte. Da war unbestreitbar etwas dran. Sie sah das Bombeninferno und den Untergang von Haus Nummer 44 Am Kanal in Potsdam. Sie schickte Oma Sophie rechtzeitig nach Großräschen und floh mit Mutter Emilie eine Stunde, bevor sie ausgebombt wurde, in den Schrebergarten.

Wenn die Presse davon etwas mitbekommen hätte! Tante Schnutchen wäre eine vermögende Frau geworden oder die Mafia hätte sie umgebracht. Im Acksel'schen Familienkreis sah sie Dinge kommen und kein Mensch richtete sich danach. Es wäre auch sonst alles ganz anders verlaufen.

ALS ICH ZU WEIHNACHTEN WISSEND WURDE

(1953)

Jeden Donnerstag wurde ich etwas schlauer. Ich horchte an der Tür. Meine Mutter gab für eine Riege skurriler Damen ein Kränzchen. Anfangs traf man sich jede Woche bei einer anderen, um die schmutzige Wäsche von Großräschen zu waschen und über Dinge zu sprechen, die "Damen" eigentlich nicht in den Mund nahmen. Die Frauen wetteiferten nicht miteinander, sondern überließen meiner Mutter die Krone der gefeierten Gastgeberin. Mit zunehmendem Alter wurde Mutter ständig schwerhöriger und durch ihre Unfälle behinderter. So unterblieb der Wechsel und man traf sich nur noch bei uns. Mutter wurde schamlos ausgenutzt. Man plünderte ohne Skrupel ihre Vorräte. Während bei Tante Betty die Uraltplätzchen ein ganzes Jahr lang auf den Tisch kamen, bis Mutter mal heimlich oder auch absichtlich eine Blumenvase darüber ausgoß, war das Angebot bei Therese Senf, die nicht zu meinen zwölf Patinnen zählte, so gesund, daß es niemanden danach verlangte.

Ich war elf Jahre alt und durch den ständigen Umgang mit Erwachsenen ein Kind, das den Anschein erweckte, frühreif zu sein, aber, wie meine Mutter erkannte und richtig formulierte, noch auf beiden Backen doof war. Trotzdem war mein Interesse an zwischenmenschlichen Beziehungen wach. Meyers Konversationslexika waren mit Eselsohren übersät. Doch der Wissensdurst wurde durch die Ausgabe von 1898 nicht gestillt. Da stand nichts vom "Kinderkriegen" drin. Das Thema wurde direkt neben meinem Arbeitstisch erörtert. Die schnatternde Clique hinter der Schiebetür zum Wohnzimmer nahm kein Blatt vor den Mund. Aber man redete oft so verschlüsselt, daß ich nicht begreifen konnte, wie die Sachen "technisch" funktionierten. Obwohl ich jedes Wort verstehen konnte, verstand ich nicht viel. Man war sich der Schlüpfirigkeit der Themen bewußt und flüsterte. So mußte ich oft aufstehen und mein Ohr an die Türspalte legen, wenn ich wissen wollte, wer wen in welche Umstände gebracht hatte. Mein Zimmerfußboden war durch rote Kokosläufer schallisoliert. Im Salon nebenan lag ein schwerer Perserteppich. Das Gewicht meiner Mutter ließ die Dielen trotzdem beim Anschleichen knacken. Mir reichte das Geräusch, um mich rechtzeitig auf meinen Platz zurückzuziehen. Wenn sich die Schiebetüren teilten und der Kopf meiner Mutter sich vergewissert hatte,

daß ich nicht spionierte, dämpfte sie den Argwohn ihrer Gesellschaft mit den schon oben erwähnten Worten.

Kurz vor Weihnachten hatte mich die Grippe erwischt. Ich hatte Fieber. Der Durst trieb mich nachts ins kalte Treppenhaus. Dort stand ein alter Kühlschrank aus dem Uralinventar von "Hubers Hotel". Das Vehikel mußte mit Roheis bestückt werden, bevor es für kurze Zeit eine kühlende Wirkung hatte. Hier standen immer ein paar Flaschen Braunbier. Ein Schellenwagen verteilte die Brühe, die, mit Wasser verdünnt, in Flaschen gefüllt, nach einigen Tagen verbrauchsfähig war. Bei einem Schluck aus der Flasche hörte ich über mir Geräusche, die meine Neugier weckten.

Eine Etage über uns wohnten in den Dachkammern der ehemaligen Bäckerei zwei junge geschiedene Frauen. Die eine teilte mit einer Tochter die Kemenate, die andere hatte einen Sohn. Deren Wohnküche lag an der Treppe über unserer Küche. Von daher, aus dem Fenster zum Flur, drang ein eigenartiges männliches Wimmern in das eiskalte Treppenhaus. Eine Frauenstimme sprach beruhigend auf den Wimmernden ein. Ich konnte nur Wortfetzen verstehen und schlich barfuß im Nachthemd bis vor das mit einem weißen Tuch verhängte Küchenfenster. Ich hatte schon als Gast auf dem Sofa gesessen, auf dem jetzt etwas vor sich ging, das mir ein Rätsel war. Im Kerzenlicht konnte ich als Schattenspiel so eine Art Ringkampf beobachten. Der Mann, den die Frau als ihr gutes Bärchen tröstete, tat etwas, was ihn wohl sehr anstrengte oder sehr weh tat und doch auch sehr gut tun mußte. Der Mann hörte nicht auf damit. Es wurde hinter dem Fenster immer lauter.

Meine Befürchtungen, daß jemand umgebracht wurde, waren unnötig, denn das Bärchen wurde angefeuert, gelobt und getröstet. Dann mußte sich der Mann doch verletzt haben. Er schrie dreimal kurz auf und rang nach Luft.

Ich schlich frostklamm in mein Bett zurück und erwachte mit einer Lungenentzündung. Im Fieberwahn schilderte ich meinen Spannerlauschgriff mit wirren Worten. Meine Mutter geriet in höchste Not, denn sie glaubte ich wäre von einer Frau verführt worden und hätte nun eine ansteckende Krankheit. Tutti Resch mußte kommen. Das Fräulein Hausärztin stellte die richtige Diagnose, aber sie tat sehr indigniert. Sie bezweifelte, daß ich schon geschlechtsreif wäre. Ich lag mit Quarkpackungen und Wadenwickeln im Bett. Der Donnerstagsclub tagte um mich herum. Die Damen Betty, Anni und Therese versuchten nun, mich auszuhorchen. Meine Mutter hatte sie in der Küche instruiert. Als nichts dabei herauskam, wurde die Schiebetür zu meinem Zimmer zugeschoben.

Meine Ohren schienen zu wachsen, damit ich verstehen konnte, was das Hechelquartett für Kommentare abgab. Ich glühte und schlich an die Tür. Kichernd und gurrend erzählte meine Mutter, von Lachanfällen unterbrochen, nun ausführlicher. Die Damen hatten Erfahrungen in Liebesdingen und kamen zu dem Schluß, daß ich nur als Hörer Zeuge gewesen sein konnte. Man spekulierte über Stellungen und Technik des Vorganges auf dem Küchensofa. Langsam ging mir ein Licht auf. Ich bekam Stichpunkte für Meyers Lexika. Und wirklich, da stand bei Orgasmus eine Erklärung dessen, was ich gehört hatte: "Ein sich langsam steigendes Wollustgefühl, ein fast schmerzhafter pulsierender Kitzel, der Menschen und Tiere zur Paarung bringt, aber auch durch Masturbation zu erlangen ist."

Das wars! Nun brauchte ich nur noch bei Paarung und Masturbation nachsehen. Es dämmerte mich nicht nur; ich wurde wissend.

Ich sah die Mutter mit Sohn von nun an mit anderen Augen an. Sie hatte sich auf der Betriebsweihnachtsfeier mit ihrem geschiedenen Mann versöhnt. Die andere Frau, die mit der Tochter, warf, bis sie auszog, ein begehrlisches Auge auf meine Tugend. Sie sprach mich an und fragte: "Warum hast du denn nicht ans Fenster geklopft und gesagt, daß sie nicht mitten in der Nacht beim Vögeln solchen Krach machen sollen?" Wieder so ein Begriff, den ich nicht in Meyers Konversationslexikon gefunden habe!

DIE FRÜHREIFE VERDORBENE PFLANZE

(1953)

Wie ein Schatten folgt mir seit Kindertagen der Ruf, eine frühreife verdorbene Pflanze zu sein. Daran sind die Kränzchen meiner Mutter schuld. Meine Kinderohren horchten an der Ritze der Schiebetüren, die Wohnzimmer und Kinderzimmer trennte. Auf der einen Seite erörterte eine Runde von fünfzigjährigen Hausfrauen die Großräschner Kleinstadt ereignisse. Auf der anderen saß ich und beschäftigte mich so, daß es den Anschein erweckte, ich würde meine schulischen Hausaufgaben erledigen. Schon sehr früh war mir die Gabe bewußt, ein völlig desinteressiertes Verhalten vortäuschen zu können und konzentriert einer Unterhaltung Erwachsener zu folgen. Ich verstand weder die Inhalte, noch konnte ich das Aufgeschnappte in meine kindliche Welt einordnen. Die Reproduktion überraschte folgerichtig meine Eltern und deren Freundeskreis, die Kindergartentanten und später die Lehrer mit erstaunlichen Kombinationen von wirklichem Gesehen und meiner Fantasie. Der Weibertratsch über Leute, die ich kannte, enthielt so viele absurde Moritaten, daß ich mir bei Menschen meines Vertrauens Rat und Erklärungen holen mußte. Man erschrak, lachte kopfschüttelnd und hielt mich für ein frühreifes verdorbenes Kind. Die Erwachsenen, die mich mißbilligend be- und verurteilten, begriffen nicht, daß ich überhaupt nicht wußte, wovon eigentlich die Rede war, wenn ich meinen Wissensdurst befriedigen wollte. Die Lacher waren da die geringsten psychologischen und pädagogischen Blindgänger. Ich steckte als dickes einsames Einzelkind in einer Schublade, ward mit Häme bedacht und mußte für ein Wissen büßen, das man als Kind nicht äußern darf. Ein Junge von 10 bis 12 Jahren zum Beispiel malt nackten Frauendarstellungen nicht auch noch Grübchen auf die Pobacken und gar Schamhaare in den Schritt! Es gab in der 5. Klasse der Grundschule einen mittleren Skandal, weil ich eine nackte Frau mit allem drum und dran gezeichnet hatte. Als die Mädchen meine gezeichnete Schweinerei zu sehen und in ihre Hände bekamen, verpetzten sie mich beim Lehrer Hübner. Sie waren alle ohne Ausnahme frühreif und spielten ihre Entrüstung nur. Thurid Allheidis Kinek, die besonders beleidigt tat, machte mir viele viele Jahre später die Freude, ihren oben ohne bei einer lockeren Familienfeier abgelichteten Körper bewundern zu dürfen. Man trifft sich immer zweimal... Nun standen die zeternden Backfische und waren auf das Strafgericht für mich gespannt. Während die "Weiber" schon menstruierten, waren wir Jungen noch echte Kinder und hatte keine Ahnung von den Funktionen unseres Körpers im Intimbereich.

Der Lehrer für Kunsterziehung warf einen amüsierten Blick auf das Blatt und hätte mit geschultem Auge sofort Heinrich Zille wiedererkennen müssen. Das war keine Sauerei, sondern kopierte Kunst! Das Gezeter der Mädchen veranlaßte den Pädagogen zu einer Fehlleistung. Er fragte mich, wie ich zu solchen pornografischen Darstellungen käme und woher ich so detailgetreue Kenntnisse der weiblichen Anatomie hätte. Der Mann mußte damals noch keine Pornos gekannt haben. Ich wußte wieder einmal nicht, wovon die Rede war und stand mit roter Rübe beschämt da. Wo ich auf Lob und Bewunderung gehofft hatte, bekam ich einen Kübel Ärger ab.

Zum ersten Mal wurde mir nachfolgend bewußt, wie böse das Schicksal mit Leuten umging, die mich ärgerten und die mir absichtlich grundlos weh taten. Dem Lehrer starb die Frau, er heiratete die beste Freundin meiner Cousine Jutta, die seine eigene Stieftochter war und wurde selbst sehr schwer krank. Das paßte alles nicht mit Logik zusammen. Es war ein Faktum, das mich gruselte und tröstete.

Herr Hübner schleifte mich bis vor die Tür des Lehrerzimmers. Dort sollte ich Rede und Antwort stehen. Die Scham und die Angst ließen mich bitten und betteln. Ein Strafgericht wofür? "Ich hab doch nur eine Frau gemalt! Für den Karneval von Muttis Kaffeekränzchen habe ich zwanzig nackte Weiber gemalt und dafür habe ich sogar fünf Mark in meine Sparbüchse bekommen!" Es war nicht gelogen. Der Lehrer ließ, wie von einer giftigen Spinne gestochen, von mir ab. Er tat so, als würde er Gnade vor Recht ergehen lassen. Thurid Allheidis und Ilona, Barbara und Elke hatten es bei mir verschissen. Im Lehrerzimmer lachte man auf meine Kosten Tränen und wunderte sich über das frühreife verdorbene Kind. Ich erfuhr es erst von meiner Frau und die von einem Kollegen, der damals der Pionierleiter der Schule gewesen war. Er konnte sogar noch so langer Zeit die Zoten und Witze erzählen, die ich, ohne die Pointen verstanden zu haben, mit in die Schule geschleppt hatte.

Für den Leser eine Kostprobe. "In Weimar feiert man ein Goethejubiläum. Die Stadt an der Ilm ist wie im Taumel. Eine Nachtstreife greift einen betrunkenen Mann ohne Papiere auf, der behauptet Johann Wolfgang von Goethe zu sein. Man steckt ihn in eine Ausnüchterungszelle. Wenig später schleppt eine Streife einen weiteren Mann aufs Revier, der gleichfalls behauptet der Dichturfürst zu sein. Er kann sich ebenfalls nicht ausweisen. Die beiden teilen sich die Zelle. Man vernimmt am Morgen den Ersten. *'Sie behaupten noch immer Johann Wolfgang von Goethe zu sein?'* Die Antwort des nun Nüchternen etwas verschämt: *'Goethe sitzt noch in der Zelle!'* Rückfrage des Beamten: *'Na, und wer sind Sie!?' - 'Ich bin die Freifrau vom*

Stein!" Kein Mensch glaubte, daß ich Witze erzählte, die ich nicht verstand und mich wunderte, worüber man lachte. Man lachte.

Das freut ein dickes einsames Kind, mit dem niemand spielen wollte. Es machte ahnungslos immer wieder die gleichen Fehler. Zu dem Wissen über den Sitz der Grübchen war ich auf denkbar einfachste Weise gekommen. Das Kränzchen meiner Mutter veranstaltete einen Hauskarneval mit dem Thema Lumpenball bei Zille. Die Wohnung von Familie Haberland, die eine Leihbücherei betrieb, wurde wochenlang vorher mehr verunstaltet, als gestaltet. Es gab ja auch nichts, was man hätte kaufen können, um "Zillemiljö" herzuzaubern. Ich dekorierte Küche, Wohn- und Schlafzimmer mit farbigen Plakaten, deren Vorbilder ich aus einem Bildband über Vater Zille, der Richard Zibelius gehörte, abgemalt hatte. Die Kohlestiftkopien wurden mit Tusche coloriert und entfachten spitze Schreie der Damen, als sie meine Werke zu sehen bekamen. Ich entfernte mich mit den Bildunterschriften hin und wieder vom Original und paßte sie den geladenen Gästen an. "Wer hat mir den Bonbon an det Hemde jeklebt?" Jeder wußte, daß damit nur Patentante Betty Mudra, Schwester der Gastgeberin gemeint sein konnte, die mit einem klebrigen Himbeerbonbon am Hintern aus dem Kino nach Hause gekommen war. Ich dekorierte mit Kautabakdosen, in die der Kartoffelsalat kam, wechselte Kristall auf der Kredenz mit einem neuen gläsernen Nachttopf, wo die Soleier drin schwammen oder legte die Pfannkuchen auf eine saubere Kerichtschippe. Oma Potsdams Klapphosen und gestopfte Strümpfe, Riesenschlüpfer mit Flickern, die es damals in Massen in den Flickerkörben gab, baumelten von einer Wäscheleine. Abgelatschte Pantinen waren auch noch nicht aus der Mode. Man kreischte bei jedem Einfall und ließ mich machen. Ich erhielt aus der Kränzchenkasse fünf Mark und durfte kostenlos in Haberblands Schätzen wühlen, die nicht im Laden für die Kundschaft griffbereit lagen. Die alten Schwarten standen schon auf dem Index und wurden in Waschkörben im Hinterstübchen gehortet. Die Bücher waren zerlesen und zerfleddert, rochen nach dem Tabak, der den gleichen Raum seit Jahrzehnten aromatisierte. Der Duft gaukelte ferne Welten vor und erhöhte den Lesegenuß von Karl May, Hedwig Courths-Mahler, Gerstäcker und der Marlitt mit einem Schuß zu erschnupperndem Abenteuer. Ich las viel und Kraut und Rüben. So wie mich die ollen Bücher prägten, so blieb das Thema Zille lebenslang ein Hit. In der Fachschule für Gastronomie in Leipzig wurde "mein" Zillelokal der Sieger im zweiten Studienjahr beim Fest der Völkerfreundschaft. Der Abend bei Vater Zille lief in dreiundzwanzig Geschäftsjahren unzählige Male als eines der erfolgreichsten Veranstaltungskonzepte der Erlebnisbereichsgaststätte Acksel über "die Bühne". Die drastischen Zilletypen konnte ich mit zwölf

Jahren ohne Vorlage aus dem Gedächtnis, man sagte damals Schißlaweng, malen und beliebig reproduzieren. So wie ich Wilhelm Buschs Zeichnungen und seine Knittelverse lieben lernte, so verliebte ich mich schon früh in die Gossenkunst des Heinrich Zille. Man wurde bei Zille in Wort und Bild aufgeklärt.

Was ich nicht in Meyers Konversationslexika nachlesen konnte, erfragte ich bei den Tanten in Westberlin, wenn ich da mit meiner Mutter zu Besuch war. In Großräschen war ich ein gebranntes Kind. Die Berliner amüsierten sich über "Ullikens Schprüche" und entlockten dem naiven Jungen Sachen über den Großräschner Mikrokosmos, die Lotte auch im alkoholisierten Zustand nicht preisgab. Mich graust es noch heute, wenn mir die Erinnerung Situationen zurückbringt, die ich ahnungslos heraufbeschworen habe. Die allzugroße Wahrheitsliebe machte die, die mich ausfragten, oft ratlos. Der Mantel des betroffenen Schweigens senkte sich über manche Anekdote.

Wir hatten nur kurze Zeit einen Lehrer, der bei Stacho Brzezicha unterm Dach in Ulfs späterem Zimmer wohnte. Der Blick ging auf Kschuppas Hof. Unten lag der Gang, der "Hubers Hotel" von "REBUHR" trennte. Der "alte Prox" war damals um die Fünzig und ein Ferkel der Sonderklasse. Während er uns für Minivergehen mit schwarzen Punkten bestrafte, die zu schlechten Betragensnoten und Tadeln im Klassenbuch führten, furzte und popelte er ungeniert während des Unterrichts vor uns Kindern. Eine unförmige Niete als Klassenlehrer. Ich haßte ihn und er totsicher auch mich. War der Hosenstall mal nicht offen, aus dem mir, wenn er sich auf das Katheder der ersten Bank neben mich setzte, ein Odem von Männerpisse entgegenwehte, dann fächelte sich der ekelhafte Körperduft durch eine geplatze Hosennaht im Schritt. Hin und wieder leuchtete auch mal das Gemächte durch. Sah man hin und lachte, gab es eine schmerzhaft Kopfnuß und man wurde als Ferkel bezeichnet. Ungeniert schob er sein Gehänge auf die andere Seite. Das kam alles zur Sprache, als ich mitbekam, wie er etwas Unglaubliches tat. Kschuppas, Richard Gurgk, der REBUHR als Destille für Arbeiter betrieb, bis die HO ein "Eiscafé" daraus machte und auch unser Pächter Stanislaus Brzezicha wußten schon lange, was da oben im zweiten Stock vor sich ging. Der alte Prox war zahlender Gast. Für mich galt kein geschäftliches Tabu. Als ich meine Mutter einweihte, die schon lange im Bilde war, wußte durch mich schon ein Teil der anderen Lehrer Bescheid. Alle schwiegen, bis ein Feind mithörte und die große Glocke zu läuten begann.

Unter dem Fremdenzimmer Nummer 7 lag die Damentoilette, die für die Hotelgäste auch zu benutzen war. Die private Toilette im Bad nebenan war selten intakt, denn sie fror regelmäßig im Winter, wie der Badeofen, ein.

Prox war zu bequem, eine Etage tiefer zu gehen, um seine Notdurft zu verrichten. Er pinkelte in den Blechkasten unterm Fensterbrett, der das Kondenswasser der Scheiben auffangen sollte und kippte den Urin auf das Dach. Sein Leibeswasser gelangte über die Dachrinne in die Kanalisation und verströmte den schon erwähnten Duft im Sprühverfahren über das Grundstück. Wenn es nicht regnete, roch es nicht nur, es stank zum Himmel! Ich beobachtete, wie etwas Eingewickelteres von oben nach unten plumpste. Das Zeitungspapier widerstand dem Aufprall nicht. Die Stinkbombe schlug vor mir auf, als ich aus dem Garten vom Hühner- und Karnickelfüttern durch den Gang zwischen den Gebäuden kam. Ich holte Herrn Richard Gurgk, der unser Pächter und Herrn Stanislaus Brzezicha, der Pächter und Schwiegervaters meines Halbbruders Gerhard Socher war. Ich staunte, daß beide nicht staunten. "Der Prox hätte mich beinahe getroffen! Der schmeißt von oben mit Scheiße!!" Herr Gurgk antwortete: "Und ich räume den Dreck, seit das Schwein da oben haust, weg!!" Niemand gebot Schweigen. Man entließ den Lehrer und auch das blieb an mir hängen. Die frühreife verdorbene Pflanze hatte Dinge unbekümmert im gerechten Zorn ausgesprochen, über die sich Erwachsene nur heimlich zu reden trauten.

DER BÜHNENSTAR VON WETTIGS HOF

(1954)

Wer Jolanda Kowalski vor sich hertrippeln sah, war versucht ihr nachzupfeifen. Hochhackig beschuht, wie es so Mode war, in Strümpfen mit Ziernaht und auf fallenden Farben über makellos gewachsenen Beinen. Der Hintern wippte wie ein Pudding, noch bevor diese Art zu gehen durch Marilyn Monroe berühmt wurde. Jolanda sah man nie ohne Hut. Wenn sie morgens ihre Brötchen einkaufen ging, war sie zurechtgemacht, als ginge sie geradewegs zu einem Galadiner. Die Großräschner hatten sich längst an die Choristin des Senftenberger Theaters der Bergarbeiter gewöhnt. Wenn sie auf der Bühne agierte, gab sie sich mit allen Nuancen schauspielerischer Mittel auch in der kleinsten Rolle ganz. Jeder Finger drückte etwas aus. Sie war so präsent, daß die Hauptdarstellerin Obacht geben mußte, an ihrer Seite vom Publikum überhaupt bemerkt zu werden. Da solche Auftritte im Stile verblichenen Theaterglanzes unfreiwillig komisch waren, begrüßten sie die Abonnementsbesucher mit Auftrittsapplaus. Waren Großräschner Nachbarn im Hause, klatschte man, als wäre da die Callas engagiert worden. Jolanda nahm es gelassen und selbstverständlich mit königlichem Augenaufschlag zur Kenntnis. Sie war eine beliebte Kollegin im Ensemble und auch noch als Komparsin aktiv, als sie nicht mehr singen konnte. Der ehemalige Star des Breslauer Opernhauses überlebte sich selbst auf der Bühne. Kriegswirren, Flucht und Karriereknicke mit Stürzen ins Bodenlose stand sie heroinenhaft durch. Wer sie nie spielen sah und ihr Schicksal nicht kannte, nannte sie respektlos "Die mit dem Vogelgesicht". Jolanda war gut gewachsen und behielt bis ins biblische Alter eine Jungmädchenfigur. Leider hatte die Natur sie mit einem so häßlichen Gesicht bestraft, daß der, der ihr ahnungslos nachgepfiffen hatte, entsetzt erschrak, wenn sie sich dann nach ihm umdrehte. Da halfen Wimpern, Perücken, Hüte mit Schleier und dicke Schminkeschichten nur auf eine Distanz. Von nahem dachte man zuerst, die Frau hält sich eine Karnevalsmaske vor das Gesicht. Es dauerte sicher eine tränenreiche Kummerzeit lang, bis die Schauspielerin ihre Häßlichkeit zu ihrem Kapital machte und sie vor allem komödiantisch einsetzte. Jahre später tat es ihr Helga Feddersen nach.

Als der Bühnenstar als Matrone verkleidet mit einem Flüchtlingstreck in Großräschen eintraf, war an ihrer Seite auch ein Kollege. Auch er steckte in Frauenkleidern und war durch Jolandas Gesicht beschützt worden. Das Kostüm, das beide vor den Zugriffen der Russen bewahrte, war ihre einzige gerettete Habe. Es machte sie schnell ortsbekannt. Man veräppelte beide. Vor allem, als durchsickerte, daß der verkleidete Mann nicht nur auf der Bühne Damen darstellte, sondern auch im Alltag gern seidene Strümpfe und Schlüpfer mochte. Es dauerte nur kurze Zeit, bis er ein Opfer der russischen Soldaten wurde. Er war ganz plötzlich verschwunden. Jolanda schwieg sich über die Umstände aus. Sie war eine der Ersten, die mit Genehmigung des Kommandanten Axonnow im Kino Brachwitz eine Matineevorstellung geben durfte. Mit ihrem Gesang riß sie die Räschner von den Stühlen, vor allem, da solche Kanonen, wie Albert Matterstock und Maria Paudler, damals durch die Gegend tingelten, um zu überleben. Jolanda bezog eine Mansardenwohnung auf Wettigs Hof, der nach der Wende völlig abgerissen worden ist. Für die vielen Flüchtlinge wurden aus den Stallungen des ehemaligen Gutshofes Behelfswohnungen hergerichtet. Diese Provisorien mit Plums klosett übern Hof wurden Jahrzehnte bewohnt. Jolanda blieb hier, bis sie starb. Bald gab es in Senftenberg wieder ein Stadtheater. Man spielte wieder in der Turnhalle einer Schule. Hier stieg nun die Soubrette aus Breslau im Laufe der Jahre die Karriereleiter bis ganz unten. Sie vergab sich dabei nie auch nur ein Quentchen an Devotion. Sie war stets voll da und spielte mit Gipsbein und dem Arm in der Schlinge ebenso, wie mit einer Augenklappe über dem Gerstenkorn. Jolanda Kowalski verzauberte trotz ihrer Entstellung junge Männer, die eines Liebesnachhilfeunterrichts bedurften.

Ich war zu ihrer Blütezeit noch ein Kind, das in die Hosen machte und kenne, was man sich über sie erzählte, vom Lauschen an der Tür. Das Kränzchen meiner Mutter war eine der Nachrichtenbörsen für den Dorftratsch. Man kam gern und oft zu uns. Meine Mutter tischte in schlechten Zeiten immer reichlich auf. Die Besucher zahlten mit pikanten Histörchen. Gar manche Mär erschloß sich meinem Verstand erst, als ich erwachsen war. Aber ich gehörte schon im zarten Alter zu der männlichen Verehrerschar, die Jolanda beklatschte, wenn ich ins Theater durfte. Es begann mit dem Gestohlenen Sternenlicht, einem Weihnachtsmärchen. Jolanda gab darin die böse Fee. Ich hatte vor der bösen Frau auf der Bühne keinen Respekt, da ich sie ja von der Straße her kannte und winkte ihr freundlich zu. Sogleich wurde das in die Handlung eingebaut und ich erhielt in der zweiten Reihe mit dem leuchtenden Zauberstab einen Dunks auf den Kopf. Im Auftrag meiner Mutter wurde ich zu ihr auf Wettigs Hof geschickt. Meine Mutter brauchte als Staffage für den Maskenball ein Lorgnon, eine Damenbrille mit Stiel. Ich habe das Utensil noch heute. An Jolandas Haustür erlebte ich eine bühnenreife Vorstellung der Künstlerin, wie man im Leben Theater spielt. Jolanda war immer in eine Rolle versponnen. Ob sie je sie selbst war? Ich klingelte. Von oben öffnete sich ein Türspalt und eine

Mädchenstimme flötete nach meinem Begehren. Als ich sagte, was man mir aufgetragen hatte, fragte mich das Wesen hinter der Tür nach meinem Alter. Ich war zwölf. Da öffnete sich der Türspalt und Jolanda kam hervor. Sie sprach mit total veränderter Stimme einer Alten in ungarischem Bühnenkauderwelsch. "Nu du kleines Junge, Dame Jolanda ist noch nicht fertig angezogön. Bin ich Kinstlerin Mutta und werde dir fragen, was soll mochen das Mäderl. Also so, wosch du willst." Ich war nicht sprachlos. Mich erstaunte nur der schäbige Bademantel der sonst so eleganten Dame, die ich von der Straße kannte. "Wohnen Sie auch hier?" fragte ich, obwohl ich alles durchschaute und feststellte, daß die Alte gar keine Zähne im Mund hatte und auch ohne ihre schönen Korkenzieherlocken vor mir stand. Jolanda musterte mich genau. Die Augen glitzerten. So muß sich Hänsel vorgekommen sein, als die Hexe in ihm den knusprigen Braten durch das Gitter seines Ställchens geschnuppert hatte. "Kumm murrigen wiedörr. Ich warde Kinstlerin deine Begöhr sogen." Aber "Kinstlerin" kam selbst vorbei. Der Ruf des guten Bohnenkaffees meiner Mutter, der aus Carepaketen stammte, war auch bei Jolanda angekommen. So konnte ich das häßliche Rasseweib, das sein Gesicht verschleiert hatte, genau aus der Nähe betrachten. Jolanda lupfte das Tüllgespinst bis zur Nase und genoß hörbar das aromatische Getränk mit einer unnachahmlich theatralischen Hingabe. Meine Mutter gab die Geste beim nächsten Kränzchen in Henny Porten Manier als Stummfilmposse zum Besten. Sie kopierte Jolanda so perfekt, daß ich fast erschrak. Etwas älter studierte ich Jolanda bei jeder Operette, die ich sah. Ihre Komplimente und Bewegungen, die in den Dreißigern in Breslau in Mode waren und bei jedem anderen erbarmungslos ausgebuht worden wären, machten Jolanda zu Jolanda. Ich hatte den Geist der inzwischen sanft entschlafenen Theaterdame eingeatmet und zelebrierte viele Jahre später mit Mutters Florentiner auf dem Kopf, zum Gaudium meiner Gäste, Parodien von Zarah Leander bis Trude Herr.

Verblüfft, ja fast erschrocken war ich an der Jugendweihe unseres ältesten Sohnes. Es wurde vorgetragen. Plötzlich stand der Jüngste mit acht Jahren auf einem Hocker, trug das viel zu große Abendkleid meiner Frau, raffte es mit beiden Händen und hatte auf dem Kopf den viel zu großen berühmten Kalabreser seiner Urgroßmutter. Er trug ein Operettencouplet a capella vor. Er hatte, wie ich einst, den Sinn des sehr frivolen Textes nicht verstanden und dichtete aus dem Stegreif nach eigenem Ermessen die fehlenden Lücken nach. Es war, als schwebte Jolandas Geist im Raum. Nie zuvor habe ich über sie gesprochen! Alle hatten nasse Hosen vom Lachen, nur mich gruselte es.

DER "HURENSTALL"
VON TONCHEN UND LENCHEN

(1954)

Die Geschwister Wenkhaus waren keine Geschwister. Tonchen und Lenchen betrieben am Markt von Großräschen ein Putzmachereigeschäft. In hutlosen Zeiten mußten sich die beiden alterslosen Damen etwas einfallen lassen, um leben zu können. Toni Wenkhaus gehörte der Laden. Lenchen hieß Pricezicwesky (sprich Pschischweski) und war seit den frühen Vierziger Jahren die Geliebte von Toni. Tonchen war die Ältere und überragte die Gefährtin um Haupteslänge. Lesbische Liebe war da noch ein Makel und geschäftsschädigend. So umging man die Redereien und erklärte sich zu Geschwistern.

Als ich geboren wurde, stand der Kegelclub "Rollendes Glück" vollzählig Pate. Zwölf Damen aus der Großräschner Geschäftswelt legten mir etwas in die Wiege. Mein Vater verbot Tonchen und Lenchen, als sie sich als dreizehnte und vierzehnte Fee antrugen, dem Bunde der Patinnen beizutreten. Karl Acksel sah nicht nur dem deutschen Kronprinzen täuschend ähnlich. Er war als gebürtiger Potsdamer und gelernter Hutmacher urpreußisch und legte großen Wert auf Reputation.

Man tuschelte, im Hause Wenkhaus würde man nackt Schönheitstänze aufführen und merkwürdige Feste feiern. So gossen Tonchen und Lenchen illegal ihr Füllhorn über mich aus.

Der Hutladen am Markt war ein erbärmlich altmodisch möblierter langer Schlauch in schweinenrosa. Daneben der Arbeitsraum, in dem vier Frauen nähten, bügelten, wohnten und die Kundschaft abfertigten. Es gab auch Hüte. Gleich nach dem Krieg war der Turban, ein Wickeltuch nach orientalischem Vorbild, modern. Danach trug man Gebilde, die aussahen, als ob ein Plinz beim Wendemanöver nicht wieder in der Pfanne, sondern auf dem Kopf der Hausfrau gelandet sei. Ich hatte das Interesse für Hüte in den Genen. Mein Großvater, Gustav Acksel, war der "Kopfschuster" von Potsdam. Er stellte die Modellhüte für das Kaiserhaus und später für die Diven der UFA in seinem Atelier Am Kanal 44 her. Mein Vater verdiente sein Geld als reisender Handelsvertreter für Haushaltsgeräte. Nachdem er dabei meine Mutter kennen gelernt hatte, wurde er in Großräschen Gastwirt.

Ich nähte als Kind gern Bekleidung für meine Teddys und stickte mit dicker Wolle Monogramme in meine Kindertaschentücher. Tonchen und Lenchens Flitterkramwelt war für mich ein Zauberreich. Es roch nach Parfüm und Puder.

Hier wurden Bräute eingekleidet. Alle Faschingskostüme nach dem 2. Weltkrieg entwarf und nähte man hier. In Großräschen und den umliegenden Dörfern hatte man reichlich Bedarf. Alte Kleider wendete man auf neu, färbte und bastelte aus Gardinen und Übergardinen Roben für die Feste der Hungerzeiten. Mit Karnickelfell auf mondän gequält, wirkten getragene Sachen wieder.

Wer etwas schnellstens brauchte, spendierte als Beschleuniger Westkaffeebohnen vom Schwarzen Markt. In der Miniküche nebenan rösteten die Frauen für sich und die gute Kundschaft in einem Spezialtiegel die grünen Bohnen auf dem Kohlenherd. Den ganzen Marktplatz bis zum Milchladen von Strobels, der in einem windschiefen alten Brauereigebäude etabliert war, überzogen Wolken aromatischer Düfte. Neid erfüllte die dort schlangestehende Kundschaft und drastische Worte der Häme wurden laut: "Die Weibsen, die Huren! Saufen echten Bohnenkaffee. Für Unsaeens is getofte Moagamilch gut genuch!"

Mein Vater war 1944 gefallen. Kein Verbot hinderte mich, bei den netten Tanten zu Besuch zu gehen und dort zu lernen, wie man Knöpfe annäht, Samtgürtel bestickt oder einen Hut garniert.

Meine Mutter hatte mottensicher wahre Ungetüme von heute unbezahlbaren Kunstwerken der Potsdamer Werkstatt auf dem Boden vor den Russen versteckt und gerettet. Oma "Potsdam" war nach Großräschen geflohen, als der Bombenterror einsetzte und ihr Haus in Schutt und Asche legte. Sie kam mit einem von neun LKW an, der von ihrer Habe jeweils nur Teile geladen hatte. Das Schicksal der anderen Ladungen und deren Transportmittel wurde nie geklärt. Meine Mutter lamentierte immer, Schwiegermutter hätte doch lieber die Kalabreser verbrennen lassen und dafür mehr Raum für das Meissner Geschirr und Großvaters Ölgemälde zur Verfügung gehabt.

Die Damen Wenkhaus wußten von den Schätzen auf unserem Boden. Doch "Oma Potsdam" kannte ihres Sohnes Abneigung. Sie lehnte strikt ab, auch nur eine Feder herauszurücken. "In den Hurenstall kommt ma keen Sticke!" berlinerte sie. "Die Weiba würde icke die Ärsche vasohlen, wennet nach mia jinge!"

Ich konnte die Oma nicht verstehen. Je mehr sie die Tanten schmähte, um so interessanter wurden sie für mich. Als Enkel der gefürchteten wahrheitsliebenden "Dreckschleuder von Potsdam" und Sohn von Charlotte

Zibelius-Acksel-Socher-Huber, deren Kaffeekränzchen eine gefürchtete Nachrichtenbörse in Großräschen war, drängte es mich, herauszubekommen, was mit den Tanten Tonchen und Lenchen los sei. Ich trug den Tanten vor den Ohren ihrer Näherinnen "Oma Potsdams" Schmähungen zu und wollte wissen, was denn ein Hurenstall sei. Die Farbenwechsel waren unter der vielen Schminke, die die hohe Jugend kaschieren sollte, den falschen Löckchen und den immer klappernden Superwimpern nicht zu bemerken. Die Näherinnen hatten ganz schmale Striche an der Stelle, wo sonst der Mund war und beugten sich bei solchen Fragen ganz tief über ihre Arbeit.

Tonchen führte nur das Wort, wenn Lenchen nicht da war. Nun aber ergriff sie die Initiative. "Die Oma meint damit unser Schneideratelier. Bevor die Bomben auf Potsdam fielen, hatten deine Großeltern auch einen Salon. Viel größer und schöner als unserer hier in Großräschen. Da kam sogar die Kronprinzessin Cäcilie mit ihrer Kutsche vorgefahren! Nun ist die Oma traurig, weil alles verbrannt ist. Wir wollten ihre alten Modellhüte kaufen und ihr helfen. Die Hüte hätten so schön zu unseren Maskenkostümen gepaßt."

Hut ab, um im Bilde zu bleiben, vor Tonchen Wenkhaus. Die behielt die Contenance. Sie ließ das geschwätzige Kind nicht entgelten, was die Häme und die Schmähungen ihr antaten.

Tonchen und Lenchen bekamen doch die Hüte der "Oma Potsdam"! Die Geschwister Wenkhaus verfügten in den Hungerzeiten über Hausschlachtenes, denn die reich gewordenen Bauern ließen hier ihre heiratsfähigen Töchter einkleiden. "Bevor die Motten den Plunder auffressen, verfressen wir ihn!" entschied meine praktisch denkende Mutter. Eines Tages fragte sie ihre Schwiegermutter: "Mutter, wie schmeckt dir denn der Florentiner in safrangelb, den die Harvey in "Der Kongreß tanzt" getragen hat?"

Die Oma Sophie begriff sofort. "Wenn de det Monsta nich an den Hurenstall abjegeben hast, schmeckta mia. Und andersch ooch. Hast ja recht. Lotteken. Vakloppt is vakloppt. Sone Hite trägt ja keen Mensch nich mehr."

Die Oma starb. Die Hüte verwandelten sich peu à peu in Würste und Speckseiten oder in Carepaketinhalte. Zwei Zylinder und ein Traum aus schwarzen Marabufedern, den Zarah Leander in "La Habanera" getragen haben soll, blieben erhalten und fielen mir in die Hände. Ich probierte den Hut auf und zog heimlich das Brautkleid meiner Mutter an, das sie trug, als ihr dritter Ehemann, Richard Zibelius, sie zum Standesamt in Bückgen führte. Das gute Stück war inzwischen mit einem Stück Goldbrokat aus

einem Sofakissen nobler und weiter geworden. Zuerst bekam meine Mutter bei meinem Anblick einen Wutanfall, dann lachte sie Tränen.

Was hatte ich mir da nur selbst angetan!?

Zuerst wurde ich dem Kränzchen vorgeführt und dann vermarktete mich meine Mutter auf allen Nachkriegshausbällen und Partys, die Tante Erna in Spandau für ihre Clique und die Amis gab. Der Clou waren Mutters Mädchenzöpfe, die sie an einen Hut angenäht hatte. Ich amüsierte die ganze Mischpoke aus dem Spandauer Johannisstift und Pensionatszeiten, die sich reihum in Berlin traf. Meine ersten Travestieauftritte sorgten für Freßpakete und Kaupelgeschäfte.

Zwanzig Jahre später rettete mich der "Hurenstall" vor der Steuerfahndung. Lenchen war längst gestorben und Tonchen, nun eine klapprige Greisin, wollte in den Westen zu einer ihrer Exgeliebten übersiedeln.

Längst wußte ich um die Neigungen der Tanten und um die Alkolatbesäufnisse der Nachkriegszeit. Die Frauen hatten sich mit den Faschingskostümen mondän angehost und im Suff Flamenco und Rumba markiert, denn keine wußte wirklich, wie man Rumba und Flamenco tanzt. Man hatte den Krieg überlebt. Kleinkarierte Sinnenfreude und Kokolores, der gerade modern war. Man tat, als wüßte man was man tat. Die in kargen Zeiten nicht mittun durften, warfen mit Dreck.

Tonchen schenkte mir den Klimbim, der noch übrig war, weil sie wohl ahnte, welche Richtung unsere Gaststätte einmal über Großräschen hinaus bekannt machen würde. Außer dem Korb voller alter Kostüme, über den an anderer Stelle noch berichtet wird, "erbte" ich den ganzen Haushalt.

Eine Tiefenprüfung vom Finanzamt beim Rat des Kreises Senftenberg über einen rückwirkenden Zeitraum von zehn Jahren überraschte uns mitten in einer ausverkauften Erlebnisbereichsveranstaltung. Während 100 Gäste ausgelassen im Hause feierten, überprüften unangemeldet sechs Mitarbeiter 40 Positionen meiner Buchführung. Man hoffte Unregelmäßigkeiten aufzudecken oder negative Ergebnisse zu finden. Ich entließ die enttäuschte Crew ohne Erfolg. Das Buchwerk war in Ordnung und die Kalkulationen stimmten mit den Portionen der Gäste überein. Sogar an der Bar fand man "kein Haar in der Suppe".

Noch in derselben Woche trat der Chef der Abteilung Finanzen persönlich auf den Plan. Er fand zu seinem Erstaunen nach zwei Tagen heraus, daß ich mit Frau und drei Söhnen ein Jahr lang von 750 DDR-Mark gelebt haben sollte. Er war am Ziel. "Wovon haben Sie Ihre weiße Ledercouchgarnitur bezahlt, die wohl etwas teurer gewesen sein dürfte?"

Antworten Sie mir in 14 Tagen und überlegen Sie gut, was Sie mir zu erzählen haben!"

War er nun ein kulanter Prüfer oder der Wolf, der sich seines Geißleins sicher war? Ich spürte das Damoklesschwert nicht über mir und machte wahrheitsgemäß eine Aufstellung der Nebeneinnahmen, die wir für unseren privaten Lebensunterhalt verbraucht hatten. Ein Teil davon war auch für absetzbare Anschaffungen ins Inventar geflossen. Mein Steuerberater beklagte immer wieder: "Sie werden einmal keine Rente bekommen. Sie verdienen auf dem Papier nichts, wenn Sie alle Kosten absetzen!"

Ohne wie ein Kaufmann zu denken, lebte ich nicht von der Provision des Kornmissionshändlers, sondern von den Erlösen von Plüschtuch und Plum. Gäste schleppten mir Kunst und Krempel ins Haus, nachdem ich den Haushalt von Tonchen und Lenchen verscherbelt hatte. Ich mußte mich dazu nicht auf den Markt stellen. Meine Hände adelten, was andere weggeschmissen hatten. Kaum stand etwas Altmodisches in unserem Haushalt, weckte es Begehrlichkeiten.

Die Herren von der Steuer staunten ungläubig. Die uralte Dame gab es sogar schriftlich, daß ich nichts gekauft hatte, sondern ihr Nachlaß eine Schenkung war. Ins Detail ging man nicht.

Während ich geduldig Rede und Antwort stand, man in den Papieren wühlte und die Rechenmaschine klapperte, malte ich seelenruhig ein Riesenbild nach einem komplizierten japanischen Holzschnitt in hundertfacher Vergrößerung.

Man ließ uns lange Zeit nicht in Ruhe, denn man hielt mich für einen ausgekochten Geschäftsmann und einen raffinierten Tiefstapler.

Noch weitere zehn Jahre später überraschte uns Sohn Tilo an der Jugendweihe von Sohn Jörn mit dem Vortrag eines urkomischen Couplets. Der Achtjährige hatte ein Modellkleid meiner Frau an, dessen Duplikat einst die Fernsehansagerin Erika Rattke in der "Goldenen Note" getragen hatte. Auf dem Kopf den legendären Marabuhut der Leander. Das Leben hat magische Wiederholungen, die unheimlich sind.

Niemand, außer mir, wußte um die alten Geschichten. Keinem habe ich bisher davon erzählt. Tilo erhielt für seinen ulkigen Auftritt einen solchen enormen Beifall, daß eine Initialzündung erfolgte, die die Weichen für das ganze Leben des Jungen stellte.

WEIHNACHTSSPAZIERGANG MIT LUMPI

(1954)

Tiere als Geschenk unterm Weihnachtsbaum sind ein Kapitel für sich. Lumpi gab nur eine kurze Gastrolle in unserem tierlieben Haushalt, in dem vor allem Katzen das Sagen haben. Lumpi war ein Drahthaardackelrüde, den ein Bauer meinem Vater unterwegs bei seinen Kontrollbesuchen im Auftrage des Landrates aufgeschwatzt hatte. Bis zum Heiligen Abend sollte er bei Nachbarn in Pension bleiben. Die bekamen das lebhaftes Tier so schnell satt, daß sie es schon am Morgen des 24. Dezember vorbeibrachten. Sie gaben vor, nun doch kurzfristig einen Besuch bei ihren Kindern machen zu wollen.

Man kann einem Energiebündel nicht das Bellen verbieten. Wie sollten die Nachbarn dem Hunderüpel klar machen, daß er allein in ihrem dunklen Keller sitzen und dort warten sollte, bis sein großer Auftritt an die Reihe käme?

Die Tierbescherung fand sofort an Ort und Stelle statt. Lumpi raste laut kläffend meinem Vater zwischen den Beinen hindurch und inspizierte im rasanten Tempo alle Räume. Da schon Futternäpfe mit Hundeköstlichkeiten in Glanzpapier verpackt unterm geschmückten Tannenbaum lagen, hatte die Spürnase Wind bekommen und die Fetzen flogen nur so über den Perserteppich. Ich erlebte alles nur als Hörspiel, denn ich durfte noch nicht ins gute Zimmer. Meine Eltern leinten Lumpi an seinem neuen Halsband fest und bekamen als Dank für das preisintensive vom Sattler handgearbeitete Geschenk eine Riesenpfütze auf eine kostbare Orientbrücke gepullert. Da waren mütterlicherseits bereits alle Sympathien verflogen. Sie dachte sogleich an das Schlimmste und widersprach dem Eifer meines Vaters, der sich schon immer einen Hund gewünscht hatte. Ich war nur als Vorwand und Pfleger auserkoren.

Lumpi freute sich über soviel Anteilnahme bei seinem ersten Erscheinen und begann sofort alle Pantoffeln und Hausschuhe der Familie auf Genießbarkeit zu testen. Da ordnete meine Mutter an: "Ihr wolltet doch bis zum Kirchgang einen großen Spaziergang machen. Das geschieht sofort und zwar mit dem Hundevieh! Bis zum Abend lasse ich mir etwas einfallen!" Das klang so resolut und hundebedrohlich, daß kein

Widerspruch aufkam. Mein Vater und ich entwichen wie geprügelte Sünder mit dem Dackel ins Freie.

Das Winterweihnachtswetter spielte vor den Feiertagen April April. Schnee, Frost und Tauwetter lösten einander ab. Als wir losgingen, sanken die Temperaturen. Schneegriesel rieselte vom Himmel und taute am Boden sofort wieder. Lumpi war an der ungewohnten Leine kaum zu bändigen. Noch bevor wir ihn daran hindern konnten, biß das lebhaftes Hundekind im Rüpelalter das Leder durch und sauste über den Stoppelacker davon. Ich sagte: "Er riecht wohl Hasen." Mein Vater sprach seine Gedanken aus: "Nun braucht sich Mutti nichts mehr einfallen lassen. Der Hund ist weg."

Lumpi akzeptierte weder seinen von uns erdachten Namen, noch uns beide als seine Herren, deren Kommandos er zu folgen hatte. In bizarren Sprüngen tollte er übers Feld, dessen Farbe er inzwischen angenommen hatte. Er bellte wie wahnsinnig geworden. Dann stand er eine Weile still, kratzte den Boden im Acker auf und kam mit einem Bündel im Maul auf uns zugesprungen. Wie ein wohlerzogener Hund legte er seine Beute vor uns nieder und erwartete ein Lob. Als ich das dreckstarrende Etwas aufhob, gebot mein Vater: "Laß den Mist liegen. Ein uraltes Portemonnaie. Mein Gott!" Unwillen und Erstaunen in einem Atemzug. Ich hatte die zerfledderte Geldbörse schnell geöffnet und brachte jede Menge Geldscheine ans Licht. Lumpi war inzwischen wieder auf und davon. Wir zählten. Es waren 789 DDR-Mark und 44 Pfennige. Dann fanden wir einen Sozialversicherungsausweis, die Konsummitgliedskarte, Fotos, unlesbare Notizen und einen Lohnstreifen vom Oktober. Alles war Eigentum des LPG-Traktoristen Escher aus Woschkow. Unser Weihnachtsspaziergang bekam nun ein Ziel. Ohne viele Worte schwangen wir uns auf die Fahrräder. Lumpi war uns auf dem Rückweg unaufgefordert gehorsam gefolgt und sauste nun neben den Rädern an seiner zusammengekneperten Leine den Waldweg entlang.

In Woschkow, einem kleinen Dorf, das drei Kilometer von Großräschen entfernt liegt, klingelten wir bei Familie Escher. Der Traktorist öffnete das Gatter. Er spitzte gerade den Tannenbaum an, um ihn in den Ständer einzupassen. Wie groß wurden seine Augen, als er sein Portemonnaie wiedersah. Da fiel die Axt aus der Hand und der gußeiserne Ständer klirrte auf das Hofpflaster. "Elke! Eeekel ich werde irre!", brüllte der Mann. Seine Frau eilte mit wehender Schürze aus dem Haus, denn sie glaubte zunächst an ein angehacktes Bein.

Lumpi war es inzwischen gelungen, den Knoten an seiner zerbissenen Leine zu öffnen. Er zog schwanzwedelnd zu einem riesengroßen Bernhardiner in dessen Hundehütte ein. Liebe auf den ersten Blick.

Wir erfuhren von den Aufregungen, die der Verlust ausgelöst hatte. Der Traktorist hatte seine lohngefüllte Geldbörse durch das Geschuckel auf dem Feld verloren. Er wußte aber nicht, wo sie durch den Boden gerutscht war. Auf dem abgeernteten Acker eine Nähnadel im Heuhaufen. Ein Monatslohn war kein Pappenstiel! Das Gezeter der Frau war gewaltig. Um so größer war nun die Freude über den ehrlichen Finder. Die Dankesbezeugungen gerieten am Weihnachtsnachmittag zu einem außer Kontrolle geratenden Stegreiflustspiel. Frau Escher wollte große Umstände machen und uns ins Haus bitten. Ich war in diesem Moment den Erwachsenen überlegen. Da ich den Einzug in die Bernhardinerhütte beobachtet hatte, beendete ich die Dank- und Lobgesänge mit einer Bitte: "Wir wollen keinen Finderlohn. Aber könnte nicht Lumpi bei Ihnen bleiben?"

Wenn man symbolische Steine vom Herzen plumsen hören könnte, wäre im Augenblick bei meinem Vater ein Getöse zu hören gewesen. Lumpi wurde zum Ehrenbürger auf dem Escherhof. Meine Eltern bescherten mich nach der Messe in der Kirche und gestanden mir, ich hätte ihnen mit meinem heldenhaften Hundeverzicht das schönste Weihnachtsgeschenk gemacht. Ihre unüberlegte Tieridee mit Lumpi hätte uns allen viele Probleme und Ärger gebracht.

Am ersten Feiertag klingelte es bei uns. Als Familie Escher vor der Tür stand, war mein erster Gedanke: "Die bringen den Hund zurück!" Nein, falsch. Sie brachten uns ihre eigene soeben frisch gebratene Gans als Geschenk gleich in der Pfanne. Bei uns waren die Klöße gerade gut und der Rehrücken wurde tranchiert. Eschers fackelten nicht lange, nahmen die Einladung an und tranken mit uns auf eine lange Freundschaft. Rehrücken und Gänsebraten erweisen sich als eine gute Grundlage.

Das Band hat bis auf den heutigen Tag gehalten. Es ist wieder einmal Heiliger Abend. Eschers haben gerade aus Großräschen angerufen. Unsere alten Herrschaften und Lumpi sind längst gestorben. Aber wir Söhne bewahren seit 46 Jahren als sichtbares Symbol jeder eine halbe Hundeleine auf. Unsere hängt aus Tradition am Tannenbaum in Forst und Lumpis Halsband mit dem Rest davon in Großräschen, in Neu Bückgen.

AUFGEKLÄRT BEIM STOLLENBACKEN

(1956)

Als ich vierzehn Jahre alt war, verunglückte meine Mutter. Sie wurde durch ein Gipskorsett fast ein Jahr lang fast völlig bewegungsunfähig. Von einem Tag auf den anderen war meine Kindheit vorbei. Ich war nicht nur Schüler, sondern auch Versorger fürs Vieh, den Untermieter, den Haushalt und natürlich auch Krankenpfleger in einer Person. Eine harte Lehrzeit, in der ich mir selbst das Kochen und Backen beibrachte. Es ging zuerst vieles schief. Als meine Mutter soweit war, daß sie vom Bett und später im Stuhl sitzend Anleitungen gab, bekam ich den letzten Schliff. Zu Weihnachten gab es jedes Jahr die gleichen Rituale. In DDR-Zeiten war das Stollenbacken eine Herausforderung, weil das Besorgen und Hamstern der Backzutaten Beziehungen und Organisationstalent notwendig machte. Man hortete Rum, Sultaninen, Zitronat, Mandeln und in den frühen Jahren, von denen hier die Rede ist, auch Mehl, Zucker und Fettigkeiten. Wie man alles zu einem Hefeteig vermischt, der schließlich zu einem flachgebackenen Dauerkuchen wird, der gebuttert und mit Puderzucker bestreut wochenlang aus Tradition auf dem Speisezettel stand, werde ich nie mehr vergessen. Als ich 1988 fast zwei Jahre lang eine große Lebensmittelkaufhalle geleitet habe, wollte meine erfahrene und ältere Stellvertreterin mich bei der Bestellung der Backzutaten unterstützen. Sie staunte nicht schlecht, als ich ihr einfach aus dem Hut aufzuzählen begann, was alles in einen guten Christstollen gehört. So beschrieb ich meinem Damenkollektiv, wie ich unserem Küchenherd einheizte, damit alle Zutaten gleich temperiert verarbeitet werden konnten. Ich backte mit Zutaten auf der Grundlage von sechzehn Pfund Mehl. Das war für meine Muskeln eine harte Probe, bis der Teig endlich ruhen und "gehen" konnte. Vom Bett aus riet mir meine Mutter als Maßstab: "Der Teig ist richtig, wenn er sich wie ein Weiberbauch anfühlt." Wie sollte ich im zarten Alter von vierzehn wissen, wie sich ein Weiberbauch anfühlt?! Es gab ja junge und alte Frauen! Ich empfehle heute, nachdem das Hefestück angesetzt und der Teig gegangen ist, die Masse so lange zu walken, bis sie den Fettglanz verloren hat und nicht mehr klebt. Der Teig muß sich vom Wannenrand und den Fingern lösen. Dann ist er fertig.

Damals ging man mit zugedeckter Wanne, die auf einem kleinen Wägelchen transportiert wurde, zum nächsten Bäcker bei dem man Kunde

war. Dort wurde vom Meister der Stollen abgewogen und geformt. Was sich von Stütze oder Pfosten im wendischen Sprachraum ableitet und wie ein Wickelkind aussieht, ist ein Symbol für das Christuskind in der Krippe. So manche Hausfrau steckte bei dieser Prozedur harte Worte der Kritik ein. Bei manchen schrie der Bäcker: "Das Zeug ist zu fett, der Stollen bekommt Schliff!" und korrigierte fluchend das Defizit an Mehl. Es gab auch das Gegenteil. Da unkte der Meister: "Bei eurem Stollen müßt ihr aber tüchtig Kaffee dazu trinken, damit es beim Kacken nicht so staubt!" Bis man den Leib Christi in leckerer Form verzehren konnte, war eine Menge Geld und viel Arbeit nötig. Das Aufregendste war aber das Warten in der Mehlkammer. Dieser Vorraum der Backstube hieß so, weil man hier den Mehlvorrat des Bäckers aufbewahrte. Hier mußte man mit seiner Teigwanne warten, bis man an die Reihe kam. Die Stollenbackweiber benutzten diese Zeit als willkommene Gelegenheit, um alle, die nicht in diesem Zirkel anwesend waren, durchzuhecheln. Man vergaß sehr schnell, daß ein junger Mann mit in der mollig warmen Mehlstube in einer Ecke saß und andauernd die Farbe wechselte. Die Themen waren sehr pikant und wurden drastisch offen ausgeschmückt erörtert. Ich lernte "die Tage" kennen und auch das Geschehen bei Nacht. Auch "ein Vorfall" und eine Abtreibung vor dem Aufgebot fehlten nicht. Die Fantasie des aufgeklärten Lesers wird weitere Andeutungen unnötig machen. Ich kam mit meinen Kuchenbrettern voller duftender Stollen wie im Fieber nach Hause und mußte das Gehörte verdauen und einordnen lernen. Man sah gewisse Leute, über die in der Mehlkammer gelästert worden war, von nun an mit ganz anderen "wissenden" Augen. Da war viel dummes Zeug dabei. Als ich in der neunten Klasse meinen Lehrer nach Dingen fragte, die ich nicht begriffen hatte und deren Handhabung auch nichts im Lexikon stand, erklärte er mir kopfschüttelnd ich sei eine frühreife verdorbene Pflanze.

DIE DETEKTEI ZIBELIUS

(1958)

Ein Jahr nach der Konfirmation wurde ich auch zur Jugendweihe geschickt. Während die Feier der "Weihe" stattfand, lag meine Mutter bewegungsunfähig mit großen Schmerzen zu Hause auf dem Sofa. Mein Stiefvater Richard Zibelius begleitete mich zur Zeremonie in die "Kaiserkrone", die zu diesem Zeitpunkt Clubhaus "Tatkraft" hieß und am Raunoer Berg stand. Ich kann mich an nichts weiter erinnern, als daß wir Mutter ohnmächtig vorfanden. Die Hausärztin Tutti Resch untersuchte die Kranke und wies sie mit der Diagnose akuter Blinddarm ins Bergmannskrankenhaus Senftenberg ein. Dort taufte man sie auf den Spitznamen "der interessante Blinddarm aus Großräschen". Mutter hatte vierzehn Tage lang einen glatten Wirbeldurchbruch mit Quetschung überlebt!

Nach einer Höllenfahrt mit der Bahn vom Westerwald bis nach Großräschen war sie mit schmerzverzerrtem Gesicht herumgelaufen und hielt die Lähmungsattacken für Blähungen! Im schlingernden Zug kippte sie beim Mantelausziehen auf die Sitzlehne. Normale Menschen fallen dann sofort tot um. Mutter reiste mit zwei schweren Koffern voller Westliebesgaben in die DDR.

Sie bekam ein Gipskorsett und lag monatelang in einem Spezialbett. Als man den schweren Panzer nach einem Jahr entfernte, war Mutter Invalidin. Ihre zunehmende Schwerhörigkeit hatte schon lange vorher ihre Kommunikationsfähigkeit stark eingeschränkt. Nun war sie zum Nichtstun verurteilt und auf den Radius unserer Wohnung angewiesen. Sie verschaffte sich in dieser Welt ihre Erfolgserlebnisse mit Spionieren. Was meine Mutter nicht wußte, gab es nicht in Großräschen. Nicht einmal meine allwissende Schwiegermutter Elschen, die den Großräschner Postzeitungsvertrieb leitete, konnte ihr das Wasser reichen. Während die eine ohne viel eigenes Zutun von den Postzustellern zugetragen bekam, was in der Kleinstadt geschah, lag die andere spähend auf der Lauer. Der Wissensdurst meiner Mutter war unerschöpflich.

Ich war bald sechzehn, besuchte die Erweiterte Oberschule und versorgte den Haushalt, unser Vieh und den Untermieter. Meine Jugend war zu Ende. Während ich Wäsche wusch, Essen kochte, die Räume säuberte, Schulaufgaben erledigte und Mutters Fäkalien im Eimer in das Plumpsklosett auf den Hof kippte, hockte Mutter hinter den Scheibengardinen des Schlafzimmerfensters. Mit grandioser Kombinationsgabe berichtete sie beim Abendessen ihrem genervten Gatten vom Großräschner Mikrokosmos.

Zippi, wie wir meinen Stiefvater heimlich nannten, hatte ganz andere Sorgen. Er mußte, laut Parteibefehl von seiner Tätigkeit als Chef der HO-Kontrollabteilung beurlaubt, Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften gründen.

Sein Frust war unendlich. Mutter fehlte dafür jegliches Verständnis. Sie scherte es wenig, wenn unser Ernährer (wie er selbst immer wieder betonte) berichtete, er sei von Hunden gehetzt oder mit Farbe beschüttet worden. Sie fand es für ihr Publikum nicht erwähnenswert, daß ihr Mann Erhängte abschneiden oder sich mit Polizeigewalt Zutritt zu Gehöften verschaffen mußte. Mutter war nur sauer, wenn sie hörte, daß Bauern, die den LPG 's beitraten, bevorzugt Autos und Fernseher zu kaufen bekamen. Wir konnten uns davon sowieso nichts leisten. Mutters Metier war der Blick zum Hof zwischen den Grundstücken Steidtmann und Richter. Sie wußte, wann die HO-Verkausstelle Ware bekam. Sie registrierte, was angeliefert worden war und wer was wann hintenherum in welcher Menge abholte.

Sie beobachtete, daß Hans Steidtmann, dem Haus und Laden der Firma "Paul Steidtmann" einmal gehört hatte, nicht nur heimlich in seiner Wohnung einen Puff betrieb. Mutter sah auch, wie der alte dicke Mann nächtens über illegale Bodentreppen in die HO-Lagerräume einbrach und große Warenmengen keuchend über den Hof transportierte. Offiziell betrieb der Gauner einen Resteverkauf seiner Eisenwaren und Werkzeuge. Dieser Handel dauerte unbehelligt zehn Jahre an. Als Zugabe zu Sex und Schrott gab es zu Dumpingpreisen Diebesgut. Der Liebesdienstbetrieb begann während eines Herbstmarktes. Viele Verkaufsbuden reihten sich vom Marktplatz durch die Breitscheidstraße. Eine rege Handelsbetriebsamkeit belebte jedes Jahr das Zentrum. Ein junger Schausteller, der seine Kundschaft mit imitiertem Vogelgezwitscher unterhielt, humorvoll vorgab Schweinchen zu schlachten, trieb noch allerlei Mummenschanz, um hauchdünne Plättchen zu verkaufen. Im Mund, zwischen Gaumen und Zunge, erzeugte man irrwitzige Töne damit. Der

Marktschreier wohnte bei Hänschen Steidtmann in einer Dachkammer. Er war der Aufreißer, Koordinator und Zuhälter.

Zunächst besorgte er sich für den Eigenbedarf Damen aus dem Armenhaus in der Bahnhofstraße. Es lag witziger Weise gegenüber der Sparkasse. Die Künste des Überpotenten lockten weibliche Fans in Scharen an, die bald bereit waren, ihre Verzückungszustände für ein Entgelt an anderen Männern zu zelebrieren. Der Zwitschermeister sorgte für reichlich Kundschaft. Auf der Steidtmannschen Hintertreppe war ein reges Kommen und Gehen zu beobachten. Als meine Mutter Kleins Hilde (bekannt wie Klein Erna in Hamburg) mit ihrem Fräulein Mutter erblickte, war alles klar für sie.

Der lustige Text der Marktanmache am Zwitscherstand ist überliefert, aber noch heute nicht druckbar.

Ich überbrachte ihn wortgetreu meiner Mutter und die wußte auf der Stelle, was gemeint war. Hans Steidtmann regelte den Verkehr. Er stellte sein schmutzstarrendes Bett zur Verfügung. Lautstark und voller Stolz berichtete er meiner Mutter (sie hörte ja schwer), er würde dafür nichts nehmen, aber zugucken täte er schon.

Mich benutzte meine Mutter als ahnungslosen Kundschafter. Sie schickte mich mit Erdbeerbowle zu Hänschen und ließ mich fragen, ob er denn Scharniere für unsere Karnickelställe vorrätig hätte. "Während er sucht, siehst du dich genau um, damit du mir die Bude beschreiben kannst," bestimmte die Mutter. Ich tat dies so gründlich, daß ich es noch heute kann, ohne lange nachdenken zu müssen.

Es stank nach Pisse, Sperma, Schweiß, Tabaksqualm und angebranntem Essen. Den Raum füllte ein Riesentisch, der überquoll von verrostetem Eisenzeug, das für meine Begriffe keinerlei Gebrauchswert mehr hatte.

Der Tür gegenüber stand ein Bett ohne Bettwäsche. Der rote Inlettbezug starrte vor Schmutz. Anstelle eines Lakens war eine alte Pferdedecke über die Liegefläche ausgebreitet. Eine Nachttischlampe mit einem versengten roten Tuch über der Glühbirne erzeugte bei Bedarf das stimmungsvolle Licht.

Zwischen den Eisenwaren behauptete ein zweiflammiger Elektroherd seinen Platz. Auf der einen Seite fehlten die Füße. Als Ersatz war eine alte Bibel unterlegt. Herd und Heilige Schrift waren von überkochenden Speisen verkrustet. Ein großer alter Kaffeebecher, der wohl noch nie Abwaschwasser gesehen hatte, stand auf der Herdplatte mit blubberndem Inhalt. Die ehemals als Gardinen gedachten Lappen waren unnötig gewesen. So braungelb sie auch waren, die Fensterscheiben boten, einige

Schattierungen dunkler, sowieso keinen Durchblick mehr. Es gab einen Stuhl. Auf dem thronte Hänschen. Sein Lebendgewicht von fast drei Zentnern ließ die Pobacken rechts und links herniederhängen. Die Manchesterhose stand weit offen. Sie wurde von stabilen Hosenträgern gehalten. Ein zerrissenes Netzhemd ließ von dem stark behaarten Oberkörper mehr sehen, als es verhüllte. Auf dem Glatzkopf bewiesen viele Schwären und Geschwüre, daß der alte Mann krank war.

Mich hielt es nur wenige Minuten. Der Gestank aus der Billigzigarre, die Herr Steidtmann, vor Anstrengung keuchend, beim Wühlen in seinem Schrotthaufen nicht aus dem Mund nahm, und das Aroma seiner naßgepinkelten Hosenbeine vertrieben mich. Ich mochte kein Scharnier berühren, wenn er es angefaßt hätte. Auch das Bowlennäpfchen kam nie in unseren Haushalt zurück.

Ich erzählte schauernd meine Eindrücke.

Meine Mutter schmückte meinen Bericht bei ihren Kränzchendamen noch drastischer aus. Die Zuträgerinnen Großräschener Sündenfälle schüttelten sich in wohligem Ekelgefühl und wußten zu ergänzen, was Hansi in der Badeabteilung der Poliklinik erlebt hatte.

Die Hygieneaufsicht hatte Herrn Steidtmann dorthin beordern lassen. Der Bademeister, dessen Augen an so manchen unästhetischen Anblick gewöhnt waren, hätte mit Grausen seine Moorhandschuhe angezogen und den stinkenden Alten unter warmem Wasserdruck vorgeweicht und dann mit einer Wurzelbürste bearbeitet. Er soll aus allen Grinden wie ein abgestochenes Schwein geblutet haben. Danach wollte das Ferkel seine vergammelten Lumpen wieder anziehen. Da er keine saubere Wäsche besaß und mitgebracht hatte, war man von der Fürsorge losgezogen und hatte den größten Trainingsanzug, der aufzutreiben war, besorgt. Die Pesthauchsachen wurden sofort verbrannt.

Tante Bettys Bericht war noch einen Zahn schärfer. Ihre Quelle beschrieb den Zustand des verwahrlosten Menschen bis ins Detail seiner Geschlechtsorgane. Auch seine wonnevollen Geständnisse bei deren Reinigung durch die "leckeren Bademäuschen" gingen der Nachwelt nicht verloren. Was dem perversen Hänschen in seiner kranken Fantasie als leckeres Bademäuschen erschienen sein sollte, war ein robuster athletischer Mann, der nach vollzogener Prozedur seine Kündigung angeboten hatte, wenn man ihm ein zweites Mal so etwas zugemutet hätte.

Da unser Schlafzimmerfenster zum Hof hinaus genau über der Toreinfahrt lag, die heute mit einer massiven Tür verschlossen ist, spielte sich das nervenzerfetzende Nachtleben der Großräscher Boheme vor den Augen meiner Mutter ab. Sie hielt oft schlaflos und schmerzgepeinigt Wache und wurde selten gelangweilt.

Es befanden sich vier Gaststätten in der Breitscheidstraße. Ab Zwölfe wurde kopuliert. Mutter wußte nicht nur, wer mit wem und was so als Liebeslohn in den agierenden Kreisen üblich war. Sie sah auch mit an, wer vor dem Liebesakt seine Partnerin erst tüchtig verdreschen mußte. Mit Mitte Fünfzig lernte sie Praktiken kennen, die ihr bis dahin fremd waren. Sie hielt ihre atemlos lauschenden Kränzchenschwestern auf dem Laufenden.

Was zuerst aus Krankenbesuchen für eine verunglückte Kegelclubschwester entstanden war, festigte sich als Kumpanei mit weitreichenden Informationsnetzen. "Weeste was, erfärschte was!" Es gab wohl kaum einen Schritt vom Wege, der hier nicht bekannt und kommentiert worden wäre!

Ich trug den Schaden davon, denn ich kann noch heute kaum einem Großräscher begegnen, dessen Ahnen ich nicht in irgendeine pikante Geschichte verpackt kennen lernte. Aber keine Angst! Nie werde ich in diesen Schnurren und Schnaken etwas preisgeben, was Jemanden kompromittieren könnte.

MEINE NÄCHTE IN KW

(1958 und später)

Bisher beherbergte mich der Warteraum des Bahnhofs von Königs Wusterhausen an drei Nächten. Zwischen den Besuchen vergingen einige Jahre. Dann begriff ich: Nie wieder! Es war genug für den Rest des Lebens. Hoffe ich..

1958 reiste die Erweiterte Oberschule "Tatkraft" aus Großräschen-Süd mit allen Klassen und dem Lehrkörper nach Dranske auf Rügen in ein Sommercamp. Damals hieß soetwas nicht Camp, sondern Lager für Unterricht und Erziehung. Bei der Rückfahrt waren für uns in allen Zügen drei Waggon reserviert.

Nach endloser Wartezeit auf dem Berliner Bahnhof Lichtenberg kam endlich der Zug und stand dann nochmals eine Ewigkeit, bis er weiterfuhr. Einige ungeduldige Schüler verließen den Zug, um sich in der MITROPA zu verproviantieren. Ich gehörte dazu. Nach der Erlaubnis vom aufsichtsführenden Musiklehrer irrten wir durch die unterirdischen Katakomben des Bahnhofs. Der Kellner ließ sich mit der Suche nach Wechselgeld viel Zeit. Ich hatte nur ein paar Mark bei mir. Freißbeutel, Koffer, Jacke und Portemonnaie mit dem Personalausweis waren im Zug geblieben. Ich lief mit zwei Limonaden zum Bahnsteig zurück. Als ich außer Atem oben ankam, zog der Aufsichtbeamte das Hinweisschild des Zuges ein. Der Bahnsteig war leer. Ich sah noch die Schlußlichter des Zuges blinken. Auf dem Nebengleis stand die Stadtbahn nach Ostkreuz. Ich sauste hinein und hoffte den D-Zug zu überholen, wenn er in Eichwalde bei der Passkontrolle hielt. Passkontrolle! Kaum Atem geschöpft, wurde mir klar, ich hatte keine Papiere. Der Ausweis war im Zug. Man würde mich nicht durchlassen. Naiv überlegte ich dann, nach Tegel oder Spandau zu den Tanten zu fahren. Was für eine Logik! Es ging auf Mitternacht. Bis ich dort angekommen wäre, graute der Morgen. An eine mögliche Verhaftung noch vor dem ersten Hahnenschrei verschwendete ich keinen Gedanken.

Der Stadtplan belehrte mich: In Ostkreuz umsteigen. Auch das noch. Der Anschluß war weg. Bis ich in dem Wirrwarr der Bahnsteige den in Richtung KW gefunden hatte, war es ein Uhr. Nachts fuhr die S-Bahn nur alle 25 Minuten. Ich hatte noch immer die beiden Limonadenflaschen in der Hand.

Der Durst war mir vergangen. Es regnete. Wenn man bibbernd wartet, wird die Zeit zur Ewigkeit. In Eichwalde stand der D-Zug tatsächlich noch da. Ich meldete mich sofort bei der Passkontrolle und glaubte allen Ernstes, man würde mich schnell umsteigen lassen.

Mein Margonwasser und die Verlustmeldung von drei Schülern verkürzte die Befragung im Aufsichtsgebäude. Es nutzte nichts. Der D-Zug fuhr zeitgleich mit meiner S-Bahn weiter. Wettrennen über Zeuthen und Wildau. Als ich in Königs Wusterhausen die Treppen hochstapelte, waren wieder nur die Schlußlichter des ausfahrenden Zuges zu sehen.

Ich berichtete dem Mann mit der Kelle mein Abenteuer. Der Rest von 5 DDR-Mark reichte für eine Fahrt bis Großräschen im Personenfrühzug nicht. Man rief in Halbe bei der Aufsicht an und informierte die Schulleitung von meinem Nachrücken in Etappen. Meine Sachen landeten in Lübbenau. Mir spendierte die Deutsche Reichsbahn eine Freifahrt bis Großräschen.

Noch vier Stunden bis sechs Uhr morgens.

Ich trittete in den verrauchten MITROPA-Warteraum von KW. Es brannte nur eine schirmlose Funzel an der Decke. Hier gab sich das Ungeziefer ein nächtliches Stelldichein. Ab und zu stürzte ein verschmortes Insekt auf den darunter stehenden Tisch. Die Leiche landete auf dem Hinterkopf eines Schlafenden. Ob es ein Mann oder eine Frau war, blieb ein Geheimnis.

Endlich fand ich Zeit, eine der Margonwasserflaschen zu öffnen. Es schmeckte gewöhnungsbedürftig.

Der Warteraum bewies, hier stand die Zeit still. Man sah Werbungen für Produkte, die noch vor dem 2. Weltkrieg angeboten worden waren. Aktuell zeigte man an, daß Nicole Felix im Friedrichstadtpalast auftrat. Dass sich Karl Eduard von Schnitzler nach Inge Keller nun dieser Dame in Liebe genähert hatte, wußte ich noch nicht. Es hätte mich auch nicht interessiert. Mir näherten sich in Liebe Personen, die mir Angst machten. Ich wirkte zwischen den Typen, die hier die Nacht verbrachten, wie ein Paradiesvogel. Für einen solchen hielt man mich wohl auch. Ich wußte zwischen fünfzehn und sechzehn nicht, was ein Stricher ist. Man zwinkerte und nickte immer energischer in Richtung Tür. Ich verstand die Botschaft nicht.

"Wartest woll uf wat Besseret, wa?"

"Ich gloobe goa, den missma den Pfiffi erschte anschnitzen lern, wa?"

Mein verdatterter Blick verleitete den Kerl, der an den Tisch getreten war, an dem ich allein saß, zu weiteren von Alkoholnebeln umwehten Äußerungen. "Unsaemens kann ooch löh'n. Wat willstest vor de Numma?"

Ich war zwar naiv, aber nicht doof. Ich begriff, daß hier etwas Ekelhaftes auf mich zukam und stand auf. Zwei Männer folgten mir auf den Bahnsteig. Sie belegten sich gegenseitig mit obszönen Schimpfworten. Der Leser wird sich den Text denken: ich lasse ihn weg.

Ich ging zur Aufsicht und fragte, ob ich bis zur Abfahrt dort warten dürfe. Die Typen machten kehrt und behelligten mich nicht weiter. Ich durfte auf der Bank vor der Aufsicht Platz nehmen und zitterte vor Kälte und Müdigkeit. Nach einer Stunde trieb mich die Kälte wieder in den Mief des Warteraumes. Die Köpfe gingen hoch.

"Na ? Hat dia der Bahnonkel vanascht ? Oda wat ?" Eine Frau, die mit viel Farbe im Gesicht ihrer Jugendfrische nachgeholfen hatte, trat zu mir an den Tisch. "Hast woll noch keen Appetiti Erotiki, Kleena? Dös kommt noch. Du bist so scheen grien hinta de Ohrn. Wenn de nicht bei de Schwuln willst, könnte ickedia ja n bisken beknabbern. Was is, machn wa n Hund zusamm?" Das Frauenzimmer machte Anstalten sich an den Tisch zu setzen und bot mir eine Zigarette an. Ich lehnte ab.

"Na denn nich! Hohl dia selba een runta!" Sie stützte sich mit den Ellenbogen auf die Tischplatte und bettete den Kopf auf die verschränkten Krallenfinger. Das Hinterteil blieb stehen und wippte obszön. Der Duft, den die weibliche Ruine verströmte, war atemberaubend. Sie roch nach Urin, Parfüm, Puder, Zigarettenqualm und Alkohol. Der Einblick in ihr Dekollete, den sie mir darbot, war ordinär, schweißsumweht und so abstoßend, daß ich erneut aufstand und lieber erfrieren wollte.

Die Sonne ging auf. Langsam belebte sich der Bahnhof. Endlich kam mein Bummelzug. In Großräschen empfingen mich meine Eltern ärgerlich und mit Sorge.

Beim nächsten Fahnenappell wurde ich vor allen Mitschülern abgekanzelt. Der verantwortliche Lehrer konnte sich nicht erinnern, mir eine Erlaubnis zum Verlassen des Zuges erteilt zu haben.

Die anderen beiden Schüler wurden von der Schule verwiesen. Sie konnten das Angeben nicht unterlassen und prahlten mit einem nächtlichen Besuch in einem Westberliner Sexkino an der Sektorengrenze. Was damals zum Schulausschluß wegen moralzersetzender kapitalistischer Pornographie führte, regt heute keinen Kindergarten mehr auf. "Laß jucken Kumpel"

war 1958 das Dekadenteste, was sich die Fantasie ausdenken konnte. Heute eine peinliche Lachnummer. Ich behielt für mich, was ich live auf einem Bahnhof im sozialistischen Teil Berlins erlebt hatte.

Zeit verging. Inzwischen war ich Student an der Fachschule für Gastronomie in Leipzig, verheiratet und beendete mein erstes Sommerpraktikum an der Ostsee im "Boddenblick" auf Rügen. Meine Leipziger Studentenwirtin Anni Geßler hatte sich dorthin selbst eingeladen. Mit ihr im Schlepptau wartete ich auf dem Ostbahnhof in Berlin spät abends auf die Einfahrt unseres D-Zuges nach Lübbenau. Auf dem Gleis stand einundeinehalbe Stunde der Schnellzug nach Krakau. Wir saßen davor auf einer Bank und beobachteten amüsiert die tränenreichen Abschiedszenen. Als der Schnellzug genau zum selben Zeitpunkt aus dem Bahnhof rollte, als auch unser Zug an der Reihe war, wurden wir stutzig. Der befragte Bahnbeamte betrachtete uns wie Idioten. "Der Zug nach Lübbenau? Der fährt gerade ab!"

"Das ist der Schnellzug nach Krakau!!"

"Aber der hält in Lübbenau!"

Ich hätte meine hysterisch lachende Wirtin ermorden wollen. Unsere grenzenlose Dummheit verhalf mir zum zweiten Stelldichein in KW. Nach wieder vergeblichem Wettrennen mit der S-Bahn saßen wir in Königs Wusterhausen fest. Anni Geßler kannte mein Schülererlebnis und betrat mit Neugier den Warteraum. Man hatte inzwischen renoviert. Neonlampen beleuchteten die stark nachgedunkelte Tapete. Noch immer schwirrte Ungeziefer um die Lichtquellen, Die MITROPA schloß gerade ihre Rollläden an der Theke. Nach und nach fand sich die Gesellschaft der Nachtschwärmer ein. Wer als Gast oder Angestellter in den Gaststätten Königs Wusterhausens Feierabend hatte oder wem der Eichstrich noch nicht überschwappte, traf sich hier in der Wartehalle. Man brachte seinen Stoff mit. Wir saßen noch keine Stunde, da gehörten wir mit dazu. Man bot uns aus der kreisenden Pule einen Schluck Lunikow-Wodka an. Frau Geßler wurde von den Typen geschmäht, denn sie bestand auf eisgekühltem Kirsch mit Whisky.

Als sie die öffentlichen Toiletten, die sich am Ende des Bahnsteiges befanden, aufsuchen mußte, bekam sie dort ein eindeutig zweideutiges Angebot. Eine Frau, die wie ein Kerl aussah und ein Mann, der mit einem Orang Utan verwandt schien, hätten gern gemeinsam mit meiner Wirtin ihren Spaß gehabt, berichtete sie gelassen.

"Und ??"

"Ich war zu teuer."

Frau Geßler verblüffte mich immer aufs Neue. Kaum hatte sie, wie aus dem Boden gewachsen, im Büro des "Boddenblick" gestanden, hatte sie dem staunenden Chef ein umwerfendes Angebot gemacht. Zunächst stellte sie sich als meine "Leipschjer Mutsch" vor. Dann meinte sie, als sich aufklärte, daß sie eine Einladung nach Großräschen mißverstanden hatte, sie würde auch "vor een Bette arbeten. Ich bin nämlich Annonceuse von Beruf." Eine Stunde später stand die allen Lebenslagen gewachsene Frau am Küchenschalter und schmiß den Laden, als hätte sie ihr Lebtage nichts anderes getan.

In KW hatte sie ihren Spaß ohne mit der Boheme zu rechnen gemacht. Am Nebentisch würfelten der Orang Utan und die Lesbe miteinander. Schließlich stand der Kerl mit den vielen Haaren grinsend an unserem Tisch und verkündete, er hätte Frau Geßler "gewonnen". Nun reiche es für eine Nummer. Sie hätten ihr Geld zusammengelegt und gewürfelt. Einer könne nur die "Ehre" haben. Er fragte mich, ob ich das Geld dafür bekäme. Na toll, hielt er mich für einen Zuhälter?

"Vasprochn is vasprochn!" reklamierte der Mann im Affenlook und kraulte sein Fell. Die Geßler tat ungerührt. Sie flüsterte dem Freier etwas ins Ohr. Der stutzte. Wir waren ihn los. Es schüttelte mich. Lachen und Ekel hielten sich die Waage. Da meine Mimik ein Fragezeichen ausdrückte, meinte die Studentenküchenschalterin aus Leipzig trocken: "Mein liba Ulrisch, du bist noch zu jung, um allis zu wissn. Verleichte azähle ich dia später mal, was ich geantwort hab. Wenn du fuffzehn Jahre im Leipschjer Zoo am Kichinschalta annonciert hast, bleibt dir nischt menschlichis fremde. Da mußte selba dreckig sin, damitte nich schmutzig wirscht!"

Das war eine Lehre, die ich dreiundzwanzig Jahre als Barkeeper schätzen lernte und beherzigte. Ohne Selbstverteidigung wäre man in dem Metier verloren. Der Erfolg heiligt die Mittel. Eine verruchte Aura und der Nimbus des Schrecklichen hält Leib und Seele sauber. Mutter Geßler enthüllte mir ihr Geheimnis Jahre später. Ich behalte es jedoch wegen der guten Sitten für mich.

Wieder verging geraume Zeit. Meine Frau und ich kamen mit einem verspäteten Flugzeug nachts gegen drei in Schönefeld an.

"Die positive Urlaubswirkung wird im Königs Wusterhausener Warteraum gleich vorbei sein," prophezeite ich meiner Frau. Da ich recht behielt, wurden bei den nächsten Reisen Vorkehrungen und Notlösungen vorsorglich getroffen, um weitere Besuche in KW auszuschließen.

Man hatte die MITROPA wieder renoviert. Der Dreck des Bahnhofsbetriebes, der qualmende Gästestrom und die Küchendünste erzeugten binnen kurzer Zeit wieder die antike Patina, die solchem Umfeld eigen ist. Es gab wieder neue Lampen. Wieder hübsch häßlich anzusehen und von Insekten umschwärmt. Bunte Tischtücher mit MITROPA-Initialen, von Glasplatten geschützt, verwöhnten das Auge. Es gab einen baumlangen Kellner. Der kassierte gerade ab. Um vier Uhr war es auch Zeit.

Ein Wesen, dessen Geschlecht nicht bestimmbar war, bat trotzdem um etwas Aufschub. Man hätte die Gulaschsuppe noch nicht ausgewürfelt. Dem Ober war der Dienstschluß wichtiger. Er servierte die Gulaschsuppe gratis am Tisch nebenan. Nun würfelte das geschlechtslose Wesen mit der Baskenmütze verbissen lange Zeit mit ihrem Gegenüber nach einem nicht nachvollziehbaren System. Die Type trug den Sieg davon und verschlang die kalte fette Suppe.

Karin identifizierte die Baskenmütze als weiblich. Sie traf sie auf der Damentoilette am Ende des Bahnsteigs. Hier trennte sie sich geräuschvoll wieder von der Suppe. Meine Frau gestand, ihrem dringenden Bedürfnis hinter dem Toilettengebäude nachgegeben zu haben. Drinnen sei es ihr nicht geheuer vorgekommen. Es wären alle Kabinen besetzt gewesen. Bis auf die Baskenmütze wären aber nur Männer aus der Damentoilette gekommen. Was machte sie da so sicher, daß die Baskenmütze eine Frau war? Instinkt?

Rituale haben ihre Stammpplätze. Ich bin überzeugt, daß man in KW nächstens noch immer einen Schluck aus der Flasche angeboten bekommt. Auch 2006. Heute gibt es vielleicht noch einen Joint oder eine Spritze gratis zum Kennenlernen des Nirwana. Das Bedürfnis vom Frischfleisch Zugereister zu naschen, wird unverändert rege sein. Wir jedenfalls widerstanden den Lockungen der Nächte von KW.

LOHENGRIN POPELT

(1959)

"Helms, was Sie da schreiben, ist zwar originell und witzig, aber am Thema vorbei. Man könnte auf den Gedanken kommen, Ihr Banknachbar hätte diktiert. Was halten Sie davon, Acksel?" fragte der Deutschlehrer Müller, der gleichzeitig unser Klassenlehrer und Direktor der Erweiterten Oberschule in Großräschen Süd war. Ich stand auf und gab zu, daß ich bei einem Kinobesuch auf die Idee gekommen sei, die mein Freund Reinhard für seinen Aufsatz zum Thema gewählt hatte. "Wir haben uns für die Schulaufgaben zusammengetan. Reinhard ist ein Ass in Mathe. Er hilft mir, weil ich doof im Rechnen bin. Ich kann da mit Deutsch und Zeichnen aushelfen."

Wir waren im Kino. Es gab "Das Haus in Montevideo" mit Heinz Rühmann. In dem satirischen Stück von Curt Goetz ging es um die spießbürgerliche Doppelmoral, die besonders bei den kleinen Leuten zu groteskem Verhalten führte. "Ich habe Helmi erklärt, daß Komik hier nur als Mittel zum Zweck eingesetzt wird. Goetz benutzt den Schwank als Gesellschaftskritik und legt den Finger in die Wunde der Scheinanständigkeit. In der ersten Version, wo der Autor selbst mit seiner Frau spielt, ist das noch geschliffener dargestellt."

Herr Müller sah mich fast erschrocken an. "Acksel, Sie sind der Klasse in Deutsch weit voraus. Woher wissen Sie das? Sie hätten doch das Thema selbst benutzen können."

Ich hatte meinen Aufsatz über Heinrich Zille geschrieben. Thema war: "Der Witz als Waffe". Ich las oft erst in einem Filmlexikon, bevor ich ins Kino ging. Zille war ein Idol, lebenslang.

Der Neue in der Bank neben mir lachte sich über die Verwicklungen der Komödie halbtot. Er war noch sehr naiv. Auf dem Nachhauseweg glaubte er mir zunächst nicht, daß die Geschichte extra so gestrickt worden war, damit der moralisierende Pauker an seinen eigenen Lebensumständen schmerzhaft zu spüren bekam, wie falsch er über ein uneheliches Kind denkt. Vor allem glaubte er mir nicht, daß dieses Denken auch in unserem Umfeld noch längst nicht überwunden war.

Reinhard kommentierte: "Das war alles nur damals und lebensfeinliche Moral." Wir schrieben Ende der Fünfziger Jahre fortschrittliche Aufsätze und machten uns über solche Geschichten lustig. Überholtes Denken wirklich nur damals? Der Schulalltag bescherte uns an einem anschaulichen Beispiel, daß die ewig Gestrigen mitten im sozialistischen Lehrerkollegium wirkten.

In unserer Klasse saß auch die Schwester des berühmtesten Oberschülers aus der Zwölften. Er war der Sohn eines Chirurgen. Katja lieferte ungeschönt die Informationen über die Vaterschaft des gerade achtzehnjährigen Penälers. Die irrsten Gerüchte wabberten hinter vorgehaltener Hand durch die Schule.

Wenn die Eltern des geschwängerten Mädchens nicht solch ein "Tamtam" um ihre geschändete Tochter losgelassen hätten, wäre sicher der Weg einer heimlichen Abtreibung beschritten worden. Der Vater des Lustknaben war Arzt. Er hätte voraussehen müssen, was diese Schülerliebe alles in Bewegung bringen würde.

Für Reinhard und mich war das alles sehr spannend. Uns piepten mit sechzehn die Hormone. Manches Mädchen in unserer Klasse hatte schon einen festen Freund und intime Beziehungen. Zwei prahlten mit Liebschaften zu verheirateten Männern. Wir Jungen verschafften uns selbst die Entspannung, die die Moral uns auf natürliche Weise verweigerte. Unsere Pickelparade auf der Stirn sprach deutliche Worte von der Diskrepanz körperlicher Reife der Drüsen und dem Status, den man zu diesem Zeitpunkt in der Gesellschaftshierarchie einnahm. Der Arztsohn hatte sich darüber hinweggesetzt und mußte nun Spießruten laufen. Er mußte die zwölfte Klasse zum zweiten Mal durchlaufen, weil sein Lerneifer durch die Verliebtheit stark gebremst worden war. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit legte sich der moralisierende Finger der Lehrer genüßlich in die Wunde. Schlechtweg, dessen Name schon allein negatives Programm voraussagte, ritten nun die Trotzteufelchen. Er durfte seine "Kirsche" nicht mehr sehen und deren wachsender Umfang kühlte das biologische Interesse ab.

Nun wußte der Bengel wie es geht und er schwängerte noch eine Schülerin nach dem Konzertbesuch.

In unserer Klasse schwankten die Meinungen zwischen Bewunderung und Entsetzen. Man hätte den Sohn des Chirurgen mal über Verhütungsmethoden aufklären sollen! Sicherlich war das, was der Schüler an Sex und Gefühlen erlebte, nicht so toll. Es war sein primitiver unüberlegter Protest gegen Zwänge, die ihn ausbremsten.

Mein Freund Reinhard hatte während der Oberschulzeit keine Freundin. Mir war meine spätere Frau schon längst über den Weg gelaufen. Wir wurden sogar von den Lehrern akzeptiert. An uns zeigte sich die Morgenröte des sozialistischen Fortschritts. Wohl, weil wir uns reifer und disziplinierter aufführten. Wir besuchten unterschiedliche Klassen und waren zwei Jahre altersmäßig getrennt. Trotzdem erhielten wir immer Plätze nebeneinander im Theater, im Konzert und an Tischen bei Schulveranstaltungen. Wir saßen sogar im Bus zusammen, wenn das Ensemble zu Veranstaltungen reiste.

Der werdende Vater wurde von der Schule entfernt und baute sein Abitur in Senftenberg.

Als Reinhard an meinem Geburtstag zu Hause aufbrach, wunderte er sich, daß seine Schwester Christine ebenfalls zu einer Geburtstagsfeier eingeladen war. Sie sollte für ihre Freundin Karin die Anstandsdame sein. Die Mutter brauchte ein Beruhigungspflaster. Auf meiner Party begegneten sich die Geschwister wieder. Reinhard saß stundenlang bei uns auf dem Plumpsklo im Hof. Bei Kerzenlicht studierte er den Inhalt einer Zigarrenkiste voller uralter Pornofotos, die ich bei Sachen gefunden hatte, die meine Mutter im Keller vor den Russen eingemauert versteckt hatte. Der Junge war bisher wohlbehütet im Kreis von vier Schwestern erwachsen geworden. Er war völlig ahnungslos, was die Fortpflanzung des Menschen im Detail betraf.

Als er mit hochrotem Kopf wieder unter den Gästen der Geburtstagsfeier erschien, hatte seine Schwester Christine einen Geistesblitz und foppte ihn mit seinem Aufsatzthema: "Lohengrin popelt". Ein Synonym wurde geboren.

Wir waren kaum Abiturienten, hörten wir, Reinhard wäre gleich bei zwei Damen zur selben Zeit im Begriff Vater zu werden. Das Studium auf unserem Hofklosett hatte Sehnsüchte freigesetzt. Nun begannen die Irrungen und Wirrungen im Hause Helms. Karin erfuhr von ihrer Freundin Christine, wie der Abgott ihres Vaters, der immerhin Chef einer ganzen Bergbauregion war, die ganze Reputation der Familie auf den Kopf stellte. Es war alles immer noch so, wie "früher"! Als wir dann als Eltern die Zeichen der Zeugungsfähigkeit unserer drei Söhne fanden, bedurfte es keiner Wortneuschöpfungen bei der Verständigung über das Thema. Christines Geistesblitz war unvergessen. Es genügte: "Lohengrin popelt".

Bei Goetz war damit aber das Bohren in der Nase gemeint.

DIE ERBSCHAFT AUS POTSDAM

(1961)

Als 1961 kurz vor meinen Abiturprüfungen ein amtliches Schreiben des Rates der Stadt Potsdam in Großräschen eintraf, wehte uns ein Hauch Familiengeschichte entgegen. Der Brief war an Herrn Karl Bernhard Gustav Acksel, meinen 1944 in Rußland gefallenen Vater, gerichtet. Man teilte dem Toten mit, das Grundstück in Potsdam Am Kanal 44 werde neu bebaut. Man hätte es taxen lassen. Bevor die Summe von etwa 3500 DDR-Mark an ihn überwiesen werden könne, müsse er sich mit der Abteilung Liegenschaften in Verbindung setzen und nachweisen, daß er vom Hauptgläubiger, es sei die Stadtparkasse Potsdam, die Auflassung zum Verkauf erhalten hätte. Ich wußte damals noch nicht, daß es in Deutschland knapp 100 Personen gab, die Acksel hießen. Da ich mich für den einzigen Acksel auf dieser Welt hielt, öffnete ich das Schreiben und verstand vom Inhalt nur so viel, es würden demnächst 3500 DDR-Mark auf mich zukommen. In dem Brief stand belehrend, wie sollten die Genossen in Potsdam auch die näheren Familiengeschicke kennen, daß der Besitzer eigentlich noch immer Gustav Carl Friedrich Wilhelm Acksel, mein 1942 verstorbener Großvater, wäre. Ob denn seine Witwe, Sophie Luise Wilhelmine Acksel, geborene Altenkirch, die derzeitige Rechtsträgerin sei, noch lebe. "Oma Potsdam" war schon seit 1949 unter der Erde und ihr Grabhügel eingeebnet. Aber man hatte bei der Behörde recht, sie hätte das biblische Alter von 90 Jahren ja erreicht haben können. Die Mutter von Dora Acksel, Schwester meines Großvaters und ihre Schwägerin, wurde 92. Dieses Auseinanderklamüsern von Familiendaten und Verwandtschaftsbeziehungen setzte in mir ein bisher nicht gewecktes Interesse frei. Heute bin ich im Besitz einer von mir erstellten Familienchronik, die die Wurzeln der Familien Acksel, Richter und Huber über mehrere Generationen belegen kann.

Mit 18 Jahren witterte ich nur Geld, um das Ziel meiner Träume Realität werden zu lassen. Es waren ein Schwarzweiß-Fernseher und ein Radio. Wenn ich in meinem eiskalten Zimmer oder auf dem auch noch zugigen Boden, wo mein Bett stand, dem Uralradio, das noch aus der Nazizeit stammte, RIAS oder dem Soldatensender Schlagermelodien entlocken wollte, mußte es im Zimmer totenstill sein. Alle in der Klasse hatten UKW-Radios und schwärmten von den Hits und den Stars, die sie sangen. Ich war total hinterm Mond. Meine Eltern steckten ihre Pfennige in Weizenkörner, damit die Hühner kräftig legten. Ein Fernseher war eine

Illusion. Ich ging ins "Haus der Jugend", um "Da lacht der Bär" zu sehen oder durfte bei Tante Luzi die Liveübertragung der Hochzeit von Prinzessin Beatrice von Holland miterleben. Der Untermieter, ein Ingenieur vom Gleichrichterwerk, ging in den Betrieb, um die "Rumpelkammer" von Willi Schwabe einzuschalten. Ich wurde ab und zu mitgenommen. Bei unserem Pächter, dem Schwiegervater meines Halbbruders Gerhard Socher, konnte ich zum ersten Mal den Westen gucken: Gisela Schlüters "Zwischenmahlzeit" legte den zerstörerischen Keim der Begehrlichkeit in mein bis dahin nur sozialistisch geprägtes Teenagerherz.

Zurück zu dem Schreiben an meinen toten Vater. Ich schrieb zurück. Großvater, Großmutter und Vater seien tot und ich würde das Geld als Erbe gern haben wollen. Gott sei Dank schossen auch im Sozialismus die Preußen nicht so schnell. Wir sollten mit amtlichen Dokumenten die Richtigkeit dieser Angaben bestätigen, aber man sei froh, endlich einen Ansprechpartner gefunden zu haben. Es kam ein Grundbuchauszug. Ich besorgte die Papiere und Kopien. Meine Mutter, die durch zahlreiche Unfälle fast ein Pflegefall und schwerhörig war, unterstützte meinen Vorschlag, von einem befreundeten Rechtsanwalt, Herrn Natusch aus Senftenberg, dreitausend Mark zu leihen; sozusagen ein Übergangsdarlehn, bis aus Potsdam das Geld eintraf. Es war Eile geboten, denn wir hatten, obwohl kein Geld im Hause war, eine Fernseherbestellung laufen, die Jahre alt war, immer wieder zurückgestellt worden war und nun verfallen sollte, wenn sie nicht eingelöst würde. Richard Zibelius, dritter und letzter Gatte meiner Mutter, war bei der Handelsorganisation in Senftenberg der Chef der Kontrollabteilung. Er verfügte über Beziehungen, hatte aber nie Gelegenheit, sie zu unseren Gunsten zu nutzen. Nun bot sich endlich eine. Es war eine neue Generation von Fernsehern im Handel, die nur unter dem Ladentisch verkauft wurde. Die begrenzte Stückzahl hatte einen größeren Bildschirm und ein formschönes Äußeres. Es war ein Luxusgerät mit einem Türchen, hinter dem sich die Knöpfe und Rädchen verbargen, die zur Bildregulierung nötig waren. Dieses Gerät wurde mit dem Einsatz einer Taxe von Senftenberg nach Großräschen buxiert und fand nach großen Räumaktionen auf Mutters geliebtem Schreibtisch seinen vorläufigen Platz. Wir hatten keine Antenne, sondern eine Calauer Schleife. Das war eine aus Antennenlitze auf dem Boden mit aufgesplissener Spirale, die den provisorischen Empfang des nächsten Senders Calau möglich machte. Mein erstes Fernseherlebnis war die Liveübertragung von "Cavalleria Rusticana". Meine Mutter schwamm in Tränen. Sie verstand die laut gestellte Musik. Das Bild (für unsere damaligen Ansprüche) war gestochen scharf. Bald würden wir auch den Westen sehen können.

Unser Glück dauerte nur, bis Zippi vorn Parteilehrjahr zurückkam und im Wohnzimmer, in dem wir gerade von Opernmelodien umflutet waren, Schularbeiten machen wollte. Er tat dies zweimal wöchentlich und unterstrich mit einem lila Kopierstift Kernsätze des Marxismus-Leninismus seiner Parteilektüre. Danach stapelte sich dieses Gedankengut in einem alten Schrank neben meinem Bett auf dem Boden. Der Stiefvater sah nicht eine Minute zu. Er hatte, und ich verstehe ihn heute sehr gut, seiner Familie diesen Apparat nicht kaufen können. Nun mußte der Stiefsohn mit dem Geld, das für eine neue Dachpappenhaut des Stallgebäudes wichtiger gebraucht worden wäre, diese Kiste anschaffen. Ich schleppte das schwere Gerät kurzerhand in mein nebenan liegendes Zimmer, stöpselte von einem Fenster zum anderen hangelnd die Strippe um und versuchte den Schluß der Fensehsendung zu erleben. Da der Ton stark gedrosselt werden mußte, hörte meine Mutter nichts mehr. Nun heulte sie wieder. Vor Kummer über ihre Behinderung und aus Wut über ihren kleinlichen Gatten. Ich tröstete sie. "Du siehst dir die Wiederholung morgen Vormittag an, wenn ich in der Schule bin." - "Und wer macht meine Hausarbeit?" Zippi riß die Schiebetür vom Wohnzimmer auf und schrie, daß er als Ernährer der Familie jetzt ins kalte Schlafzimmer umziehe und dort seine Studien fortsetze, weil in diesem Haus für ihn kein Platz mehr wäre. Der übliche Krach, dem wochenlanges Tickschen und nicht Miteinanderreden der Eltern folgte, war im Gange. Ich baute mit Hilfe eines Tischlers aus einem ehemaligen Spiegelschränkchen der Diele ein stabiles Podest für den schweren Fernseher. Nun stand er vor der blinden Tür zum Untermieterzimmer zwischen Standuhr und Bufett. Mutter konnte im Liegen von ihrer Couch aus fernsehen. Sie war wie im Rausch und hockte eine Woche stundenlang vor dem Gerät, wenn ich in der Schule war. Sie brauchte ihre Kränzchendamen nicht mehr, sie spionierte nicht aus, was die HO-Verkaufstelle für Ware bekam und an wen hintenherum weitergab, sie kochte nur noch Schnellgerichte und gleich für mehrere Tage. Sie nickte nicht mehr übermüdet beim Frühstückskäffchen ein, weil sie ab nachts um drei an ihre Westberliner Kumpanei keine zehn Seiten langen Berichte über den Großräschner Mikrokosmos mehr schrieb. Die Korrespondenz lag total brach und der Fensterplatz, von dem aus sie das Geschehen der Rudolf Breitscheidstraße inspizierte, blieb eine kurze Zeit verwaist. Als wir beide, da das Erscheinen von Zippi ungewiß war, wieder mit lautem Ton vor der Glotze angetroffen wurden, drohte er, den auf Pump gekauften Fernseher zum Fenster hinauszuerwerfen. Mutter blockte den Wutausbruch mit ihrer unfairen Notwehr ab. "Wenn du nun im Lotto gewonnen hättest und wir Geld hätten, was wäre denn dann? Dieses Theater ist doch nur Neid auf ein bißchen Geld, daß wir noch gar nicht besitzen. Der Junge hat die Kiste gekauft, damit ich endlich auch mal etwas von der Welt sehe. Wir

reisen nicht, wir gehen nirgendwo hin, weil ich ein Krüppel bin. Ich kann ohne Hilfe nicht einmal unten auf den Hof aufs Plumpsklosett. Ich habe deine Krümelkackerei satt. Ulli wird Familie Helms einladen und den Fernseher anbieten. Wir verkaufen ihn. Wenn man ihn in deiner Gegenwart nicht benutzen darf, brauche ich keinen Fernseher. Zum Glück haben wir noch keine Antenne auf dem Dach."

Das war nur Bluff. Die Westantenne, die Zippi kompromittiert hätte, wäre der nächste Zankapfel gewesen. Man holte damals den Leuten die gen Westen gerichteten Antennen von den Dächern. Wir hätten da kein Problem, denn über uns wohnte die Fernschreiberin der Kripo Senftenberg. Sie sah bei offenen Türen "Westen". Sie täte dies dienstlich und empfing die halbe Großräschner Polizei und andere Herren, die offiziell zum Fernsehen kamen. Man hörte aber immer die gleichen Geräusche, die schon laut wurden, als die Kripodame noch keinen Fernseher hatte. Ich erzählte beim Schularbeiten machen bei Familie Helms von unserem Zankapfel. Vater Helms war sofort interessiert, denn, obwohl Chef des gigantischen Konstruktionsbüros des Braunkohle-Bergbaus, hatte Familie Helms nur einen alten "Patriot", einen Fernseher der ersten Stunde.

Man lachte auch über unseren mißglückten Lottogewinn. Ich kam eines Sonntags von meinem Freund Reinhard Helms nach Hause und fand die Eltern feierlich bei Kerzenschein und einer Minipulle Rotikäppchen-Sekt am Tisch wie in Totenstarre sitzend. Sekt stand seit langer Zeit nur für einen Lottogewinn in Bereitschaft. Noch war die Flasche verschlossen. Man wartete auf mich. Bevor man mich einweihte, daß man einen "Vierer" getippt hätte, mußte ich Geheimhaltung schwören. Zippi entwarf eine Strategie, die bewirken sollte, niemand dürfe wissen, daß wir gewonnen hätten. Weshalb begriff ich nicht sogleich, aber ich schwor. Zippi rechnete vor, was es kosten würde, wenn er, wie damals üblich, im Betrieb auf einen Lottogewinn einen ausgeben müsse. Die Damen von der Bonkontrolle, die Inventurkolonne, die Sekretärin, die Partei- und Betriebsleitung - überall wäre er schon eingeladen und bewirtet worden... Dann sah ich den Lottoschein und entdeckte den Irrtum. Zippi hatte schwarze Punkte gemalt und diese beim zweiten Vergleich in einem Ausfall logischen Denkens für die in unserer Quietschkommode genannten Gewinnzahlen gehalten. Die Löcher, die zählten, ergaben nur eine richtige Zahl. Mutter wollte sich totlachen und ich war bestürzt über die Mimik des Stiefvaters. Ich war durch meine nüchterne Art schuld an seinem Unglück. Weder Mutter noch ich hatten die Zahlen getippt und zur Post gebracht. Dieses Ritual war Zippis Wochenendvergnügen. Er hatte gigantische Pläne entworfen. Ich sollte zuerst gar nicht eingeweiht werden. Die Blamage am Lottoschalter

blieb ihm durch mich erspart. Mich traf der Zorn des Enttäuschten und nun wollte das Schicksal, daß ausgerechnet ich das Glück hatte, Gold zu erben.

Aber das Schicksal wollte es ja gar nicht. Aus Potsdam kam wieder ein Schreiben. Die Stadtparkasse teilte mit, es stände eine Schuldenlast von 26000 DDR-Mark zu Buche, wenn ich die Erbschaft anträte. Die Trümmer des zerbombten Grundstücks wären mit einer Finanzhilfe der Sparkasse entfernt worden, deswegen stünde sie an erster Stelle der zu befriedigenden Gläubiger. Es wären seit 1945 keine Grundgebühren und keine der üblichen Steuern und Beträge entrichtet worden. Mein Vater stand auch auf der Liste derer, die Großvater Geld geborgt hatten. Ich war erschrocken. Mutter war entgeistert. Sie war in der Hierarchie der Erben an der Reihe. Als Witwe von Karl Acksel nun zuständig für die Regelung der Obligenheiten. Sie verzichtete, vom Notar beglaubigt, auf über zwanzigtausend Mark Schulden. Das Erbe löste sich wie Nebel auf. Ich schleppte das Ehepaar Helms zu uns und die nahmen gleich den Fernseher mit. Ein Abschied ohne Weh, denn er hatte uns nur Zeter und Mordio beschert. Die dreitausend Mark wanderten zu Familie Natusch zurück. Fazit: eine Woche fernsehen kostete Porto, Taxi, Notargebühr und jede Menge Theater.

Lieber Leser, Sie werden es nicht glauben, unseren ersten eigenen Fernseher kaufte ich einige Jahre später doch vom Erlös einer Erbschaft. Nach dem Tod meiner Mutter erbe ich ihre Stelle in der Huberschen Erbgemeinschaft. Mit der Zustimmung meiner Tante verkaufte ich den Hotelgarten, das von Zippi so geliebte Areal, an die Firma Farben-Böbel, weil mir mein Stiefvater verbot eine Tüte Augustäpfel aus dem Garten zu pflücken. Mit dieser unüberlegten Rache sägte ich mir einen Ast selbst ab. Ich konnte nicht ahnen, daß wir deswegen dreiundzwanzig Jahre ohne eigene Einfahrt sein würden und alles durch den Hausflur transportieren mußten.

Die Geschichte mit der Erbschaft hatte noch eine Fortsetzung. 2003 kam wieder ein Schreiben aus Potsdam. Ich sei Erbe des Grundstücks Am Kanal 44. Nicht schon wieder! - Nach 42 Jahren waren aus den Schulden ein Guthaben von 30 000 Euro entstanden. Ein dicker Aktenordner und ein Jahr Kampf mit Behörden war nötig, bis wir endlich im Mai 2004 lang gehegte Wünsche erfüllen konnten.

WACHSEN KOTELETTS IN DER MÜLLTONNE?

(1961)

Mit fünfzehn Jahren bekam ich zum Geburtstag eine idiotensichere Schmalfilmkamera, eine AK 8, geschenkt. Es begann eine Zeit, in der alles um mich herum im Achtmillimeterformat auf Schwarzweißfilm festgehalten wurde. Unser Familienleben wurde stumm in bewegten Bildern konserviert.

In einer Rohfilmpackung lag 1961 ein Aufruf an die Amateure zu einem Beitrag für das Fernsehen der DDR bei. Es gab da eine Reihe "Greif zur Kamera Kumpel".

Ich hatte schnell ein Thema für einen selbstverfaßten Beitrag.

Damals schrieb Walter Ulbricht einen offenen Brief an Flora und Jolante. Er wurde heimlich belächelt, denn so hießen die Maskottchen der Landwirtschaft. Flora war die Kuh und Jolante das Schwein. Es ging um die Wurst im Wortsinn. Die Wirtschaft bestand nur noch aus Engpässen und Versorgungsschwierigkeiten. Man baute nach sowjetischem Vorbild Rinderoffenställe und hätte, wäre es möglich gewesen, auch nach Chruschtschows Weisung Mais auf dem Mond angebaut. Man witzelte heimlich und setzte doch in die Tat um, was ganz offenbar schwachsinnige Staatsstrategen ausdachten. Obwohl unfreiwillig komisch, entstand oft erheblicher wirtschaftlicher Schaden.

Neben den Mülltonnen standen in den wachsenden Neubauvierteln Futtertonnen für die Küchenabfälle. Wäre die Abfallerfassung privat erfolgt, hätte man aus ökonomischem Interesse die Verwertung dieser kostenlosen Rohstoffe für die Mast sicher rentabel betrieben. Aber es wurde alles staatlich gelenkt. Die Futtererfassung funktionierte nur auf dem Zeitungspapier. In den Großmastanlagen kamen mit Müll vermengte Speisereste an. Die Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften holten deswegen die Futtertonnen unregelmäßig ab. Was verwertbar gewesen wäre, war vergammelt. Man züchtete in den Unratecken Unmengen von Ungeziefer, das sich an diesen sanktionierten Sammelstellen gütlich tat. Ständig standen Artikel zu diesem Thema in der Presse.

Ich wollte nun in einem sozialistischen Märchen auf Achtmillimeterfilm gestalten, wie man es richtig machen könnte. Das Drehbuch hatte ich im Kopf. Manche Szenen ergaben sich bei den Aufnahmen.

Meine Freundin Karin Wild, die ich mit Einundzwanzig heiratete, war meine Assistentin. Alle anderen Mitglieder vom Dramatischen Zirkel fanden meine Idee doof und peinlich. Zu Zweit bastelten wir einen Filmbriefkasten, den wir beim Rat der Stadt Großräschen für 10 Minuten anbrachten, damit meine Statisten ihre Verbesserungsvorschläge einwerfen konnten. Wohlstand und Glück stand nun laut Drehbuch im Kopf nichts mehr im Wege. Nun wuchsen Koteletts in der Mülltonne. Der verkeimte LPG-Schweinestall wurde mit abenteuerlichen Leitungen beleuchtet und erstrahlte in einer Ecke sauber mit einer Sau im Mutterglück. Überquellende Tonnen mit frischem Futter aus der Schulküche waren von den vorbildlichen Abholern gegen saubere Gefäße getauscht worden. Märchenhaft und ohne praktisches Beispiel. Der Film entstand ohne Zutun der Erweiterten Oberschule. Ich zeigte mein Werk dem Direktor Müller, der zum gleichen Zeitpunkt sein Staatsexamen mit dem Thema "Der Film im Deutschunterricht" nachholte. Der Mann war der Mount Everest in meinem Schülerdasein. Der Klassenlehrer und Direktor war stolz auf mich und schickte den Film mit dem Absender der Erweiterten Oberschule an das DDR-Fernsehen.

"Wachsen Koteletts in der Mülltonne" gewann einen Preis von dreihundert DDR-Mark. Die Schule erhielt ein lobendes Schreiben. Ich erfuhr davon und wurde auf die Abiturfeier vertröstet. Die Verstanstaltung ging vorüber, ohne dass ich ein Lob oder das Geld erhalten hatte. Eine Buchprämie sollte nachgereicht werden, wenn der Direktor an die FDJ-Kasse herankäme. Der Sekretär wäre gerade krank. Die 300 DDR-Mark hatte man der Schulkasse einverleibt.

Es kam zu einer Aussprache, der sogar der Kreisschulrat beiwohnte. Man gab den Film, der von mir finanziert und hergestellt worden war, ins Schularchiv und behielt auch die Prämie vom Fernsehen. Ich verstand die Welt nicht mehr. Während einer Klassenfahrt zum Abiturabschluß mußten alle ehemaligen Schüler, die zum Teil den Sachverhalt gar nicht kannten, unterschreiben, die Handlungsweise des Direktors Müller sei korrekt und rechtens.

Was konnte ich machen? Das Unrecht saß am längeren Hebel.

Mir fiel nur eine Waffe und Rache ein. Damals hatten die Erweiterten Oberschulen Quoten zu erfüllen. Erst wenn das Limit an Lehrern und

Berufssoldaten erfüllt war, konnte der Rest Medizin oder Kunstgeschichte studieren.

Ich hatte als einer der Ersten meine Immatrikulation der sehr begehrten Fachkombination Deutsch/Kunsterziehung in Leipzig an der Hochschule für Pädagogik erhalten. Alle beneideten mich. Für die geburtenstarken Jahrgänge dieser Zeit war nicht immer die Wunschfachrichtung als Studienplatz verfügbar, Wir waren eine Vorzeigeklasse. Gefördert und zum Ruhme des Herrn Müller. Wir galten als Traumkollektiv, als Ideal im Sozialismus.

An diesem Lack wollte ich kratzen. Die Enttäuschung über das völlig unerwartete menschliche Fehlverhalten des bewunderten Menschen war zu groß. Ich fand den Mann regelrecht kriminell und wollte kein Lehrer mehr werden. Ich schrieb an die Hochschule in Leipzig, bat um meine Exmatrikulation mit der entsprechenden Begründung. Leider erfuhr ich nie, ob die gewünschte Wirkung eingetreten war.

Ich bewarb mich um eine Lehrstelle als Koch bei der HO Senftenberg und wurde der erste Koch der DDR mit Abitur. Mein Leben nahm ganz unerwartet einen anderen Verlauf. Ich habe meine Trotzreaktion nie bereut.

DAS PORTRÄT EINER ZIGEUNERIN

(1964)

Jeder sieht die Welt mit anderen Augen. Alte, vom Leben zerfurchte Gesichter ziehen mich an. Man müßte meinen, nur ästhetisch geformte Züge wären schön und nur Ebenmäßiges sei malenswert. Für mich nicht. Ich lasse mir von Bildern Geschichten erzählen und ich möchte, wenn ich male, auch Erlebnisse schildern. Gleich mein erstes Porträt, das ich mit vierzehn Jahren begann und mit sechzehn signierte, war das verwitterte Antlitz einer alten Zigeunerin. Zwischendurch kopierte ich den provençalischen Bauern von Vincent van Gogh mit der naiven Frechheit des Anfängers. Es gelang gleich ein Treffer. Das Bild lebte und kam dem Original sehr nahe. Grund für meine Eltern, mir zu Weihnachten eine richtige Ölmalausstattung zu schenken.

Das Lob machte mich großenwahnsinning. Zur Taschengeldaufbesserung ging ich gleich zur Massenproduktion über. Zwölf Patentanten und meine Mutter versorgten mich mit Aufträgen. Von Postkarten geklaut, malte ich ein gros Alpenveilchen in allereinfachsten Maltechniken. Die Westverwandtschaft war hingerissen und schickte viele Lebensmittelpakete als Gegenleistung. Dieser respektlose Umgang mit Pinsel und Farben war zum Üben und für die Routine ein wichtiger Abschnitt in der Entwicklung.

Immer wieder nahm ich mir den alten Kalender über Spanien vor. Auf dem Titelbild war eine alte Zigeunerin dargestellt, die mit verkniffenem Gesicht vor ihrem Zelt saß und heißen Tee von einem Glas in eine Schale goß. Wahrscheinlich war der Tee zu heiß zum Trinken. Dieses Motiv hatte ich vergrößert auf einen Malgrund übertragen. Die bunte, malerisch um den Körper drapierte Kleidung mit den Falten und Schattierungen war für den, der soetwas malen wollte, eine Herausforderung. Ich merkte schon am roten Kopftuch, daß hier aus dem Schißlaweng nichts zu machen war. Hier mußte Geduld und Sorgfalt walten. Entmutigt mischte ich alle Farben auf der Palette zusammen und bekam ein fast schwarzes Lila heraus. Um die Farbe nicht ungenutzt eintrocknen zu lassen, grundierte ich damit den Hintergrund. Die Wirkung war frappierend. Ich lernte etwas. Man kann

Farben totmischen, wenn die Struktur nicht mehr erkennbar ist. Ich hatte wütend die Pinselführung ständig gewechselt und nicht die große Fläche nur angestrichen. Dadurch wurde der Hintergrund lebendig. Die Gestalt saß vor einer sehr dunklen Wand, die schon eine gewisse Dynamik zeigte. Nun stand das angefangene Porträt zwei Jahre in einer Ecke.

Eines Tages begann ich mit den Augen der alten Zigeunerin. Meine Mutter blickte mir beim Malen immer wieder über die Schulter und versuchte komisch den Ausdruck nachzuahmen. Aber so verschmitzt lächelnd und so konzentriert konnte sie den Blick nicht imitieren. Es war auch eine gewisse Verschlagenheit in diesem Gesicht, mit der es dem Fotografen in die Optik blickte.

Die Alte war noch haarlos auf der Malpappe, da überreichte meine Mutter mir einen weißen Tulpenstrauß. "Prima gelungen. Du hast es getroffen. Die Augen leben."

Von da an begann ich alle Porträts immer mit den Augen. Waren die so, daß sie dem Betrachter folgten und mit ihm sprachen, war der Rest ein Kinderspiel.

Dieses Bild begleitete mich bis zu meinem sechsfünfzigsten Geburtstag. Nie hätte ich für möglich gehalten, daß ich mich einmal freiwillig davon trennen könnte. Es war kein Meisterwerk, aber doch ein Meilenstein in meiner autodidaktischen Entwicklung als Hobbymaler. Ein Talentbeweis, wie man mir immer wieder versicherte. Niemand wußte jedoch um seinen wahren Wert. Drei Söhne wollten es einmal erben. Sie waren damit groß geworden. Es hing immer an einem Paradeplatz in der Bibliothek. Keiner kannte mein Geheimnis; auch meine Frau nicht.

1964 erteilte mir das Porträt einer Zigeunerin eine Lehre fürs ganze Leben. Ich schämte mich dabei so sehr, daß ich erst als reifer Mann mit meiner Frau über mein Waterloo reden konnte und dann schenkte ich das Gemälde meinem Sohn Ulf. Heute hängt es in Berlin und eine Kopie, die ich 2005 malte, nimmt den angestammten Platz neben meinem Schreibtisch ein. Es liegen 40 Jahre malerischer Erfahrung dazwischen. Obwohl die Farben mehr strahlen und das Licht die Gestalt noch lebendiger wirken läßt, ist das Original unübertroffen

1964 graute mir für einige Augenblicke so sehr, daß ich dachte der Boden müsse sich unter mir auftun und mich bis in den Kohlenkeller der Villa Conrad Meyer in Leipzig sausen lassen. Theatralisch? Ja! Es war so schlimm!

Das Bild der alten Zigeunerin wanderte aus unserer kleinen Mansardenwohnung in unseren Klassenraum der Fachschule für das Hotel-

und Gaststättenwesen der DDR. Hier hatte sich einmal das Arbeitszimmer des Lexikonkönigs Meyer befunden. Ich sorgte immer wieder mal für einen Blickfang.

Im Psychologieseminar erfuhr durch mein Verhalten eine alte Pädagogin eine Sternstunde mit einer Bildbeschreibung. Ich mußte mich mit dem Rücken vor meine Zigeunerin stellen und das von mir gemalte Porträt aus dem Gedächtnis beschreiben. Nun taten sich menschliche Abgründe auf. Ich lernte dabei etwas über mich. Ein schwarzer Tag. Mich schüttelt es beim Schreiben noch immer, wenn ich mich erinnere.

Ich kannte das Gemälde bis ins Detail. Es war kein Kunststück. Nun sollte ich erzählen, woher ich das Motiv hätte. Wer denkt schon, daß noch jemand acht Jahre vorher den gleichen Kalender über Spanien gekauft und aufgehoben hatte. Die Dozentin war von dem Foto genauso fasziniert, wie ich. Und nun bewunderte sie mein Maltalent.

Wäre ich bei der Wahrheit und auf dem Teppich geblieben, meine Leistung als Hobbymaler hätte ungeschmälert den Kommilitonen imponiert und mein optisches Gedächtnis wäre gelobt worden. Doch das war mir nicht genug. Ich wollte zwei Pünktchen auf dem i!

Ich erzählte der atemlos lauschenden Klasse von der Begegnung mit Zigeunern während meiner Arbeitszeit im Facharbeiteraustausch in Bulgarien. Beschrieb, wie man einen Igel geschlachtet und mit dem Stachelkleid in Ton gebettet hätte, und wie er im Lagerfeuer gebraten worden wäre. Mich hätte es geekelt, als man mich zum Kosten einlud. Meine Fantasie erfand und malte eine abenteuerliche Szene aus. Stille in der Klasse. Ich log das Blaue vom Himmel herunter.

Hinter meinem Rücken hatte die Dozentin den Kalender in der Hand, malte ein Fragezeichen mit Kreide an die Tafel, legte den Zeigefinger an die Lippen und ließ mich reden. Der Kalender ging von Hand zu Hand, bis er schließlich vor meinen Augen landete. Ich war als Lügner überführt und nicht mehr der gleiche Mensch. Ich schämte mich so sehr, daß mir übel wurde.

Weshalb hatte ich mich selbst in die Pfanne gehauen? War ein Lob nicht genug? Wird man danach süchtig? Ich gelobte mir, nie wieder hochzustapeln. Der Fall ins Bodenlose, wenn man erwischt wird, ist furchtbar.

Für meine Mitstudenten hatte ich nur geflunkert, mich nur dicke getan. Na und? Die ganze Klasse partizipierte ständig von meiner blühenden Fantasie.

Für die Pädagogin war ich ein "Fall". Ich bemerkte es sofort. Sie studierte mich, wie einen Bekloppten. Mein Verhalten war für sie ein Leckerbissen.

Meine Reaktion der Scham und das Erschrecken über mein überstarkes Ego muß durch die Körpersprache wie ein Wetterleuchten zu sehen gewesen sein. Sie verzieh sofort und half mir wie eine Therapeutin aus der fatalen Situation.

Als ich von einem Tag zum anderen aus der Fachschule ausscheiden mußte, um das marode Hotel meiner Vorfahren weiterzuführen, meinte sie beim Lebewohl: "Passen Sie auf sich auf. Auch Tiefstapeln kann süchtig machen, denn es ist leichter als das Gegenteil!"

MOCCA AUS MUCKEFUCK

(1964)

Unserem Wohnungsantrag wurde fast postwendend entsprochen. Wir bekamen zuerst durch Zufall die gleiche Wohnung zugewiesen, die meine Mutter in den Zwanzigern mit ihrem ersten Mann bewohnt hatte. Ich wollte auf gar keinen Fall in diese Kemenate einziehen. Wir entschieden uns für das zweite Angebot bei Schöpkes in der Barziger Straße. Es lag näher im Zentrum von Großräschen und war ebenfalls ein Loch unterm Dach. Drei schräge Kammern in der zweiten Etage. Sogar mit fließend Wasser in der Küche. Das tröpfelte beinahe in Deckenhöhe ins kleinste Waschbecken der Welt. Man mußte es auch als Ausguß benutzen. Schwierig, denn man hatte es über dem Ofensims und der Herdfeuerung angebracht. Nach einem Sturmangriff mit ATA, Scheuersand und Schmierseife zeigten die Kacheln, daß sie einmal weiß gewesen waren.

Wir renovierten gemeinsam. Sonntag Abend mußte ich wieder nach Leipzig mit der Bahn fahren. Ich fuhr leichten Herzens zum Studium, denn bald würden wir eine eigene Wohnung haben.

Nach vier Wochen holte mich Karin mit der Hiobsbotschaft vom Bahnhof ab, wir könnten nicht einziehen, weil alles noch einmal tapeziert werden mußte. Die Wände wären alle voller Blasen. Karin hatte den Fußboden gescheuert und die Fenster geputzt. Woher sollte die junge Hausfrau wissen, daß man nach Wasserattacken in einer ungeheizten Wohnung gut lüften mußte?

Als wir unser zukünftiges Nest betraten, waren die Falten aus der Tapete verschwunden. Wir konnten einziehen.

Unsere Großeltern waren einst mit dem Handwagen nach Rauno zu Fuß gegangen. Wir hatten einen geborgten Tafelwagen von der PGH des Tischlerhandwerks. Unsere wenigen Habseligkeiten wurden nur einige Straßen weiter transportiert. Achzehn Monate später ging es auf die gleiche Weise den selben Weg zurück; nur eine Hausnummer weiter. Wir kehrten in "Hubers Hotel" zurück. Alles wiederholte sich! Die Großeltern kamen aus Rauno ins "Hotel Kunz" als Millionäre; wir waren bettelarm.

Nun begannen Friedenszeiten. Die Schikanen von Stiefvater Richard Zibelius und Schwiegermutter ständiges Nörgeln waren zu Ende. Die

kleinen Sticheleien und Boßheiten der frömmelnden Schöpkes folgten. Es begann mit einer Mieterhöhung und angedrohten Klagen. Beim Anbringen eines Küchenvorhangs kam uns die halbe Wand entgegen. Der Balken, der das Dach trug, war total verfault.

Wir zogen trotzdem ein. Der kleinste Raum wurde zum Wohnzimmer. Meine Leitermöbel ließen sich in die Schrägen einpassen. Großvaters uralte Kastenmatratze hatte vier Beine bekommen. Mit einem dunkelgrünen Stoff bezogen, war sie unsere erste Liege. Zwei schwarze Minisessel, ein dreibeiniger Nierentisch und eine bunte Schutenlampe verwandelten die Kammer in ein topmodernes Zuhause. Endlich konnte auch der schwarze Teppich ausgerollt werden, den ich mir im Kartoffelernteeinsatz so gut wie "im Fluge" verdient hatte. Ein alter Kanonenofen heizte mollig warm, so lange er bewacht wurde. Durch das kaputte Ofenrohr konnte man den Funkentanz wie durch Glas beobachten.

Das Schlafzimmer meiner Eltern war schon an viele Umzüge gewöhnt. Auf den Matratzen hatte Mutter drei Ehemänner verschlissen. Cremefarbener Schleiflack und aufwendige historisierende Kontrastmalerei um die geschnitten Rosetten repräsentierten einstigen Prunk. Karin schrubhte vergeblich an dem vermeintlichen Dreck. Die alte Farbe hielt stand. Wir verfrachteten das gute Stück in die andere Kammer. Das Kinderbettchen paßte prima in eine schräge Nische. Wichtig war der solide Kachelofen. Unser kleiner Sohn Jörn sollte es schön warm haben, wenn er zu Hause war. Auch dieser Ofen hatte eine Macke, wie alles im Hause Schöpke. Er heizte gut, aber er wippte, wenn man sich schneller als schleichend daran vorbeibewegte. Die Dielen gaben nach.

Die Küche war klein und gemütlich. Ein Schritt von der letzten Treppenstufe und man stand mitten drin. Vor die morbide Wand stellten wir ein Bücherregal. Alle unwiederbringlichen Schätze meiner Mutter entsorgten wir gedankenlos aus dem Minifensterchen. Sie landeten beim Altstoffhändler Miksch. Wir brauchten den Platz für unser Geschirr und die Küchenutensilien. Die Waschoilette des Schlafzimmers wurde zum Multifunktionsmöbel. Sie diente als Wasch- und Abwaschtisch, Wickelkommode, Arbeitstisch, Spiegelschrank und Wäschebehältnis. Dem alten Sofa gegenüber stand ein Lackschränkchen. Einst waren meine Spielzeuge darin aufbewahrt worden. Nun enthielt es unsere Lebensmittelvorräte. Einziges neues Möbel und ein ungeheurer Luxus war das Einbauteil einer modernen Küche mit einem Kühlschrank. Preisgemindert durch einen Fehler und auch deswegen ohne jahrelange Vorbestellung sofort zu haben. Es blieb uns fünfundzwanzig Jahre treu, bis wir Großräschen 1989 für immer verließen.

In wenigen Stunden war der Haushalt komplett und wir baten Karins Mutter zum Einzugskaffee. Auch Tante Klara, die Schwester meiner verstorbenen Mutter, war eingeladen worden. Karin hatte belegte Brötchen vorbereitet. Elschen sollte selbstgebackenen Kuchen an Stelle von Blumen mitbringen. Ich besorgte für meine Devisen (Trinkgeld vom Messeinsatz in Leipzig, 10 DM West) löslichen Kaffee aus dem Intershop Freinhufen. Wir waren beide sehr aufgeregt. Zum ersten Mal Gastgeber in den eigenen vier Wänden!

Als Erste klopfte meine Großtante Westphal. (Sie war die Schwester meines Großvaters und somit Tante meiner Mutter und deren Schwester Klara). Sie brachte zwei Enkelkinder mit, die bei der Uroma die Ferien verbrachten.

Wir staunten. Woher wußte sie? Großtante Westphal klärte uns sofort auf, als sie sagte, sie wolle mit dem Kaffee noch warten, bis Klara und Luzi kämen, die sich verabredet hätten. Von ihnen wußte sie von unserem Einweihungskaffeeklatsch. (Tante Luzi Müller war Cousine meiner Mutter und Tante Klara war die Tochter der Großtante, beide zählten zu meinen 12 Patinnen.)

Da wurden schon die Sitzgelegenheiten knapp, doch die Sammeltassen reichten aus. Es klopfte erneut und Karins Mutter Elschen erschien mit ihrem Kuchenpaket. Sie setzte sich wegen ihrer Leibesfülle auf die zur Liege aufgestiegene Matratze des Großvaters und fremdelte. Das tat sie von nun an immer, wenn sie bei uns Gast war. Obwohl ihr jeder Winkel der Wohnung bekannt war, mußte man ihr, sobald Fremde anwesend waren, erklären, wo was stand und was zu tun sei. Da war der helfende Handgriff schneller selbst erledigt. Mutter tat dann tief gekränkt. Spannungen bauten sich erschreckend schnell auf.

Die avisierten Damen kamen nicht allein. Tante Klara lästerte schon auf der Treppe, beinahe noch die Hühnerleiter zum Boden hinaufgestiegen zu sein, bevor sie eingetreten wäre. Meine Cousinen Jutta und Ulla (Töchter der Tante Klara) waren mit von der Partie. Sie belegten das Küchensofa, die Enkelinnen von Tante Luzi saßen auf den Hockern aus dem Schlafzimmer. Die beiden Patentanten platzierten wir in die Minisessel in schwarz. Tante Westphal thronte, sehr dünn, wie sie war, neben Karins Mutter auf dem Bettkasten.

Es war ein Geschnatter, wie im Gänsestall. Die Damen kamen in Fahrt und hatten sich jede Menge zu erzählen. Ob eine überhaupt etwas von unserer

neuen Wohnung mitbekommen hatte, bezweifle ich. Karin war fast in Panik.

Der erste von mir aufgebrühte Kaffee reichte nicht herum. Unser zweiflammiger Elektroherd heizte Kaffeekessel und einen Aluminiumtopf mit Wassernachschub an. Die vierzig Tassen Instandkaffee, die laut dekorativem Etikett auf der Dose angegeben waren, würden ausreichen. Ich beruhigte die sorgenvolle Hausfrau. Es lag ein würzig aromatischer Duft in dem mit Menschen vollgestopften Kämmerchen.

Da klopfte es schon wieder. Die Nachbarn von nebenan brachten Brot und Salz, Wahrscheinlich durch das Getrappel im Treppenhaus aufgeschreckt und voller Neugier, was wohl hier vor sich ging. Die sahen das Gewimmel und gingen gleich wieder. An einen Schnaps im Stehen hatten wir nicht gedacht. Wovon hätten wir den auch bezahlen sollen?

Karin brühte frischen Kaffee auf, schenkte reihum ein und verlangte von mir heißes Wasser. Den Tanten wäre angeblich der Mocca zu stark. Es klopfte. Vor der Tür standen die ehemaligen Kollegen von Schwiegermutter. Die Postdamen Wöhler und Kraus wollten gleich wieder kehrt machen. Wir gruppieren neu und schufen Platz. Die Cousinen Jutta und Ulla zogen mit den Enkelinnen der Tante Luzie, Babette und Ramona, ins Schlafzimmer und hockten sich auf den Bettrand. Das paßte dem Kleinkind Jörn überhaupt nicht. Es erwachte aus dem Mittagsschlaf und brüllte. Nun gab es für die Cousinen, von denen Ulla schon lange Muttererfahrungen hatte, eine Aufgabe. Sie spielten mit ihrem Großcousin Jörn. Die Jugend saß im Schlafzimmer, die Postclique in der Küche (Mutter war auf den Hocker gezogen) der Hubersche Clan war im Wohnzimmer versammelt. Wir sausten hin und her und kamen uns vor wie Jesus, der mit zwei Fischen und drei Broten 5000 Menschen gesättigt haben soll.

Frau Kraus und Tante Klara fingen an zu paffen. Im Nu war die Bude blau. Ich flüchtete mit Babette und Ramona auf den Schöpke-Hof und brachte den Mädchen das Radfahren bei. Der Kaffee trieb die Gesellschaft auch hinunter. Man stand vor dem Plumpsklosett Schlange.

Das war ein Geschnatter, Gejuche, Gelache und Gemache! Keiner wollte etwas von uns Gastgebern. Keiner sagte etwas zu unserer Wohnung oder fragte nach unseren Zielen und Plänen. Man war sich selbst genug. Als Karin anmerkte, man müsse sie für einen Moment entschuldigen, es sei nötig, nun erst einmal Kaffee kaufen zu gehen, verabschiedeten sich alle sehr schnell.

Die Wohnung in der Barziger Straße sah nie wieder so viele Gäste. Wir räumten schnell auf und wuschen ab. Ich mußte mit dem Abendzug zurück nach Leipzig. Beim Zurückstellen des Geschirrs hatte ich plötzlich den Westkaffee in der Hand. Da der Kessel noch summte und wir beide bisher keinen Tropfen Kaffee abbekommen hatten, brühte ich uns zwei Tassen auf. Die Dose war so gut wie voll. Es fehlte nur die Menge, die ich zum Brühen der ersten Runde entnommen hatte. Ich fragte meine Frau, wovon sie denn die Unmengen ihres hochgelobten Moccas hergestellt hätte.

"Aus der gleichen Kaffebüchse natürlich!"

Jetzt ging uns ein Licht auf! Deswegen die tiefschwarze dickflüssige Brühe. Karin hatte unseren Alltagsmuckefuck, der aus Dekorationsgründen auch in einer leeren Westkaffeedose lagerte, mit dem Maß von Bohnenkaffee gebrüht und angeboten. Und keiner wollte es bemerkt haben!!

EINE VOGELSCHEUCHE SUCHT IHREN HUT

(1965)

Wenn Karin für ein paar Stunden Urlaub von der Lungenheilstätte Rauno (auf der sogenannten Höhe 304) bekam, versuchte sie zuerst Jörn zu sehen. Unser kleiner Sohn war wochentags in der Kinderkrippe. Karins Mutter betreute ihn. Ab und zu kam sie mit ihm in der Breitscheidstraße vorbei. War meine geschwächte Frau nur für Stunden zu Hause, erlebte sie Streß; sie kam sich wie eine Fremde vor.

Niemand konnte voraussehen, ob sie wieder gesund werden würde.

Sie bemerkte, wie ich rund um die Uhr arbeitete und mit einer Leidenschaft im und am Haus herumfuhrwerkte. Mit Dreiundzwanzig paßten mir meine FDJ-Hosen wieder.

Das Geschäft aufgeben? Ja was dann? Konnte Karin je wieder als Pionierleiterin arbeiten? Würde sie nochmals zum Pädagogikstudium zugelassen werden? Bevor sie alle Brücken hinter sich abbrach, hatte man sie mehrmals befragt, ob je diese Möglichkeit bestünde. Karin hatte abgelehnt und den Studienplatz in Suhl abgesagt. Nun war sie eine kapitalistische Geschäftsfrau.

Mit mir verhielt es sich ähnlich. Ich war im zweiten Studienjahr als zweitbesten Leistungsstudenten in Leipzig in der Fachschule für das Gaststätten- und Hotelwesen aus dem Direktstudium ausgeschieden und sollte im Fernstudium die Ausbildung fortsetzen. Nach drei Konsultationen gab ich auf. Ich mußte das Fernstudium bezahlen, einmal im Monat für drei Tage nach Leipzig fahren, dort ein Zimmer nehmen, in der Nacht losfahren, um früh um sieben in der Fachschule zu sein und sollte täglich im Selbststudium Berge von Lehrstoff erarbeiten.

Ich stand fast vierundzwanzig Stunden im total heruntergewirtschafteten maroden Hotel meiner Ahnen. Das Haus war mit einer Schuldenlast belastet, die noch von meinen Großeltern verursacht worden war, um eine Italienreise zu finanzieren. Eine Geschäftsaufgabe im ersten Jahr hätte eine lebenslange Verschuldung bedeutet und unser Kleinkind hätte trotzdem von anderen betreut werden müssen.

Wir hatten noch gar kein Ziel, wir folgten nur Zwängen. Schadenbegrenzung war die tägliche Aufgabe. Es regnete an acht Stellen

ins Haus, die Bierleitung platzte, Wasserschäden an Ab- und Zuflüssen, Zechprellerei, Diebstähle usw.

Weil ich meine Frau nie in der Lungenheilstätte besuchte, nie zeigte, wie sehr ich um sie litt, dachte sie, sie würde nicht mehr geliebt und erwog eine Scheidung. Es wäre für sie die beste aller Lösungen. Keiner riet uns. Niemand half uns. Wir sahen keinen Weg, den Berg der Probleme je abtragen zu können. Noch war der Scheidungsgedanke von Karin nicht ausgesprochen worden.

Meine Frau staunte über das neu renovierte Gesellschaftszimmer. über die Improvisationslösungen im Haus, an denen sie keinen Anteil hatte. Es fehlte an Geld, nicht aber an Ideen. Teure Stores an den Fenstern waren nicht möglich. So färbte ich Korken und fädelt sie durchbohrt auf Schnüre. Fünfzig bunte Korkenfäden vor dem Fenster ergaben eine verrückte Gardine. Für Pfennige bastelte der Schmied vier Globenampeln aus Draht. Rot gestrichen und mit rotem Tüll bezogen, ergaben sie vier Lampen im Chinalook.

Nachts wusch ich tagelang die antiken Farbanstriche von mehreren Generationen ab. Strich Decke und Wände leuchtend rot. Als Wandschmuck wurden alte Sonnenrollos vom Boden in japanische Rollbilder mit Plakatfarben umfunktioniert. Die ramponierte Holztaflung bekam einen schwarzen Lacküberzug aus Restbeständen der Sarglackerei Böbel. Der verfaulte Fußboden wurde mit alten Stahlplatten vom Schrotthandel überbrückt und ebenfalls schwarz gefärbt. Er hielt, obwohl feurig getanzt wurde, noch zehn Jahre der Belastung stand.

Wir fanden Lokalmöbel vor, die noch aus der Erstausrüstung von "Hubers Hotel" stammten. Schon meine Eltern hatten Teile in den dreißiger Jahren ausgemustert, weil sich die Damen daran die Seidenstrümpfe zerrissen. Ich schmirkelte mit Sandpapier die auf halbe Länge gekürzten Beine ab, entfernte die Rückenlehnen und bezog die Sitzfläche mit Billigstoff. Genauso verfuhr ich mit sechs wackligen Uralttischen. Das Holz bekam auch einen schwarzen Lackanstrich. Weil die Tischfläche die Tischdecken zerfetzte, ersetzte ich sie durch bunte Rollos.

Brotkörbchen wurden zu Tischlampen und Eisgarniturschirmchen ergaben das neckische Muschebubuhlicht. Leider lockte es genau das Publikum ins Haus, das ich nie haben wollte. Heute sagte ich: Es war ein Glück, daß die Nutten kamen. Gediegene Weintrinker, die sich am Abend an einer Flasche festhielten, hätten mich verhungern lassen. Der Kommissionshändler in der DDR verdiente Provision von 62% von der Handelsspanne (Marge). Die Spanne beim Wein betrug pro Flasche 50 Pfennige. Gingen dann noch die

Weingläser zu Bruch, die es auf Zuteilung für viel Geld gab oder man klaute sie, war das Minus in der Kasse perfekt.

Karin sah meine Bemühungen und fühlte sich wie ein bremsendes Rad am Wagen. Sie zählte die Stunden, die sie bei ihren Besuchen hinter den Kulissen versteckt zubringen mußte. Mit einer offenen TBC durfte sie mich nicht küssen und sich nicht in den Geschäftsräumen aufhalten. Privaträume gab es in dem kaputten Haus bisher nicht. Die Bewohner vor uns hatten in Fremdenzimmern gewohnt, die inzwischen in so schlechtem Zustand waren, das sie eher Verschlagen glichen.

Es verging kaum ein Tag, an dem nicht unter den weiblichen Gästen Damen saßen, die keine waren und sich erboten, mein brachliegendes Liebesleben in Gang zu bringen. Ich arbeitete bis tief in die Nächte und hatte weder Lust noch Zeit für Abenteuer. Bald hatte ich den Ruf ich sei ein Homo. Dieses Körnchen fiel in Großräschen auf fruchtbaren Boden und keimte als unausrottbare Saat der Häme.

Doch zunächst kamen meine Cousine Jutta und ihre Freundin Regina aus Senftenberg zum Bodenentrümpeln zu Hilfe. Generationen hatten sich ausgemistet. Alles, was man loswerden wollte, landete unterm Dach oder in den großen Kellern. Vieles wurde gehortet, weil der Schrott inventarisiert worden war. Was meine Eltern in den dreißiger Jahren bereits ausrangiert hatten, stand nach dem Auszug der russischen Kommandantur 1948 wieder bis 1965 als Einrichtung in den Räumen. Wochenlang räumten wir aus. Es fehlte an Geld für einen Mülltransporter. Zunächst stapelte sich ein Berg auf dem ehemaligen Konzertpodium im Garten. Als beinahe durch heiße Küchenasche ein Großbrand entfacht worden war, transportierte ich den Müllberg auf die Straße. Das war genial! Auf wunderbare Weise verschwand über Nacht, was wir wegwerfen wollten. Es fanden sich Liebhaber für die Dinge, die schon meine Eltern weggeworfen hatten. Jeden Tag wühlten Schulkinder in uralten Alpakabestecken, gepreßten Gläsern und Vasen. Fünfzig Jahre alter Krempel fand neue Besitzer.

Unförmige Kastenmatratzen, die einmal in schweren eisernen Bettgestellen gesteckt hatten, schleppten wir zu dritt vier Treppenabsätze hinunter. Als ein Gurtband riß, sauste so ein Ungetüm von selbst durchs Haus. Ja waren wir denn blöde? Wir keuchten und lachten. Nun ging es mit "Hallo" als Rutschbahn abwärts. Wegen des Gaudis hätten wir gern alles wieder hochbefördert und der Korbschlittenfahrt von Madeira vorgegriffen. Manche Bettgestelle waren regelrechte Kunstwerke. Heute wären sie entweder wieder restauriert im Gebrauch oder als Antiquitäten verkauft worden.

Ich drahtete an so ein Gestell ein Pappschild und klebte einen druckfrischen Firmenbogen auf. "Zu verschenken". Bald hatten ich Post aus Greifswald! Die Direktion der Deutschen Reichsbahn schrieb an "Die Gaststätte der vielen Möglichkeiten" einen bitterbösen Brief und drohte Sanktionen an. Wir hätten angeblich unseren Sperrmüll auf Reichsbahngelände entsorgt.

Es stellte sich heraus, unser morsches Bettgestell aus Eisen war Huckepack auf einem Kohlenzug bis an die Ostsee gereist. Witzbolde hatten es in der Nacht bis auf die Eisenbahnüberführungsbrücke geschleift und von von oben auf einen fahrenden Zug geworfen. Das Pappschild wies uns als Absender aus!

Regina scheuerte und fegte das ramponierte Treppenhaus. Das Schmutzwasser goß sie in der ersten Etage in die Damentoilette. Die Scheuerbürste rutschte mit und blockierte den Abfluß. Als die Damen am nächsten Tag die Spülung zogen, ergossen sich die Fäkalien so lange durch das Treppenhaus, bis ich das Bächlein vom Abort bis ins Lager darunter orten konnte.

Wie immer in solchen Situationen allein im Haus, ließ ich meine Gäste nach Getränken schreien und griff beherzt mit der Hand in die Toilette. Jahre später drang ich auch unerschrocken in den Gebärrkanal einer kalbenden Färse ein. Die Scheuerbürste war nur der Auftakt. Später fand ich mal sieben ineinander gesteckte Schnapsgläser in Toilettenpapier eingewickelt, den ersäuft Kadaver von Kater Maxe und diverse Damenschlüpfer. Routine kam auf. Nur noch ein gezielter Ruck, dann saß der ausgehakte Schwimmer wieder im Spülkasten.

Das Wasser versickerte und tröpfelte oft tagelang. Die Herren, die darunter pinkeln mußten, wurden mit einem über den Urinalen aufgespannten Regenschirm geschützt. In der Nacht scheuerte ich dann stundenlang die breitgetretene Wandfarbe von den Fußböden im Haus.

Kaum waren die Wände mal trocken, riß eine betrunkene Frau das Waschbecken mit der Wasserleitung aus der Wand. Da die Frauen das neue Becken auch zum Erbrechen und für die ausgekämmten Haare benutzten, blockierte ich die Waschgelegenheit. Eine Dauertropfsteinhöhle hätten den Schwamm in die Wände gebracht.

An den Wochenenden kam Cousine Jutta allein. Wir hatten viel zu tun. Ich war seit sieben Uhr pausenlos auf den Beinen und konnte den Feierabend kaum erwarten. Während Jutta abkassierte, schlief ich schon auf dem Küchenstuhl ein. Am Sonntag Morgen weckte sie mich und ging schon vor mir nach unten in die Küche. Am Frühstückstisch erzählte sie mir eine unwahrscheinliche Geschichte. Ein Waldschrott hätte im Haus übernachtet

und sei soeben nach seinem Hut suchend durchs Lokal geirrt, als sie in die Küche gekommen wäre. Als Beweis zeigte sie mir auf der Tanzfläche des Gesellschaftszimmers einen großen Haufen mit einer Urinpütze umrandet, der uns entgegenstank.

Ich erinnerte mich an Gerhard Adamzik, auch Pullchenmaurer genannt. Er kam kurz vor Feierabend von einer Wochenendarbeitsstelle sturzbetrunken in einer Maurerkluft, die nie gewaschen worden war, ins Lokal. Ich verweigerte dem ausgemergelten alten Mann, dem die grauen Haare lang und wirr übers Gesicht hingen, den Absacker. Er brauchte eine warme Mahlzeit und ein Bad nötiger als Alkohol.

Bevor der aus der Gaststube getorkelt war, gab er sich seherisch. "Du wirscht untagehn. Du bist keen Kneipa. Wersch mit die Arbeita vascherzt, hat ma keene Gäste. Wenn du mia jemols brauchen tätst, wer ich dia was scheißen!"

Wie eine vom Wind geschüttelte Vogelscheuche flatterte er aus der Tür. Weder Jutta noch mir war aufgefallen, daß der Mann orientierungslos sofort wieder in den Raum geschwankt sein muß. Er war den Ausgang verfehrend geradeaus in "Café Funzel" gestolpert. Dort brannte kein Licht. Es saßen keine Gäste in dem kleinen Nebenraum. Da niemand kam, legte Gerhard Adamzik den Kopf auf die Arme und schlief am Tisch bis zum Morgen ein. In der Nacht suchte der alte Suffkopp eine Toilette und hockte sich auf die Tanzfläche. Dabei verlor er seinen Hut. Früh schimmerte das Tageslicht durch die Rollos und weckte den Mann in dem Moment, als Jutta die Küche betrat.

Noch bevor sie begriff, hob er den Hut vom Fußboden auf und entwich durch die zum Lüften weit offen stehende Lokaltür ins Freie. Er hätte, wenn er nüchtern gewesen wäre, in Ruhe das ganze Lokal ausräumen können.

Nie wieder ließen wir arglos und leichtsinnig in der alten Schiebekasse den ganzen Tageserlös griffbereit über Nacht stecken...

Später tat Gerhard Adamzik dann genau das Gegenteil von dem, was er in diesem Moment androhte. Er baute unser Schwimmbecken mit allen Dekorationen im spanischen Stil und brachte mir seine handwerklichen Kniffe bei, die mich sogar in die Lage versetzten, ohne Hilfe eine gewölbte Kellerdecke zu verputzen.

WIR WISSEN NICHT WEITER

(1965)

Es begann die Zeit des großen Bibberns im Haus. Der große Küchenofen war vom jahrelangen Feuern mit Rohbraunkohle bis unter das Dach versottet. Der rußige Schleim sickerte bei jedem Regenguß durch die Schornsteinwände und den Verputz in jeder Etage. Der Ofen zog nicht; man gab uns gute Ratschläge, wie Isolieren mit Kuhmist. Ständig stand zur Warmwasserbereitung ein Hundertlitereinwecktopf auf den glühenden Ofenringen. Der Terrazzofußboden blieb trotzdem kalt. Das Lokal und alle anderen Räume hatten uralte Kachelöfen, die große Mengen von Briketts verschlangen, aber wenig Heizleistung ausstrahlten. Vom Nachlegen und Ascheentsorgen verdreckten alle Räume. Es zog überall. Die Fenster waren nicht dicht. Fehlende Scheiben waren mit Pappe zugenagelt. Der kleine Kanonenofen, auf dem meine Omas drei Jahre lang kochen mußten, als wir, wie im D Zug, in der Russenzeit in der Kegelbahn wohnten, verhinderte nur daß das Bier im Glas nicht fror, wenn die Sportler die Bahn benutzen. Die Kohlevorräte nahmen rasend schnell ab. Als man uns sagte, es würden pro Jahr mindestens 400 Zentner Kohlen benötigt, wußte ich, daß ich ein Idiot war. Ich hatte den Honoratiorenkegelclub vergrault, weil man aus Jux im Suff das Klavier zerhackt hatte. Andere Anbieter brachten Kohle mit einem Elektrokarren. Wahrscheinlich im Betrieb geklaut. Nun lernte ich gegen meinen Willen, wie man Geschäfte machte. Es gab deswegen mit der Stammkundschaft ständig Reibereien. Das Billard war ein ständiger Zankapfel; es wurde mit einem Queue ramponiert. Der neue Spieltischbezug kostete 350 DDR-Mark. Kaum war die erste Provision überwiesen, flog das Geld schneller aus dem Haus, als es hereingekommen war. Das Dach konnte nur geflickt werden. Bis nach 18 Geschäftsjahren endlich ein neues Pappschindeldach aufgebracht werden konnte, kämpften wir ständig gegen eindringendes Regenwasser. Es war alles nur noch Flickwerk. Die erste Versammlung wurde gleich ein Fiasko. Die Schneider fühlten sich gefoppt. Als es an der Küchentür klopfte, rief der Bruder meiner Frau: "Herrein, wenns kein Schneider ist!" Die Leute kamen nicht wieder. Nach der Montagsratssitzung der Stadtverwaltung erschienen die Räte der Stadt vollzählig. Unser Vorgänger hielt die Riege frei und erfuhr als Gegenleistung neben der Absolution bei krummen Touren auch wichtige interne Information. Er wurde vor Kontrollen gewarnt. Stacho soff mit und plauderte im Kegelclub das Gehörte aus. So partizipierte die treue Gästeschar von dieser Quelle. Woher sollte ich wissen, daß ich die Zeche des Bürgermeisters beim Kassieren zu vergessen hatte? Herr Adolf war

klein von Statur und hieß im Volksmund "Kugelblitz". Die Invasion des Rates der Götter rückte Tische und Stühle, als wären die Möbel unzerstörbar. Man bestellte und ließ deutlich durchblicken, daß nun endlich der Einstand fällig sei. Ich war dumm und ärgerte mich über die plumpe Nötigung. Auch die dreiste Forderung, beim Bürgermeister die doppelte Portion Hackepeter anzurichten und das Mehr bei anderen Gästen wieder einzusparen, fand ich dümmlich und primitiv. Ich eckte wieder an und verlor nicht nur einen weiteren Gästekreis an das "Volkshaus". Ich hatte kein Ohr am Tisch der Staatsmacht. Mein Haß auf die Kumpanei im Rathaus hätte unter privatem Verschuß bleiben müssen. Mir fehlte der Lehrmeister in Diplomatie. Ich hatte neue Feinde. Kaum war die erste Plusinventur verziehen und der Überhang kassiert, mußte ich bei der HO-Direktion erneut Rede und Antwort stehen. Ich hätte Westcognac verkauft. "Nun haben wir dich!" frohlockte ein Gast voller Triumph. Ich war in eine plumpe Falle des Wirtes Müller getreten. Nun sollte ich eine gepfefferte Strafe zahlen. Aus dem Auslandspraktikum in Polen hatte ich eine Flasche Crème de Menthe, südamerikanischen weißen Pfefferminzlikör, mitgebracht. Ein klebrig süßer Likör in einer tollen Flasche, der zur Dekoration am Bufett stand. Ich hatte Dollars im Grandhotel als Trinkgeld bekommen. Nun rechnete ich den Flaschenpreis in DDR-Mark um und teilte durch 36. Zwei Centiliter würden ausgeschenkt zwischen sechs und acht DDR-Mark kosten müssen. Man bettelte so lange, bis ich die Flasche öffnete und eine Runde ausgab. Den Zettel mit meiner Umrechnung ließ man heimlich mitgehen und gab vor, es sei eine Quittung. Haltlos und ärgerlich, aber es schadete mir. Das war die Rache für die Normalportion und die kassierte Rechnung.

Der Arm der Götter war länger. Ich lernte schweigen und dulden. Die Nutten gingen ein und aus. Die Leute, die ich gern als Gäste im Hause empfangen hätte, trauten sich nicht in das Männerlokal. Bei uns wurde Skat gedroschen, am Automaten gespielt, eine Musikbox malträtiert und 200 Mal am Tag "Martin" gedudelt, die Queuestöcke pieckten die Flaschenbierkunden in den Hintern, man kegelte, es roch nach Bierhefe und Männerpisse. "Weihnachten bleibt das Billard zu!" schwor ich mir. Dummheit laß nach! Ich ließ kein Fettnäpfchen aus! Ich wollte am ersten Weihnachtstag zeigen, was ich konnte und ignorierte die Warnung: "Die wollen Hackepeter und Bockwurst, einmal im Jahr Schlachtfest mit Grützwurst und Wurstbrühe und zum Herbstmarkt Schaschlyk!" Ich begann am Morgen des 24. Dezember. Das Lokal wurde mit zart rosa Damastdecken und Weihnachtskerzengestecken eingedeckt. Auf dem abgedeckten Billardtisch baute ich ein großes Kaltes Bufett mit unserem Tuppäck Chinablau Porzellan auf. Zwischen meinen stundenlangen

Küchenaktionen kam der Frisör Mantei ins Haus und schnitt uns allen die Haare. Die langen Mädchenlocken unseres kleinen Jörn sollten fallen. Ich wollte einen richtigen Jungen. Das Kind hielt sich tapfer, bis die Haarschneidemaschine zu surren begann. Eine vorgezogene Bescherung mit einer Holzseisenbahn beruhigte das Kind. Es lächelte unter Tränen in die Filmkamera. Unser Weihnachtsgeschenk war eine Errungenschaft. Wir hatten am Heiligen Abend ein warmes Waschzimmer! Im Fremdenzimmer Nummer Eins gab es einen eisernen Ofen. Wir wollten uns nun dort unweit von der Saaltoilette waschen. Die Katzenwäsche in der eiskalten Küche im Spülbecken war Geschichte. Das Bad in der zweiten Etage war wegen des geringen Wasserdrucks unbenutzbar und schon mit Riesenschaden eingefroren. In der Saaltoilette gab es keine Waschgelegenheit mehr; man hatte das Waschbecken weggebrochen und mehrmals hineingekotzt,

Während ich in der Küche saß und eine exakte Kalkulation für das Bufett erstellte, warteten Omi Elschen, Karin und ihr Bruder Peter auf die Bescherung in unserem ersten Wohnzimmer. Dort war es mit Hilfe eines Bahnheizkörpers nur lauwarm. Um ein Uhr nachts war ich soweit!! Man weckte das Kind und die Freude war bei allen nur mau. Ich nahm es übermüdet kaum wahr, denn ich hatte mir mit einem Schluck Wodka Mut angetrunken. Auf leerem Magen wirkte der verheerend!

Karin war wie eine Salzsäule erstarrt. In ihr schrie eine Stimme: "Schluß! Schluß! Schluß!" So ging es nicht mehr weiter. So wollte sie nicht leben! Schwiegermutter und Karins Bruder hatten keine Vorstellung von dem, was ich anstrebte und was ich tat. Es fehlte ihnen jedes Verständnis für meine Aktionen. Sie hatten auf einen gemütlichen Weihnachtsabend gehofft und sechs Stunden bibbernd auf einen angetrunkenen Gastgeber warten müssen.

Als am ersten Weihnachtsfeiertag die Skatklopper, Biertrinker, Billardspieler, Automatenquäler und Flaschenbierkunden ins Haus strömten, trauten sie ihren Augen nicht und blieben an der Lokaltür stehen. Weihnachtsmusik erklang, Kerzenlicht schimmerte auf festlich gedeckten Tischen, auf denen Weingäser funkelten. In der Mitte Südfrüchte mit orientalischen Käsespießchen, Pilze aus Knüppelteig, Fleurons, Schnittchen, kleine Hackstücke mit Eiern und Remoulade. Man sah ratlos und kopfschüttelnd auf die Herrlichkeiten. Man fragte nach Bockwurst und Hackepeter zwischen Frühstück und Gänsebraten. Ach hätte ich die Leute doch nur auf meine Kosten zum Probieren eingeladen! Da stand unberührt Ware für 600 DDR-Mark und verdarb. keiner rührte die Speisen an. Als unser Kind eine Banane essen wollte, die seine Oma für ihn

gekauft hatte, verbot ich Trottel das natürliche Verlangen, weil ich immer noch hoffte, der Knoten würde bei meinen Gästen reißen.

Es riß der Geduldsfaden. Karin war nur auf Urlaub von der Höhe 304. Sie hatte eine offene TBC und verbrachte schon den zweiten Monat in der Lungenheilstätte. Ich stand allein am Bufett und verkaufte stundenlang Flaschenbier. An den Tischen nahm niemand Platz. Karin wollte mich ablösen, damit ich essen konnte. Da sagte ihr ein Gast ins Gesicht: "Hier will ich nichts essen und trinken! Ich hole mir doch nicht die Schwindsucht!"

Weihnachten! Karin traute sich in unserem Haus nicht mehr ins Lokal. Das Essen verdarb und kam komplett ins Viehfutter. Als ich am zweiten Feiertag Kasse machte und den geringen Erlös zählte, waren Angst und Enttäuschung so groß, daß wir beide heulten. Wir wußten nicht weiter.

Karin schlug vor, per Zeitungsanonce eine Hilfskraft zu suchen. Ich sollte meine gastronomischen Mätzchen unterlassen. "Du brauchst eine gesunde Frau im Haus. Ich werde nie wieder im Geschäft arbeiten dürfen. Wir lassen uns scheiden!" Am Sylvestermorgen, vor dem Abschied für die nächsten Wochen, liebten wir uns mit der Intensität der Verzweiflung. Aberwitzig sagte ich: "Zum Abschied habe ich dir ein Mädchen gemacht." Leichtsinn und Gedankenlosigkeit wird bestraft. Wir hatten tatsächlich neues Leben gezeugt. Wenn das Mädchen hätte leben dürfen! Medikamente und Tuberkeln trieben es ab.

Auch den Volkshauswirt schlug das Schicksal. Seine Dienstleistung für den Rat der Götter brachte ihn um. Er kam mit einer Blinddarmentzündung ins Krankenhaus und trank frisch operiert das Blumenwasser vom Nachttisch.

Ihm folgte ein Spielgefährte aus Kindertagen. Auch er war, wie alle anderen, nur eine Sternschnuppe am Konkurrenzhimmel. Peter war der Enkelsohn des Sparkassenchefs. Seine Mutter Vera hielt er für seine Schwester. Jeder im Ort wußte, daß Russen das unglückliche Mädchen vergewaltigt hatten. Ich war immer nett zu dem Russenkind. Leider mochte mich der Junge gar nicht. Man trifft sich immer zweimal. Nach der Wende spielte er im Volkshaus für kurze Zeit den großen Mann und Investor aus Hamburg. Ich wußte es besser, denn sein Schuldenkonto bei meinem Betrieb in Forst war gigantisch. Er mußte gehen, ohne das ruchbar wurde, daß er mich und andere an den STASI und an den BND gemeldet hatte. Mir wurde nie klar, weshalb er das tat.

WISSEN SIE SCHON,
DASS ES BEI IHNEN BRENNT?

(1965)

Vier Wochen nach der Geschäftseröffnung der Gaststätte Acksel, am 3. Oktober 1965, saß eine kleine Gästerunde kurz vor Feierabend noch im Lokal. Man trank auf Kosten von Werner Andresen. Werner war damals Geschäftsführer bei der MITROPA in der Autobahnraststätte Freienhufen. Sein Betriebsbus hielt nach 22 Uhr auf dem Markt. Bevor er regelmäßig zu uns Neuen als Gast kam, um einen Absacker zu trinken und noch ein bißchen zu quatschen, war er Stammkunde im "Volkshaus". Jetzt nach der Wende und dem Umbau heißt es "Bürgerhaus". Man war ausgelassen und erzählte reihum die neuesten Witze. Werner brachte ständig neue Stories aus dem Arbeitsalltag mit. Er war Angestellter und mußte sich nie um die finanziellen Konsequenzen Gedanken machen, die die staatliche Mißwirtschaft auslöste. Parteientscheidungen, Fehlleistungen von schlecht ausgebildetem Personal, Minusinventuren und andere Katastrophen beeinflussten das Betriebsergebnis negativ. Es störte ihn nicht.

Bei uns war das anders. Als Kommissionshändler wurde man für jeden Fehler zur Kasse gebeten. Ich konnte nach so kurzer Selbständigkeit schon mitreden. Um ein deutliches Zeichen zu setzen, stellte ich um 24 Uhr die Stühle hoch. Ich wollte nie so primitiv mit Gästen umgehen. Man zwang mich täglich zu Aktionen, die ich mir vorher nicht vorstellen konnte. Um die Nökerei abzubrechen, nahm ich zum ersten Mal einen spendierten Schnaps an und setzte mich an den Tisch dazu. Vom Habitus eines echten Wirtes trennte mich nicht nur meine Jugend, sondern auch die mangelnde Lebenserfahrung. Meine Gäste versuchten oft mich auszutricksen, nahmen mich nicht für voll und verhielten sich negativ.

Am Eröffnungstag goß jemand grüne Farbe in den Hausflur. Wir bemerkten die Fußspuren erst, als sie durch das ganze Haus verteilt und festgetrocknet waren. Man hätte bei dem unerwarteten Gästeansturm auch niemanden wegscheuchen und mit Eimer und Wischlappen herumfuhrwerken können. Wer uns ärgern wollte, hatte das raffiniert einkalkuliert. Das Muster blieb lange Zeit unser Markenzeichen. Die grüne Farbe ließ sich auch mit Verdünnung nicht entfernen. Erst neuer Fußbodenbelag schaffte Abhilfe.

"Zwei Tage lag ich mit einem Hexenschuß steif im Bett", beantwortete ich Werners Frage, weshalb wir nicht, wie geplant, am ersten Oktober eröffnet hatten. "Ich konnte mich nicht bewegen und auch nicht sprechen. Bei Durchzug hatte ich das total verrußte Hausflur abgewaschen und hellgelb gestrichen. Es sollte wenigstens der Eingang einen freundlichen Eindruck machen."

"Seid ihr nicht gleich in der ersten Woche auch abgedoffen?" hänselte er mich. "Der erste Ruhetag am Montag war überhaupt nicht ruhig. Der Tag, der unser Sonntag sein sollte, blieb für alle Arbeiten reserviert, die man beim täglichen Geschäftsablauf nicht erledigen konnte. Ich wollte zum ersten Mal den Bierkeller gründlich scheuern und dann ein Faß Bier ohne Hilfe anstecken. Zur Eröffnung hatte es einer der Bierfahrer getan, um sich ein Trinkgeld zu verdienen und nach ihm ging unser Vorgänger Stacho in den Keller, weil ich in der Küche alle Hände voll zu tun hatte." Es gab noch die vorsintflutlich schweren Eichenfässer. Ich kannte bisher nur moderne Biertanks aus Leipzig in gefliesten und automatisch temperierten Kellern.

Bei uns gab es noch die gestückelten Bleileitungen, die man im Nachkriegsberlin aus Trümmergrundstücken zusammengesucht und 1948 eingebaut hatte. Die waren 1965 noch im Betrieb und porös wie Spinnwebnetze.

"Was sollte ich von meinem letzten Stipendium (50 DDR-Mark) alles noch bezahlen?" fragte ich die Runde.

"Nun mach' aber halblang! Du wirst doch mehr als 50 Mark zum Einstieg besessen haben!"

"Ich kam vom Sommerpraktikum aus Polen zurück. Las in Leipzig meine Post und erfuhr, daß Stacho ganz plötzlich den Pachtvertrag gekündigt hatte. Auf meinem Sparbuch waren 200 DDR-Mark. Meine Frau hatte gar nichts. Ich ließ mich in der Fachschule exmatrikulieren, löste im D-Zugtempo meinen Studentenhaushalt auf und reiste nach Großräschen. Hier waren Gebühren für Papiere, Farbe, Miete für die Wohnung in der Barziger Straße, Kosten für den Umzug und für 14 Tage Essen zu bezahlen. Wir hatten eine Schüssel mit Schmalz und aßen jeden Tag ein Brot. Die 50 DDR-Mark waren unser Wechselgeld."

"Weshalb seid ihr überhaupt...?"

"Als meine Mutter 1963 starb, war ich ihr Erbe. Meine Tante Klara und ich konnten 300 DDR-Mark fixe Kosten im Monat nicht aufbringen. Das Haus durfte keinen Monat leer stehen. Ich hatte versucht, das kaputte Haus zu verkaufen oder der Stadt zu schenken. Mein Bruder und meine beiden

Cousinen winkten ab. Ich hatte keine Wahl. Meine Frau kündigte als Pionierleiterin. Ich schmiß mein Direktstudium und wollte im Fernstudium mein Examen machen. Eine Genehmigung bekamen wir sofort."

"Was war nun im Bierkeller? Ist dir das Faß abgehauen?"

"Viel schlimmer! Der Anstich klappte und saß fest. Ich hatte aber mit viel zuviel Schwung die Leitung geknickt. Als ich den Bierhahn aufdrehte, schoß das Bier in den Keller, noch bevor die Kohlensäure dazu kam. Ich rannte sofort zum Klempner über den Markt."

"Der kam natürlich sofort!" alberte Werner.

"Oder es gab die Wittigsche Lösung", echoten die anderen Gäste.

"Ich war viermal betteln. Dann kam der alte Meister und machte mit seinem Lötkolben die Löcher noch größer. Er wickelte Isolierband um die defekte Leitung und riet die Stelle mit Lackfarbe wegen der Hygiene zu streichen. Das ganze Entwässerungssystem im Haus bestand aus solchen Isolierbanddichtungen. Es hielt natürlich dem Druck nicht stand. Dann bequemte sich der junge Meister und erklärte mir, man käme nur aus Gefälligkeit. Zu Stacho wären sie nicht gekommen."

"Das ist klar," ergänzte jemand. "Der Alte hatte hohe Saufschulden bei Brzezicha. Stacho bezahlte deswegen die neue Toilette nicht und schmiß den nörgelnden alten Suffkopp mitsamt seiner stinkenden Zigarre hinaus. Wittig Senior kam mit Sohn und seinen Schwiegersöhnen und kippte die Theke im Lokal um. Es mußte sogar die Polizei kommen. Von da an war Funkstille."

"Dann kam die Patentlösung. Man schnitt die Bruchstellen weg und überbrückte mit einem Stück Gartenschlauch. Die Katastrophe passierte mitten im Hauptgeschäft. Der Gartenschlauch platzte. Ein ganzes Faß Bier lief in den Keller. Es stinkt immer noch nach Hefe. Jetzt ist ein Stück Plastikschauch dazwischen. Es soll eine Rarität aus dem Westen sein. Ich bekam den guten Rat, möglichst bald neue Leitungen einbauen zu lassen. Greif mal einem nackten Mann in die Tasche! Woher 1 000 DDR-Mark nehmen?"

"Und was ist mit dem Wasserschaden?"

"Hat sich wohl schon rumgesprochen? Den hatten wir auch der Firma Wittig zu verdanken. Die unbezahlte Toilette in der zweiten Etage war absichtlich nicht korrekt angeschlossen. Das wußten weder Stacho, noch ich. Nach der ersten Benutzung lief das Wasser durch drei Etagen. Dann schmiß eine Dame ihre Binden in die Toilette und die Fäkalien plätscherten durchs ganze Haus. Eine andere Dame hatte vorher ihre Schlüpfer in den

Spülkasten entsorgt und den Schwimmer blockiert. Das Wasser lief wieder bis in den Keller. Niemand machte auf den Schaden aufmerksam. Beim ersten Novemberfrost platzte der Badeofen in der zweiten Etage. Armstarke Eiszapfen in drei Etagen. Das Wasser lief in der ganzen Nacht!"

"Hör auf!!"

Ich war so schön in Fahrt. "Eine Dame stürzte volltrunken in die Toilette und riß das Waschbecken mitsamt der Leitung aus der Wand, nachdem vorher alles repariert worden war."

"Und das Wasser lief bis in den Keller", feixte die Runde.

"Mein Café "Funzel" mit seinen Kleckerkerzen auf Flaschen kam genau bei den Gästen an, die ich mir nicht als Kundschaft wünschte. Viele schräge Vögel fühlten sich vom Schummerlicht angezogen und machten lange Finger. Gleich in der ersten Woche mußten wir das Chinablau von Tuppäck aus dem Service nehmen; es fehlten gleich 12 Tassen. Der schöne Gläserbestand, den man uns zur Hochzeit geschenkt hatte, dezimierte sich täglich. Der erste Hotelgast verschwand ohne zu zahlen und nahm vom Boden drei Nylonhemden und zwei Paar Strümpfe mit. Drei Tage später fehlten 200 alte wertvolle Bücher und ein Reisekoffer."

Die kleine Gesellschaft glaubte mir kein Wort und bog sich vor Lachen. Weil ich nicht im Selbstmitleid lamentierte, hielt man meinen Galgenhumor für eine witzige Unterhaltung durch Übertreibung. Schon damals stellte ich fest, daß man die Wahrheit sagen kann und doch für einen Schwätzer gehalten wird.

"Ja was kommt denn noch alles ?" Worauf ich unkte: "Bloß gebrannt hat es noch nicht !"

Wer schlechtes Theater inszenieren will, dem rate ich, meinem Beispiel zu folgen. Während ich den letzten Satz sprach, betrat unsere Nachbarin, Frau Böbel, ganz gelassen in der Geisterstunde das Lokal, schritt bis zu der lustigen Tischrunde und fragte mich seelenruhig: "Wissen Sie schon, daß es bei Ihnen brennt ?"

Es klang, wie abgesprochen. Die Gäste lachten und trommelten auf den Tisch. Der "Gag" saß.

Ich schenkte der im launigen Ton vorgetragenen Hiobsbotschaft sofort Glauben und eilte in die Küche. Noch während man im Lokal über den angeblich schlechten Witz wieherte, sah ich die Flammen vom Schutthaufen auf dem Konzertpodium zu den Bäumen hochzüngeln. Die unteren Äste der Kastanienbäume hatten schon Feuer gefangen.

Der Unratberg, der sich mitten im Garten türmte, stammte von dem Gerümpel, das Generationen vor uns im Haus gehortet hatten. Boden und Keller waren voller unbrauchbarer Dinge, die unser Vorgänger aufgehoben und uns hinterlassen hatte. Mir fehlte das Geld für den sofortigen Abtransport. Auf mein Zwischenlager unter freiem Himmel hatte unsere erste Haushilfe, Frieda Droosch, die heiße Ofenasche aus der Küche gekippt. Keine drei Meter entfernt lagerten hoch explosive Fässer mit Farben und Firnissen der Sarglackiererei.

Ich hob vom rohkohlebefeuerten Küchenherd einen Einwecktopf mit kochendem Wasser und eilte damit durch das Flur in den Garten. Im Schockzustand kann man Wunder vollbringen. Ich verbrühte mich nicht und ich hob mir auch keinen Bruch. Das heiße Löschwasser erzeugte nur eine Dampfwolke.

Als ich die brennenden Äste von den Bäumen riß, begriffen die Gäste endlich den Ernst der Lage und halfen beim Löschen. Der Nachbar hatte schon seinen Gartenschlauch bis auf unser Grundstück gezerrt und spritzte von der Rückseite. Karin stand im Nachthemd vom eiskalten Wasser völlig durchnäßt und half mit beim Eimer tragen.

Mein Kraftakt mit dem Einwecktopf voller kochendem Wasser war später mehr Tagesgespräch, als der schnell gelöschte Brandherd. Er wirkte jahrelang vorbeugend. Ich mußte nur einmal in dreiundzwanzig Jahren meine Muskeln gebrauchen, um randalierende Gäste in die Schranken zu weisen.

Der schwelende Müllberg kam nicht zur Ruhe. Ich hob auf dem Konzertpodium Sand aus und bedeckte die Brandstätte mit einer Erdschicht. Im Frühjahr bepflanzte ich den Berg und betonierte das Aushubloch. Das erste Miniwasserbecken war entstanden. Einige Jahre später baute ich an der gleichen Stelle ein großes Schwimmbecken, das sich noch immer dort befindet. Mit dem selben Einwecktopf wurde sieben Jahre lang ausgeschachtet, Mörtel hergestellt und der Garten aufgefüllt.

Mitte November lag meine Frau nach der nächtlichen Löschaktion mit Krämpfen im Bett. Der Grippe folgte eine Nierenkolik. Tutti Resch tippte auf eine Abtreibung und behandelte uns barsch und sehr ungehalten. Die Diagnosen unserer Hausärztin waren immer seltsam. Karin war nicht schwanger. Viel schlimmer! Als meine Frau von Fräulein Dr. med. Resch ihren Gesundheitsausweis abholen wollte, bekam sie eine sofortige Einweisung in die TBC-Lungenheilstätte Höhe 304 in Rauno. Ohne den Zusammenbruch hätte niemand die Röntgenreihenuntersuchung ausgewertet. In den Akten stand eine lebensbedrohliche offene

Tuberkulose, die hochansteckend war. Wäre der Befund nicht zufällig entdeckt worden, hätte Karin kein Vierteljahr mehr gelebt.

Karin kam weinend aus der Poliklinik. Tränen kannte sie sonst nicht. Am Montag fuhr sie mit dem Bewußtsein ab, nie mehr in der Lebensmittelbranche arbeiten und ihr Kind nicht berühren zu dürfen - das Ende gleich zu Beginn !!

Mein Dickkopf und mein nie versiegender Optimismus ließ uns durchhalten. Alle, die sich über fehlende Nestwärme beklagten und mir unterstellten, immer nur dem Geld hinterhergerannt zu sein, haben nie einem maroden Haus zu neuem Glanz verholfen, drei Söhne zu erfolgreichen Menschen aufgezogen, eine Bilderbuchehe geführt und eine beispiellose Geschäftsidee verwirklicht, als die Zeichen auf Sturm standen.

Am 31. 12. 1987 schloß sich die Tür des Acksel Hauses Großräschen für immer. Nach dem ersten Herzinfarkt verstand ich den Wink und nahm mein Schicksal an. Wie sollten meine Frau und ich ahnen, daß nun die schönste Zeit unseres Lebens beginnen würde ?

RABENELTERN

(1967)

Der Waschstützpunkt von Großräschen befand sich 1967 gegenüber der Deutschen Post auf dem Gelände der ehemaligen Ziegelei III. Man hatte aus den Duschräumen der Belegschaft ein Provisorium gebaut, das vielen Haushalten große Erleichterung brachte. Man konnte die schmutzige Wäsche abgeben und schrankfertig holen. Man konnte dort seine Wäsche selbst waschen und gegen ein Entgelt die Maschinen nutzen. Was früher einmal im Monat tagelang dauerte, war nun in einigen Stunden zu schaffen.

Karin hatte unseren zweiten Sohn Ulf geboren und war, kaum aus der Klinik in Annahütte wieder zu Hause, wie jeden Mittwoch mit ihrem Korb voller Geschäftswäsche auf unseren Minihandwagen losgezogen. Sie traf auf unsere Nachbarin Frau Böbel, die auch im Stützpunkt ihre Wäsche wusch und wurde von der erfahrenen Geschäftsfrau und Mutter gemaßregelt: "Das werden Sie eines Tages bitter bereuen!! Sie können doch jetzt noch nicht heben oder schwere körperliche Arbeit verrichten!" Sie hatte ja so recht. Doch was blieb uns übrig? Wir hatten gar keine Wahl. Da im Haus keine Möglichkeit zum Waschen bestand und die Senftenberger Wäscherei nicht mehr für auswärtige Kunden Wäsche reinigte, denn es waren ständig die Automaten kaputt, mußten wir uns selbst helfen. Es fiel täglich viel Wäsche an. Länger als eine Woche konnten wir nicht überbrücken, wir waren ja erst zwei Jahre im Geschäft und es fehlte Geld überall.

Karin wusch trotz Schelte ihre Wäsche und bekam Jahre später die gesundheitliche Quittung, wie vorausgesagt. Sie erfuhr an diesem Tag Anfang Dezember auch, daß der Waschstützpunkt über Weihnachten und Sylvester geschlossen bleiben würde. Was nun? Wir hatten keine Waschmaschine, es war kein Geld für ein Gerät da und kaufen konnte man es nur nach langer Anmeldezeit auf Bestellung. Was tun? Wir kochten die Babywäsche und die Geschäftswäsche in Einwecktöpfen in der Küche am Ruhetag ab und schrubbten mit Omi Elschens Unterstützung kurz vor Weihnachten in den alten Abwaschbecken wie in der Steinzeit stundenlang die Wäsche. Wir mangelten, denn es gab auch keine Wäscheschleuder, und hingen im Gesellschaftszimmer und im Lokal auf vielen Leinen die Wäsche zum Trocknen auf. Auf dem Boden hätte es zu lange gedauert. Ich heizte die alten Kachelöfen und bei heruntergelassenen Jalousien wurden die Fenster geöffnet. Als wir fix und fertig nach dem Küchescheuern und ständigem Aufwischen der Nässe von

den Linoleumresten in beiden Räumen erschnauften, gönnten wir uns auf den Bierkästen in der blitzsauberen Küche ein Glas Rotkäppchen-Sekt.

Plötzlich sprang Karin auf und sauste ins Wohnzimmer. Es befand sich im ehemaligen kleinen Gesellschaftszimmer neben dem Lokal und war mit einer Tür abtrennbar geworden. Dort stand das Kinderbettchen unseres wenige Tage alten Sohnes, dessen Gesundheit uns vom ersten Tag an große Sorgen bereitete. Sein Magenmund schloß sich nicht nach der Nahrungsaufnahme. Er brach was er nuckelte wieder aus und mußte ständig beobachtet werden, auch nachts. Karin ging im Viertelstundentakt nachsehen und fütterte, denn stillen durfte sie nicht. Nun waren wohl mehr Minuten vergangen...

Karin kam leichenblaß aus dem Kinderzimmer und hatte unser Kind an den Füßen gepackt. Es war blau angelaufen und wäre beinahe am Erbrochenen erstickt. Die Mutter klopfte den Po des Säuglings. Gott sei dank, das Kind schrie und bekam wieder Farbe. Ich rief sofort die Polklinik an. Ein Inder hätte Dienst und er würde sofort kommen.

Wohin mit dem Kind? Es gab in dem riesigen Eiskeller keinen privaten heizbaren Raum. Das Schlafzimmer lag oben und war nur über ein Labyrinth von Korridoren und durch den Saal erreichbar, der Ofen war nicht zu feuern, weil eine alte Hakenkreuzfahne in ihm die Züge blockierte. (Das erfuhren wir erst Jahre später beim Abriß) Das Lokal hing dicht an dicht voller Wäsche. Da konnte man einen Ausländer nicht durchführen! Also präsentierten wir unser krankes Hähnchen dem jungen Doktor auf dem Küchentisch auf einem Paradekissen, weil es hier mollig warm war und man nur hier das Kind nackt ausziehen konnte. Der Doktor tat indigniert und fragte uns, ob wir denn keinen anderen Raum hätten, um ihm das Kind zu zeigen. Hatten wir nicht. Was wußte er von unseren Sachzwängen als junge mittellose Anfänger? Keine Krippe würde uns das kranke Kind in Pflege abnehmen. Wir waren private Kneiper aus der kapitalistischen Wirtschaft. Erst kamen die Armeenutzen an die Reihe, die Kinder wie am laufenden Band produzierten, viel Geld bekamen und denen die Kinder abgenommen wurden. Wir hatten uns schon erkundigt, denn unser erster Sohn ging schon in der Kindergarten.

Der indische Arzt wies den kleinen Ulf auf der Stelle ins Krankenhaus ein. Wir gingen zu unserem Hausfotograf klingeln und er fuhr uns mitten in der Nacht mit seinem zusammengeflickten Uralttrabant nach Senftenberg. Bald würde das nicht mehr möglich sein, denn die Straße wurde demnächst gesperrt und demontiert. Der Bergbau mit der Dewastierung rückte unaufhaltsam näher.

In der Säuglingsklinik wurden Experimente mit Blutübertragungen und verschiedenen Breikonsistenzen probiert. Als wir das Kind besuchten, blickten wir von einem Podest durch eine Scheibe auf ein lebloses Etwas, dessen Köpfchen herunterbaumelte. Das Kind war zum Skelett abgemagert. Der Winzling wog noch drei Pfund und war von uns mit sieben Pfund eingeliefert

worden! Pfl egte man das Kind hier zu Tode? Wäre nicht das Weihnachtsgeschäft gewesen, wo Flaschenbierkundenschlangen bis vor die Tür standen, Billardspieler um ihre Zeche kämpften, Skatspieler grölten, Betrunkene den Spielautomaten malträtierten, die Kegelbrüder von hinten nach ihren Lagen schrieen und die Antiackselisten der ersten Stunde uns vollpöbelten, hätte die Angst um das Leben des Kindes uns wohl wahnsinnig gemacht. So stand jeden Tag einer von uns allein in dem Hexenkessel, Mutter hatte den kleinen Jörn in Obhut und der andere hastete nach Senftenberg in die Säuglingsklinik.

Der Streß verschafft sich Luft. Ich erwischte beim Bieranstecken auf der Kellertreppe den scheidenden stellvertretenden Bürgermeister mit der Sekretärin beim Geschlechtsverkehr im Stehen und wollte dem Herren mit einem gezielten Fausthieb die Meinung sagen. Der gezielte Hieb traf nicht das Kinn des koitierenden Herrn, sondern einen rostigen Deckenträger. In die Wunde des Mittelfingers drang Rost ein. Binnen Stunden hatte ich eine Sepsis. Der Star in der Poliklinik war "Messerkalle" Dr. med. Aderhold. Er operierte mich ohne Narkose und beträufelte die Wunde mit rotem Castellani. Ein Mittel gegen Fußpilz. Warscheinlich hielt er mich für ein Pferd! Die rechte Hand schwoll und drohte zu platzen. Ich mußte ins Bergmanns Krankenhaus und wurde geschnitten. Die Abenteuer dieser Tage sind eine andere Geschichte. Versehentlich getrunkenen vergällter Alkohol, der zum Kühlen gedacht war, rettete mir den Mittelfinger, der amputiert werden sollte.

Ich ging meinen kleinen Ulfi täglich besuchen und heulte heimlich an der Scheibe. "Der wird schon wieder, wir haben ihn operiert!" Wirklich, das Kind sah bald wieder wie ein Baby aus. Als ich entlassen werden sollte, stand ich zum Verabschieden nochmals auf dem Podest und bekam das Kind nicht gezeigt. Mich traf bald der Schlag. "Ist er tot?!" - "Aber Herr Acksel! Er hat zwar nichts von Ihrer Blutspende vorgestern abbekommen, aber ihr kleiner Sohn wird auch entlassen. Sie können ihn gleich mitnehmen!" Was für ein Wechselbad der Gefühle. So traf ich kurz nach Sylvester mit einem wunderbaren nachträglichen Weihnachtsgeschenk mit der Taxe zu Haus ein.

BONDE LI, DER DOKTOR AUS CHINA

(1969)

Als die Kulturrevolution durch Cina tobte, sah die Welt verständnislos zu. Jeder hielt die beispiellosen Vorgänge für etwas typisch Exotisches. Man begriff die Nachrichten nicht; zumal in der DDR alles nur gefiltert in die Medien gelangte. Das Volk kannte die Peking-Oper, bonbonfarbene Brokatstoffe und die Konservendosen mit den dekorativen Schriftzeichen.

Ende der Sechziger Jahre tauchte in Großräschen ein alter Herr auf, der vorgab vierzig Jahre Botschaftsarzt in Shanghai gewesen zu sein. Man mußte glauben, was er erzählte, denn die Wirren in China, denen er entkommen war, waren so weit weg, daß er wie ein verkalkter Märchenerzähler anmutete.

Er hatte ein Bankkonto in der Schweiz, genoß Narrenfreiheit bei den Behörden, weil er sich für die Provinz in der DDR als neue Heimat entschieden hatte. In der Großräschener Poliklinik praktizierte er ungebremst im Stil eines Kolonialdoktors der Dreißiger Jahre drauf los. Der Siebzjährige verschrieb Medikamente, die es zuletzt nach dem ersten Weltkrieg in Europa gegeben hatte. Bald war er in aller Munde und es rankten sich schier unglaubliche Geschichten um seine Haushaltsführung in einer Vierraumwohnung im Neubaugebiet.

Eines Tages stand er bei uns im Lokal und eröffnete uns jungen Wirtsleuten, er hätte von uns nur Gutes gehört. Er suche im Ort ein Restaurant mit Niveau, in dem er seine exquisiten Gäste empfangen und bewirten könne. Wir fühlten uns geehrt und ahnten nicht, welche verstiegenen Forderungen sich der Mann in seiner Weltfremdheit ausdenken würde.

So wie er seine Patienten nervte, die er mitunter stundenlang an allen Körperteilen untersuchte, auch wenn sie nur wegen einer Grippe in die Praxis kamen, so schikanierte er uns, als er glaubte, er hätte uns weichgekocht.

Äußerlich wirkte er wie ein seriöser Gentleman aus einer längst vergangenen Zeit. Seine wörtliche Rede im vertrauten Kreis war die Sprache der Kulis aus den Shanghaier Slums. So viele Redewendungen mit Fäkalien und Kloakendeutsch kannten wir als Wirte noch nicht. Selbst die

entfachsten Arbeiter, die bei uns Gäste waren, benutzten solche drastischen Ausdrücke nicht.

Der Arzt benutzte jedermann. Er war aus der englischen Botschaft von Shanghai mit dem was er tragen konnte, geflohen und nach Berlin gelangt. Er wußte genau, im Westen würde kein Hahn nach ihm krähen. Hier beeindruckte er mit acht fließend gesprochenen Sprachen (wer konnte das nachprüfen?), schillernden Geschichten, Devisen und einem horrenden Ruhegeld. Ich war sicher, vieles war nur Bluff. Beeindruckend waren seine politischen Kenntnisse über China und sein Wissen über Land und Leute.

Bonde Li, so nannte der Volksmund der Doktor aus China, residierte im Neubau in einer Wohnung, auf die eine große Familie jahrelang warten mußte. Er hatte eine Zugehfrau, die aus dem Lohnfonds der Poliklinik bezahlt wurde. Man chauffierte ihn mit einem eigenen PKW "Tatra", den der Fahrer des Ärztehauses bewegte.

Der Grandseigneur wickelte uns nur bei der ersten Begegnung ein. Der Lack des Weltmannes bröckelte in unserem kleinen Privatzimmer, das wir uns neben dem Lokal geschaffen hatten, ab und zerschmolz wie ein Trugbild.

Eine der ersten seiner Lebensweisheiten, die er pausenlos von sich gab, war: "Ich muß doch nicht die ganze Kuh kaufen, wenn ich nur ein Glas Milch trinken will." Damit beantwortete er die Frage meiner Frau, ob er in China eine Ehefrau hatte.

Als Doktor Bonde bemerkte, wie naiv und unverdorben wir waren, legte er es bei jeder unserer Begegnungen darauf an, uns in Verlegenheit zu bringen. Besondere, ja regelrecht satanische Freude schien er zu empfinden, wenn er auf seine sexuellen Praktiken ganz unverblümt zu sprechen kam.

Meine Frau weigerte sich konsequent diesen abscheulichen Menschen zu bedienen. Noch heute, fast vierzig Jahre danach, empfinde ich Groll. Ich wünsche ihm noch immer, falls er je dort angekommen ist, im Himmel jeden Tag eine Tracht Prügel.

Bonde Li betrat unser Haus als Eingeweihter. Er hatte sich über uns informiert. Er lobte sich zunächst in unsere Herzen. Wir hatten eine schwere Anfangszeit durchgestanden und dürsteten nach Lob und Anerkennung. Er wickelte nicht nur uns mit seiner Honorigkeit ein. Wie zu einem medizinischen Urgestein blickten die leitenden Ärzte aus dem Großräschener Umfeld zu ihm auf. Man hatte denen aus Berlin signalisiert, diesen Mann wie einen Krösus zu behandeln. Man ließ sich von ihm einladen, lauschte seinen skurrilen Anekdoten und Histörchen und genoß die Bewirtung im Separé.

Jede Besprechung, die so einem Essen vorausging, glich einem Ringkampf. Der alte Haudegen aus China begriff nicht, wo er angekommen war. Er akzeptierte nie die Spielregeln der sozialistischen Gastronomie. So wie er für sich als Unikat Ausnahmeregelungen in Anspruch nahm, forderte er sie für sich von uns. Das war unmöglich! Wir hatten damals die niedrigste Preisstufe, die Eins, zuerkannt bekommen und wurden nur mit Waren beliefert, die dieser Handelsspanne entsprachen. Es interessierte niemand der Sonderstatus eines Herrn Doktor Bonde. Hier nutzten ihm keine Juwelen, die er, in einem Gürtel versteckt, nach Europa geschmuggelt hatte. Er hatte Geld, aber keine Lebensart.

Ich versuchte ihm Menüvorschläge zu machen, die mit unseren Mitteln realisierbar waren. Die Spiritosen und Weine, die der Mann dargeboten haben wollte, gab es eventuell bei Hilton in Westberlin oder im Gästehaus der Regierung.

Ich sollte für ihn in den INTERSHOP einkaufen gehen. Woher die Devisen nehmen? Wenn man mich in der von der STASI überwachten Ladenkette gesehen und fotografiert hätte, wäre mein Lokal binnen Stunden geschlossen worden und ich im Knast gelandet. Wir durften Waren aus dem Delikatladen nicht verarbeiten. Es gab dafür keine Preise und keine Kalkulationen. Es fehlten die Grundlagen für die exklusiven Ideen und Ansprüche. Ich sah auch nicht ein, weshalb Herr Doktor Bonde in dem kleinen Großräschener Lokal internationale Spezialitäten der Nobelgastronomie präsentiert haben wollte.

Ich war bereit, mit den normalen Dingen, die mir zur Verfügung standen, zu zaubern. Kochkunst ist noch heute für mich, aus frischen einfachen Rohstoffen kulinarische Köstlichkeiten herstellen zu können. Jeder DDR Bürger wäre von dem, was ich da auf exotisch gequält hatte, begeistert gewesen.

Herr Bonde empfing zum Beispiel den Chefarzt der Poliklinik Dr. med. Ruhe mit Gattin in unserem neu möblierten Wohnzimmer und entschuldigte sich, keine bessere Lokalität bieten zu können. Dann machte er alles, was ich auf den Tisch stellte, vor meinen Augen und Ohren schlecht. Er sagte, es wäre auf keinen Fall, das, was er gewöhnt sei und was er hätte anbieten wollen. Als hätte man an einer Klosettpülung gezogen, rauschte sein beleidigender und diffamierender Redefluß auf die verschreckten Leute nieder, die mich entgeistert anstarrten. Wie würde ich reagieren, wenn der unverschämte Gastgeber in meinem Hause meine Mühen belohnte, indem er sagte, er müsse sich für die dilettantische Art und Weise entschuldigen, mit der der Wirt hier aufgetischt hätte?

An mir prallte die primitive, herzlose Verhaltensweise ab. Meine Frau weinte sich in der Küche die Augen aus. Die Gäste des Ungeheuers aßen, tranken und schmeckten. Sie sagten aus Angst und Verlegenheit kein Wort. Ich erfuhr später, daß man mich für meine Gelassenheit bewunderte und von der Köstlichkeit der Speisen in hohen Lobestönen schwärmte und Reklame für uns machte. Meine Fassung verdankte ich den Erzählungen meiner Mutter. Sie hatte oft von Entgleisungen der Gäste berichtet und das Verhalten von Großvater Robert Huber geschildert, das ich mir zum Vorbild nahm.

Ich empfand Freude beim Bewirten, konnte zeigen, was wir zu leisten im Stande waren. Das Echo kam später von anderer Stelle.

Ganz schlimm aber waren die ordinären Zoten, die der alte Mann zum Besten gab. In tiefster Verlegenheit verließ ich nach dem Service fluchtartig den Raum. Ich fühlte mich beschmutzt und ausgenutzt. Während man in unserem Wohnzimmer gemütlich schlemmte, wartete ich am Ruhetag bis zum Morgengrauen auf den alten harten Lokalstühlen, um die Wünsche zu erfüllen.

Wäre Bonde Li nicht zufrieden gewesen, hätte er sein Spielchen nicht zwei Jahre lang, bis zu seinem Rausschmiß ausgedehnt.

Doktor Bonde Li lud seine Geschwister ein. Er nötigte meine Schwiegermutter, die er ebenfalls mit Schmeicheleien eingewickelt hatte, seine Gäste in ihrem Schlafzimmer übernachten zu lassen. Mutter schlief bei uns auf dem Sofa. Die Gäste belegten die ganze Wohnung und erwarteten ab fünf Uhr morgens heißes Badewasser im kohlengeheizten Ofen. Ich mußte deswegen um diese Zeit in einen anderen Stadtteil laufen und mich dann noch um das pünktliche Erscheinen der verkalkten Leutchen kümmern, die sich verirrt hatten.

Kein Dank kam da an. Bonde Li nöckerte, heißes Wasser käme in internationalen Hotels aus der Wand. Er könne nur 5 DDR-Mark für diesen Service bezahlen. Er zahlte gar nichts, sondern gab meiner Schwiegermutter für drei Nächte und zwei Personen eine Tafel Westschokolade, die damals 0,90 DM kostete.

Der Arzt prunkte mit Riesenklunkern an den Fingern, die ihn, wenn sie echt waren, heute das Leben kosten würden. Wenn wir abrechneten und ich das Fahrgeld berechnete, weil ich mit dem PKW von Freunden extra für ihn zum Einkaufen nach Dresden am Ruhetag fahren mußte, knauserte er. Erst hieß es, es komme auf die Kosten nicht an. Nun war er der Auffassung, es wäre meine Sache, wie ich zu den Rohstoffen käme; ich wäre ja schließlich ein Geschäftsmann.

Bei einem zweiten Gastmahl à la Bonde wartete das Ehepaar Ruhe peinlichst berührt stundenlang auf den Gastgeber. Während der Wartezeit offenbarte man sich und sagte uns, wie sehr man mit unserer Dienstleistung zufrieden wäre.

Als ich nach einer Stunde in der Wohnung Bonde anrief, fertigte der Doktor mich kurz angebunden ab und riet, seine Gästen schleunigst zu bewirten. Als der Alte endlich erschien, kam kein entschuldigendes Wort über seine Lippen. Der Chauffeur, den er auch wie einen chinesischen Kuli behandelte, berichtete uns. Er hatte über eine Stunde im Auto vor der Tür gewartet. Bonde Li war in der Badewanne eingeschlafen. Da der Dienstbote die Macken des Brotgebers kannte, schickte er die ahnungslose Postbotin klingeln, die den Vorfall als Kollegin meiner Schwiegermutter verbürgt berichtete. Der Arzt aus China öffnete splitter nackt und bat die erschrockene Frau zum Eintritt in die Wohnung. Sie sollte dem Ekel für 5 DDR-Mark einen Scheitel ziehen. Die Postbotin lehnte empört ab und schickte den Kraftfahrer hoch. Der zog seinen Chef an und schlug vor, bei uns Bescheid zu sagen.

"Der Kaiser ist immer zwei bis drei Stunden zu spät gekommen oder man mußte mehrere Tage im Audienzsaal auf dem Fußboden zubringen, bis er seine Jünglinge durchgevögelt hatte. Ich zahle die Zeche und damit basta!" Der Mann verwechselte die Großräscherer Realität von 1969 mit dem antiken China. Seine Gäste spielten das miserable Spiel mit. Doktor Bonde Li war der Götze und Popanz, den man wegen seines Geldes hofierte und mit geheuchelten Komplimenten schmeichelte.

Als er meine Frau anpöbelte und vorschlug, sie solle sich nackt als Tischdekoration zur Verfügung stellen, war das Maß voll. Bonde Li zeigte seinen Gästen aus Bad Elster Fotos von den Gastmählern beim Kaiser, wo nackte Frauen mit Speisen und Blüten belegt auf der Tafel lagen.

Ich forderte das Ekelpaket zum Gehen auf. Die Gattin des Besuchers drückte mir entzückt von dem Rausschmiß die Hand. Auch sie fühlte sich in ihrer Würde gedemütigt und beleidigt.

Per Boten kam die Unkostenbegleichung und die Drohung einer Anzeige wegen Beleidigung. Bonde Li würde an höherer Stelle publik machen, daß ich illegal in meinen Privaträumen Gäste bewirte....

Ein Schulbeispiel für Demagogie!

DER SKALP DER OMA

(1970)

1970 wurde der Bankettraum zum letzten Mal für eine Familienfeier genutzt, bevor er in eine moderne Toilettenanlage umgebaut wurde. Wenn Wände Geschichten erzählen könnten! Zuerst war der Raum ein Billardzimmer, dann, für diese Zeiten ein ungeheurer Luxus, das private Wohnzimmer der Großeltern. Weil die Außenwand feucht war und der Ofen nicht heizte, wurde eine Abstellkammer daraus. Ich rückte den Übeln zu Leibe. Nun erlebte das Zimmer einen Höhepunkt, der seit Jahrzehnten immer wieder auf Familienfeten zum Besten gegeben wird.

Unser drittes Kind wuchs unter dem Herzen meiner Frau. Man sah es kaum, denn wir hatten uns ein Umstandskleid geleistet. Es war fürs Geschäft sehr praktisch, denn auf dem schwarzen Stoff waren Fettspritzer und Bierflecke nicht zu sehen. Leider hatte das Kleid einen Nachteil. Auf dem teuren Stoff waren kleine Perlen und Trotteln aufgestickt, die pausenlos schaukelten. Karin blieb ständig damit irgendwo hängen. Die Rückwand des Bankettzimmers war mit Ziegelfarbe knallrot gestrichen. Beim Servieren mußte sich die schwangere Wirtin zwischen Stuhlreihen und Wand durchlavieren und erschien in der Küche wie ein Pavian mit einem roten Hintern. Abbürsten half nicht: die Zeit war knapp. Meine Frau jonglierte geschickt die Suppenteller zu den Gästen ohne ihre Rückseite zu offenbaren. Dieses Manöver führte zu einem unvergeßlichen Höhepunkt. Plötzlich geriet das Vorlegen und Auftragen des Hauptganges ins Stocken. Karins professionelles Arbeiten erreichte die Qualität eines Chinesischen Schleuderservices. Man mußte fix servieren, denn die alten Porzellanplatten waren heiß und sehr schwer. Die alte Dame mit der aufgetürmten falschen Lockenpracht unter einem Haarnetz beugte sich in Unkenntnis der Gepflogenheiten beim Service nach der falschen Seite beim Vorlegen des Bratens und verfang sich mit der Perlenzier des Kleides. Die Zweitfrisur hing fest. Niemand griff helfend ein. Niemand nahm der hochschwangeren Wirtin die schwere heiße Bratenplatte aus den Händen. Niemand kam auf die Idee, auf dem Tisch Platz zu schaffen. Schlagartig verstummten alle Gespräche bei Tisch. Die Silberhochzeitsgesellschaft starrte voller Entsetzen auf die Oma.

Ein Selbsterhaltungsreflex ließ meine Frau mit einem energischen Ruck zurücktreten. Es gab keinen Platz zum Abstellen der Vorlegeplatte. So erschien die werdende Mutter wie Winnetou mit dem Skalp der Oma am Gürtel in der Küche und knallte lachend die Servierplatte auf den Tisch. "Schnell! Mach weiter; ich kann nicht mehr!"

In fliegendem Wechsel setzte ich das Bratenvorlegen im Küchenoutfit fort. Die entgeisterte Gesellschaft begriff weder, was geschah, noch bemerkte jemand, was auf seinem Teller lag. Alle starrten auf den seltsamen Kopf der Oma. Die saß wie ein verwundeter alter Krieger am Tisch. Die Stimmung schwankte zwischen Heiterkeit und Entsetzen. Der karge Kopfschmuck der Seniorin bot mit dem weißen Toupetband um die Stirn und der daraus hervorlugenden Insel von Haarbüscheln, die kerzengrade hochstanden, einen drolligen Anblick.

Kaum mit der leeren Vorlegeplatte wieder in der Küche zurück, griff ich mir die Perücke, die immer noch am Bauch meiner Frau wippte und befestigte mit flinken Fingern die Lockenillusion wieder an der richtigen Stelle.

Meine Frau klammerte sich von Lachkrämpfen geschüttelt an den Küchenherd und mußte mit einem Schnaps wiederbelebt werden. Karin war am Boden zerstört, denn ihre letzte Attacke auf einen Bräutigam war noch allzu frisch.

Da verlief eine Veranstaltung bis zur üppig bestückten Kaffeetafel reibungslos. Meine Frau warf nach dem Kaffeeinschenken ihre Stöckelschuhe in eine Ecke der Küche und ließ sich mit einem Seufzer der Erleichterung auf einem Hocker nieder. Beim Überstreifen der bequemen Pantoffeln entdeckte sie die Schüssel mit der Schlagsahne. Im Nu war die Wirtin wieder auf den Beinen und eilte mit der Sahneschüssel ins Gesellschaftszimmer.

Der Bräutigam hatte den Fehlposten auch bemerkt und eilte auf meine Frau zu. Beiden wurde der neue Marmorfußboden zum Verhängnis. Der frisch gebackene Ehemann rutschte vor der Wirtin weg und riß sie aus den Pantoffeln. Wie im Slapstikfilm sauste die weiße Fettemulsion ins Gesicht des Bräutigams. Er machte zuerst die Äugelein frei und starrte sprachlos auf die genauso wortkarge werdende Mutter.

ICH BIN EIN KIRCHENSCHÄNDER

(1970)

Die evangelische Kirche erhielt neue Milchglasfenster für die Sakristei. Die wunderschönen bleigefassten Buntglasfenster waren schon lange vorher von Rowdies durch Steinwürfe zertrümmert worden. Es regnete auf den Altar. Die Rudimente der drei Spitzbogenfenster wanderten auf den Kirchturmboden. Dort entdeckte ich die schmutzstarrenden Reste, als ich unseren Garten aus dreißig Meter Höhe fotografierte. (Ein Jahr später filmte der STASI mit Wissen des Pfarrers unsere Gartenveranstaltungen aus diesem Fenster. Das wurde aber erst nach der Wende bekannt.)

Ich wußte sofort, was man mit den alten Fragmenten anfangen könnte und bat den Pfarrer Kind um eine Schenkung. Den Gastwirt und den jungen Pfarrer verband Jahre lang eine Symbiose. Der Pfarrer besaß einen Trabant Kombi und war dem Kneiper oft als Kraftfahrer gefällig. Oft saßen die Ehepaare am Kaminfeuer und sprachen nächtelang über die Dinge des Lebens. Ich spielte für den Gottesmann die Rolle des werdenden Vaters am Telefon. Der wortgewandte Pfarrer war vor Aufregung nicht in der Lage die Entbindungsklinik anzurufen. Das Hemmnis legte sich. Während der Wende hielt Herr Kind flammende Reden von der Tribüne der Leipziger Oper und rief: "Wir sind das Volk!" Der Mann war ein menschliches Kamäleon. Er paßte sich allen Lebenslagen an.

Bei den Glasfenstern zögerte er lange. Ich wollte sie in die künstlichen Ruinen des entstehenden mexikanischen Gartens einbauen. Bei uns mußte aus Geldmangel immer improvisiert werden. Wirkungen aus dem Nichts zu zaubern war meine starke Seite. Erst eine Spende für die Kollekte überzeugte. Den Jesus bekam ich leider nicht, das gut erhaltene Mittelfenster zerschlug der Pfarrer selber. "Damit du kein Sakrileg begehst!" (Ob er hellsehen konnte?)

Er lachte Tränen, als ich am Kaminfeuer beichtete, wie wir zum Nulltarif unser Hofpflaster bekommen hatten. In der Breitscheidstraße hatte man Abwässerkanäle neu verlegt. Die alten Granitmosaiken auf dem Gehweg sollten aus Geldmangel in die Kippe transportiert werden. Betonplatten waren billiger. Das alte kostbare Pflaster wanderte eimerweise jede Nacht nach dem Toilettenscheuern auf den Hof. Der Abschnittsbevollmächtigte der Deutschen Volkspolizei, der Genosse Nielsen, beobachtete meine Aktivitäten eine Weile während der Nachtstreife und fragte mich dann, ob es nicht unauffälliger sei,

am hellen Tag zu mausen. Der Vorschlag war gut. Ich hielt mich daran und nahm den Arbeitern vom Rat der Stadt viel Mühe ab.

Wenn ich unsere drei Söhne vom Kindergarten "Am Spring" abholte, zerbrach ich mir den Kopf, wie man der schönen alten Granitkopfsteinpflastersteine habhaft werden könne, die zu Hunderten in Unkraut und Brennnesseln versteckt seit vielen Jahren lagerten. Herrenloses Gut, das ich gut gebrauchen konnte. Nach Feierabend versuchte ich es mit Hilfe meiner Frau und einer Schubkarre. Aus dunkler Verborgenheit sprach wieder das Auge des Gesetzes zu uns.

Karin erschrak, die Fuhre mit den schweren Klamotten kollerte vor ihre Füße. Nur ein kühner Sprung mitten in die Brennnesseln rettete sie vor Blessuren. Genosse Nielsen war Kumpel und Kavalier. Er schob für meine Frau die voll beladene Karre bis vor die Haustür. "Reintragen müßt ihr die Steine selber. Hier ist es mir zu hell !"

Hier half nur Geduld. Jeden Tag wurden die Kinder mit dem kleinen Zweiradhandwagen vom Kindergarten abgeholt. Stein für Stein wanderte zu uns und die Kinder lernten zählen.

Aus dem Granitsteinvorrat entstand eine mexikanisch anmutende Kulisse auf dem Hof, die ein großes Wasserbecken umrahmte. Meine Idee wurde viel kopiert. Bald war nirgends in Großräschen ein herrenloser Stein zu finden. So ging das auch mit eigroßen und faustgroßen Feldsteinen, die ich beim Verkleiden von Wänden vermauerte.

Ulrich Acksel sammelte immer etwas. Mal alte abgelatschte Holzpantinen, mal alte Schlüssel, mal wurmstichige Holzeinlegeböden von Schränken. "Der hat sie nicht mehr alle!" war eine feste Größe in der Meinung der Leute. Mochten sie kichern. Ich grundierte das antike Holz und kopierte 98 russische Ikonen. Mit Schuhcreme und Kerzenruß bekamen die Heiligenbilder Patina.

Der Gaststättendunst und der nikotingeschwängerte Brodem dunkelte die Kultbilder der orthodoxen Kirche in den folgenden 17 Jahren zu fast echtem Aussehen nach. Zwölf davon hängen noch im Treppenhaus.

Nach der dritten Renovierung der Gaststube waren Behörden und die HO-Verwaltung in Senftenberg ratlos. Mit "Ein Abend bei Väterchen Frost" begann bei uns die Ära einer völlig neuen Art der Gastronomie in der DDR. Wir hatten die Erlebnisbereichsveranstaltungen erfunden und wußten es nicht.

"Jetzt hat er aus seiner Kneipe eine Kirche gemacht!!"

Man lachte uns aus, wenn wir in Trachtenkostümen vor der Tür auf unsere Gäste warteten und sie mit Brot und Salz begrüßten. Andere führten den Westbesuch zu uns und sonnten sich mit dem Nimbus, wenn Fremde uns

lobten. Doch zunächst schämte sich die Mehrzahl der Großräschner für uns. Wie konnte sich ein sozialistischer Gastwirt so zum Affen machen! Niemand konnte wissen, daß ich 1970 schon ausprobierte, was im Jahr 2000 unumgänglich war, um erfolgreicher Gastronom zu sein. Ich wich von den Normen des Üblichen so sehr ab, daß pseudofromme Leute, wie z.B. der Kirchenrat Gröger, einst Chef des VEB Kohlehandels, all seine kriminelle Energie nutzte, um uns bewußt zu schaden. Er scheute sogar von Rufmord beim evangelischen Bischof nicht zurück. Die unglaublichen Geschichten erreichten uns auf Umwegen erst nach langer Zeit. Die Wirkungen erlebten wir hautnah.

Von märchenhaften Erlebnissen im Acksel-Haus hörten wir zum Beispiel in einem Reisebus in Jalta. Wir fuhren an der Krimküste zum Zarensommerschloß Livadia. Mitreisende unterhielten die Busgesellschaft mit Histörchen aus Großräschen. Neben uns saßen Leute, die nur Gutes über uns gehört hatten und widersprachen. 45 Ohrenpaare waren Zeugen übler Nachrede.

Wir outeten uns als die eben beschriebenen Supersäue. Eine Zivilklage hätte nur Ärger und neue Geschichten eingebracht. Die Leute waren nie Gast bei uns und suhlten sich genüsslich in Berichten, nach denen ich Frauen auf der Kellertreppe an die Wäsche ging, unter Wasser Männer unsittlich berührte, Pferdefleisch auf Chinesisch quälte oder in Frauenkleidern spazierenging.

Überführte Lügner, die man blamiert hat, verbreiten danach noch stärkeren Tobak. Wir hatten die schadenfrohen Lacher auf unserer Seite, doch der Urlaub war kaputt. Man kannte uns nun und kommentierte jedes Wimpernzucken. Solche Auftritte waren werbewirksam, denn die Neugier und negative Legenden ziehen Kundschaft magisch an. Waren dann solche Lüsternen mit ihrer Sensationsgier enttäuscht worden, erfinden sie, um sich interessant zu machen.

Man fragte uns oft (und besonders gern die Studenten der SED-Parteischule aus Großräschen-Süd) allen Ernstes, wann ich nun endlich nackt auf dem Tisch tanzen würde. Ob dieser Anblick so erotisch gewesen wäre? Ich war immer ein dicker Mann. Wie kam man zu solchen Geschichten?

Zehn Jahre, bevor durch das Travestieduo "Mary und Gordy" im Fernsehen bekannt wurde, daß es diese komische Unterhaltungsform gibt, warf man die Begriffe Travestie, Transsexuelle und Transvestiten in einen Topf. Man nannte das dann auch noch Pornographie. Keiner wußte etwas Genaues. Die schlüpfrige Szene war immer Thema Nummer Eins. Man ereiferte sich in Moral.

Als der Musiker Eberhard Franz auf dem Nachhauseweg mit dem Fahrrad verunglückte, konnte er mit Mühe die Elektroorgel spielen, jedoch nicht singen. Ich kannte sein Repertoire auswendig und sang für ihn einige Stimmungslieder. "Weshalb singen Sie nicht immer? Sie haben einen

Superbariton," lobte man. Noch in der gleichen Woche bastelten wir uns ein auf meine Stimmlage zugeschnittenes Operettenpotpourri mit frechen Blödeltexten zusammen. Der Erfolg war fast eine Sensation und er blieb keine Eintagsfliege. Ich bekam ein eigenes Mikrophon mit zehn Meter Kabel und hatte bald ein ganzes Programm.

Beim "Abend bei Vater Zille" überraschte ich unsere Gäste in einem lila Charlestonkleidchen, lila Karnevalsperücke und Schwiegermutterns besten Stöckelschuhen als dicke Dame mit Bart. Der Anblick war zwerchfellerschütternd, denn ich wirkte wie hochschwanger. Nach dem Schock kugelten sich die Leute vor Lachen. Erst kam ich ihnen als gestrenger Zeremonienmeister und dann als Ulknudel. (Immer, wenn ich heute Dirk Bach sehe, erkenne ich mich wieder.) Man traute seinen Augen nicht. Ich kam nie wieder von der Travestie los.

Noch nach über dreißig Jahren erinnern sich Gäste, die sonst alles vergessen hatten, an diese Auftritte. Man weiß nicht mehr, wie das Motto des Abend hieß, wie die Gaststätte sich nannte und was es zu essen gab, aber der dicke Wirt als Dame ist gegenwärtig. Und der Rock'n'Roll mit anschließendem Stierkampf auf der Tanzfläche!! Wie viele wohl nasse Hosen hatten, wenn ich die Frauen über der Schulter kreiseln ließ? Fehlte ein solcher Gag, war der ganze Abend kein Erfolg. Es war zum Markenzeichen geworden. (Mit 63 bekam ich die Rechnung. Totale Arthrose der linken Schulter und täglich schmerzstillende Pillen.)

Nur die, die nie anwesend waren, wetzten die Zungen wund, weil alles, was ich tat, damals zu exotisch war. Niemand nahm mir ab, bevor wir in aller Munde waren, daß alles nur geschah, um die Leute vom Saufen abzuhalten.

So erzählte man sich, ich wäre ein Kirchenschänder.

Wir wußten nichts davon und wunderten uns über das Wegbleiben von Flaschenbierkunden. Stammkunden kamen nicht mehr. Leute grüßten uns nicht. Manche sahen uns von der Seite an. als trügen wir ein Kainszeichen, ignorierten unseren Gruß.

Tuckalehmanns Witwe Erika brachte die verblüffende Erklärung. Ganz unmotiviert brach sie in unserem Garten in Gelächter aus. Sie konnte sich nur schwer beruhigen. "Kinder, Kinder, die Räschner! Jetzt weiß ich endlich was die Alte auf dem Friedhof gemeint hat. Wißt ihr überhaupt, daß ihr die Kirchenschänder seid!?" Wir mußten es nicht. Erika klärte uns auf. Sie war von einer stadtbekanntem Tratschtante auf dem Friedhof angesprochen worden. Der skurrile Sinn wurde ihr erst jetzt beim Erzählen begreiflich. Die Schwätzerin fragte sie, Kummer und Gram heuchelnd, ob sie es denn noch nicht wisse: Der Acksel sei ein Kirchenschänder.

"Gottverdammte soll er sein. Nicht genug, daß der imma nacktich auf die Tische rumhupft. Man zählt sich ja Sachn. Der schämt sich nicht." Sie spuckte gleich zweimal aus. "Unse (sie sagte tatsächlich UNSE) schenen alte Kichinbilda hatta aus der Kirche geklaut und in der Kneipe gehangn! Denkin Sie sich. In den Gortn solln auch welche hängn. Der Kirchinrot Gregor hat alles fotografiert und an den Bischof geschickt. Der Pfarrer Kind soll diswägn schon in Schwierigkeiten stecken, der hängt doch mit drinne."

Dann hätte das giftsprühende Weib, das nicht wußte, wovon es redete, sich flüsternd immer wieder umgedreht und verschlagen grinsend noch einen drauf gesetzt. "Man mechte es nicht glauben, aber die soll sogar hinter die Kichinbilda ihr Ding offen machen. Ich will ja nichts gesagt haben, aber die traue ich alles zu!"

Erika machte aus der Alten eine Karrikatur. Ich wußte sofort wer gemeint war. "Zwischen Bauschutt und Steinen, ist da Platz für Liebe?"

Das ewige Lied von den sogenannten Orgien bei uns. Diese Gerüchte trieben den STASI auf den Kirchturm und den Kirchenrat Gröger auf das Dach des Hoffmannschen Hauses, in dem er wohnte. Von allem ein wenig, nichts entsprach der Realität. Man hatte etwas läuten hören, aber man wußte nicht wo die Glocken hängen. Um im Bilde zu bleiben.

Ich hatte, sobald Zeit war, in einem alten Einwecktopf Mörtel eingerührt und einige Steine vermauert. Auf unserem ehemaligen Kegelbahndach fühlte ich mich unbeobachtet. Meine Ganzkörperbräune kam nicht vom Urlaub am Meer. Ab März turnte ich in den entstehenden spanischen Ruinen der Kulissen im Garten nur in Maurerschuhem umher. Ich bräunte bei körperlicher Arbeit und ging geduscht danach in die Küche. Wer denkt da an Spanner auf dem Nachbardach?

Kirchenrat Gröger hatte mich beim Antennenverstellen auf seinem Dach entdeckt. Mit einem Teleskopobjektiv fotografierte er mich vor den Resten der alten Bleiverglasung der Sakristei nackt beim Mauern. Die Fotos landeten beim Bischof und bei der STASI. Herr Gröger machte auch Nacktfotos unserer Söhne beim Baden und beim Hula Hoop. Die "Beweismittel" kursierten und legten offen, wer mit wem kooperierte und welche Moral diese Leute beflügelte. Herrn Grögers Mühen führten uns nicht ins Fegefeuer.

Aber er gab nicht auf. Auch sein Beinahesturz vom Dach, den die Schneegitter verhindert hatten, läuterten den bigotten Eiferer nicht.

Der Mann verhalf unfreiwillig einem unserer Erlebnisabende zu besonderem Glanz. Am "Abend bei Väterchen Frost" mußten die Gäste bei einem Spiel mit einer kleinen Bratpfanne, einem rohen Ei und etwas Margarine bei unseren Nachbarn klingeln gehen und sie bitten, das Ei in deren Küche braten zu dürfen. Der Probelauf war sehr erfolgreich und blieb dann jahrelang als

Lachnummer im Programm. Nach der erfolgreichen Rückkehr mußte der Spielkandidat berichten, wem er sein gebratenes Ei zu verdanken hatte.

Je nach der Reaktion der gestörten Nachbarn teilten wir sie in Pro- oder Antiackselisten ein. Die Spielkandidaten berichteten bei ihrer Rückkehr oft unglaubliche Situationen zum Gaudium der anderen Gäste. Die anpreschenden Eierbrater entwickelten sich im Laufe der Zeit jeden Freitag und Sonnabend zu Bürgerschrecks. Viele Anwohner riegelten um 20 Uhr ihr Tor zu, andere stellten die Klingel ab. Es gab aber in der Mehrzahl Nachbarn, die schon auf der Straße Ausschau hielten und in der Küche den Gasherd bereit hatten. Am Nikolaustag bekam, wer behelligt worden war, je nach Störungsanzahl gestaffelt, ein süßes Präsent. Frau Wagner aus der Bahnhofsstraße war da unschlagbar die Favoritin. Das Gegenteil konnte man von Herrn Gröger sagen. Er lauerte auf die ahnungslosen Spielkandidaten, um sie zu beschimpfen: "Gottlose Idioten, die im Fegefeuer schmoren werden, weil sie ihr Geld bei dem stadtbekanntem Kirchenschänder ausgaben."

Da war es! Nun wußten wir endlich, wer das Gerücht aufgebracht und verbreitet hatte. Da sein Auftritt so von der Rolle war, glaubten die Ortsfremden an eine bestellte Gaudiaktion. So doof konnte ein normaler Mensch nicht sein! "VEB Horch und Guck", wie der STASI im Volksmund genannt wurde, trieb mit uns reichlichen Aufwand. Man hinterbrachte uns hin und wieder, daß Leute mit Mikrofonen meine Texte belauschten und man getürkte Gäste ins Haus schleuste, da Kellner und Abwäscher mit ihren Aussagen wohl nicht reichten. Wie wir nach der Wende erfuhren, wollte man unlautere Geschäftsmethoden feststellen.

Wen man auch ansetzte, er konnte nur berichten, daß unseren Gästen für 15 DDR-Mark ein reelles Menü serviert wurde, das nirgendwo in der DDR eine Entsprechung hatte. Man lachte jeden Abend ausgiebig über niveauvolle Gags, die das Ziel verfolgten, die Menschen vom grauen Alltag abzulenken. Man konnte bei unseren Kindergeburtstagen für Erwachsene jeden Abend wildfremde Leute in Superstimmung bei Spiel und Spaß kennen lernen. Ich spielte in wechselnden Kostümen den Maître de Plaisir und steuerte das Geschehen. Man wurde diskret vom Saufen abgehalten ohne gegängelt zu werden.

Es gab keine Geheimnisse, die nicht jeder sehen, riechen, fühlen oder schmecken konnte.

Trotzdem erschien während eines laufenden Programms unangemeldet eine Kommission von sechs Prüfern. Die Leute hatten hinter den Bäumen versteckt auf der Lauer gelegen, bis 100 Gästen das Essen aufgetragen worden war. Man untersuchte mehrere Stunden lang, während ich sang oder mit den Gästen meine Spielrunden zelebrierte, nicht nur die Kalkulation des Abendmenüs. Ich mußte mein gesamtes Buchwerk aus der ersten Etage

anschleppen und rückwirkend über zehn Jahre aus dem Stegreif Rede und Antwort stehen. Zwischen Showeinlagen, Braten und Bedienen verlangte man Beweise für die Betriebsgenehmigung, die Preiseinstufung, die Hygienebedingungen. Man studierte zwölf Gästebücher und Dokumente, Warenlieferungen und Personalverträge. Das Haar in der Suppe war nicht zu finden. Vierzig Punkte waren abgearbeitet und nur ein negativer Satz: "Schade, daß man Sylvester nicht im Hause knallen durfte! War aber trotzdem ein toller Abend", stand da.

Wie sich nach Jahren herausstellte, waren wir in der DDR eines der wenigen Häuser, die ihre Gäste nicht nach Hause schickten, als überall die Lichter ausgegangen waren. Europa versank im Schnee und wir feierten bei Kerzenschein und Akkordeonmusik.¹

Die nervösen Kontrolleure hatten ihre Daseinsberechtigung verloren. Es mußte ein Erfolgserlebnis her! Ich lieferte es, als der Reiseleiter bezahlte. Der Firmenstempel lag wenige Minuten unbeaufsichtigt auf der Theke. Ein Lichtblick! Das stand als einziger Mangel im Protokoll.

Die Leute gingen mit Grimm und saßen am längeren Hebel. Ich wurde wenige Wochen später wegen "Rassen- und Völkerhetze" vor ein prominent besetztes Gremium bestellt. Anklage wegen Gefährdung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit. Doch das ist eine neue Geschichte.

¹ In strengen Wintern gab es in der DDR Energieprobleme. Einer der Gründe war, daß wegen des gefrorenen Bodens die eigene Braunkohle nicht abgebaut werden konnte. Die Folge waren weiträumige "Flächenabschaltungen" des Stroms.



ACKSEL-HAUS GROSSRÄSCHEN
Mexikanisches Bad mit Dachgarten

LÖWENJAGD AM HEILIGEN ABEND

(1974)

Einen Tag vor dem Heiligen Abend schaffte es die klapprige Fuhre aus Berlin bis vor die Haustür in der Bahnhofstraße. Das altersschwache Auto von Peter M. gab den Geist auf und war bald genau vor dem Parkverbotsschild zugeschnitten. Dem Bohemien, seiner Geliebten und den frühreifen Töchtern aus Ehen mit anderen Frauen war dies gleichgültig. Man zog in die Dachstuben des elterlichen Hauses und quartierte die Oma, die in Jugendjahren den ersten Präsidenten der DDR, Wilhelm Pieck, aus dem Gefängnis befreit hatte, auf ein Sofa im Wohnzimmer um. Mit dem Schuldenpeter, wie der ungeratene Sohn des einstigen mächtigen Energieministers der DDR in Großräschen genannt wurde, zog ein junger Löwe mit ins illegale Quartier auf der Flucht vor den Gläubigern. Man hatte das Tier als schlafenden Hund deklariert aus Polen mitgebracht.

Am Morgen des Heiligen Abends machte der Abschnittsbevollmächtigte der Deutschen Volkspolizei, Moppelchen wegen seiner Körperfülle gehänselt, seine Runde. Er klingelte wütend in der ersten Etage bei Herrn Dr. Dr. M..

Der Löwe Akbar war auf seinem Schlafplatz in der Diele schon lange wach und begrüßte das ahnungslose Auge des Gesetzes beim Aufklinken der unverschlossenen Wohnungstür, in der Hoffnung auf einen Spielgefährten, mit einem freundlichen Zwicker ins Hosenbein. Wer im Morgengrauen einem Falschparker ein Ordnungsgeld abknöpfen will und auf nüchternen Magen von einem Löwen gebissen wird, den verlassen die Sinne für ein paar Minuten. Der Polizist schlug in der Diele lang hin. Akbar entwischte inzwischen gelangweilt die Treppe hinunter durch die offene Haustür in den Flockenwirbel.

Als die Oma aufs Klosett mußte, das auf halber Treppe in einem Anbau zu erreichen war, stolperte sie über den fremden Mann in Uniform. Die beherzte alte Dame dachte, der Löwe hätte den Polizisten totgebissen und schrie gellend. Peter, der Lebenskünstler, eilte im langen Nachthemd schlaftrunken herbei. Er überblickte sofort die Lage. Schnell schlüpfte er in seine Trainingshose und ging in Filzpantoffeln auf Löwenjagd.

Der Rest der Familie M. holte den ohnmächtigen kugelrunden Mann ins Bewußtsein zurück.

Inzwischen suchte Peter die Bahnhofs-, die Breitscheid- und die Gartenstraße nach dem Wüstentier ab. Jeder, den er nach einem entsprungenen Löwen fragte, hielt ihn selbst für irgendwo entsprungen. Der Berliner fand das Tier im alten Ehrenhain. Der kleine Park, der um 1900 ein Friedhof gewesen war und dann von den Nazis als Kultstätte gedient hatte, war tief verschneit. Der Löwe tollte im Schnee umher. Kinder hatten gleich am Eingangstor einen Schneemann gebaut. Mit dem Topf der Figur im Maul hobste der König der Tiere auf seinen Herrn zu und freute sich, endlich einen Spielgefährten zu bekommen. Alle Passanten, die in den Morgenstunden zur Post eilten, um letzte Paketsendungen abzuholen, ergriffen die Flucht. Jeder geriet in Panik, wenn er begriffen hatte, daß ein lebendiger Löwe in Großräschen frei herumlief. Die Post war voller verängstigter Menschen, die hier Schutz suchten. Die Kollegen meiner Schwiegermutter glaubten den Unfug nicht, alarmierten aber trotzdem den ABV. Der meldete sich nicht am Telefon, weil er gerade bei Familie M. mit einem starken Kaffee seinen Schrecken unter Kontrolle brachte.

Wenige trauten ihren Augen und noch weniger Leute hatten den Mut zu überprüfen, ob man nicht doch einer Täuschung zum Opfer gefallen war. Endlich kam einer angeprescht, der sich im Postamt noch vor Lachen bog. Er lockte den Troß Schaulustiger vor das Parktor. Hinter dem gewaltigen Eisengitterportal, das wie eine Käfigtür wirkte, kämpfte Peter M. wie ein Löwenbändiger mit Akbar. Eine dramatisch komische Szene spielte sich ab. Der Mann zerrte an der Mähne, doch der Löwe wich keinen Zentimeter von der Stelle. Er stemmte sich mit vier Pfoten gegen den glatten Schneegrund. Beherrzte Leute hatten das Parktor inzwischen geschlossen und man drängte sich, wie bei einer Showvorführung im Zirkus.

Vor Wut schäumend zog sich der Löwenbesitzer seine Trainingshose aus und verknotete sie als Nothalsband dem widerstrebenden Tier am Kopf. Peter M. schleifte schweißüberströmt seinen Akbar 300 Meter durch den Schneematsch nach Hause. Heute ist da ein Hotelbetrieb untergebracht und kein Gast ahnt, welche Komik hier geboten worden war. Die Großräschner bildeten in angemessenem Abstand einen Spalier und sparten nicht mit schadenfrohen Sprüchen. Der Anblick war unvergeßlich und wurde bald übertrieben und ausgeschmückt verbreitet: Langhaariger, spindeldürrer, barfüßiger Mann, dessen Pantoffeln bei der Jagd verloren gegangen waren, im Nachthemd mit einem jungen Löwen im Schlepptau.

Grotesken sind noch steigerungsfähig. Am ersten Weihnachtsfeiertag waren die Getränke bei unseren Nachbarn ausgetrunken. Peter M. legte seinem Akbar ein Halsband um und ging mit dem Löwen an der Leine zu uns Flaschenbier kaufen. Wer je versucht hat mit einem Löwen Gassi zu gehen (ich habe es ausprobiert), wird wissen, nicht der Mensch bestimmt, wo es lang geht!

Das Restaurant war zwischen Frühstück und Gänsebraten bis auf dem letzten Platz mit Frühschoppengästen besetzt. Die üblichen Suffköpfe umstanden die Theke, als Herrchen und Löwe eintrafen. Die Gästeschar erstarrte augenblicklich zu Bildsäulen. Akbar legte sich gelangweilt vor die Theke und erfüllte den tabakgeschwängerten Kneipenmief mit Raubtierparfüm. Die Flatulenzen der Großkatze trieben mir die Tränen in die Augen. Das Vieh begann mit einer ausgiebigen Fellpflege und zeigte, daß es sich hier wohlfühlte. Das genaue Gegenteil empfanden die Gäste.

Die sprachlose Lethargie der Menschen löste sich in ein Raunen auf, das man mit "Zahlen bitte!" deuten konnte. Das Entsetzen auf den Gesichtern verwandelte sich sofort in Schadenfreude, als der nächste Flaschenbierkunde das Lokal betreten wollte. Es ging wie im albernsten Slapstickfilm zu. Tür auf. Blitzschnell Tür wieder zu. Kopf in Zeitlupe noch einmal im Bild. Frage durch den Spalt: "Ist der echt?!" Peter M. lässig von der Theke, an die er sich rüpelhaft gelehnt hatte und ein Bier austrank, das er nicht bestellt hatte. "Der beißt nur Kommunisten!" Das sollte ein Witz sein. Da fast alle Gäste eilig zahlen wollten, wurde es peinlich, denn so viele Kommunisten gab es damals auch in Großräschen nicht. Ich bat Peter zu gehen. Der Löwe wollte jedoch nicht. Auch als die Flügeltüren vom Lokal und von der Haustür weit geöffnet einen unkomplizierten Abgang möglich machten, blieb das Tier stur.

Was Menschen nicht zuwege brachten, schaffte unsere Katze Piepelchen. Sie wurde vom Löwenduft alarmiert und stieg unter Gähnen und Dehnen von der Ofenbank. Dann schritt sie auf den Löwen zu und fauchte ihn in einer Lautstärke an, als wenn ihr jemand auf den Schwanz getreten hätte. Akbar erschrak vor der kleinen schwarzen Katze und machte sich mit großen Sätzen aus dem Haus. Peter M. hing an der Leine und wurde mit seinen leeren Bierflaschen scheppernd hinterhergezogen. Ich schloß die Türen und fragte nach einigen Schrecksekunden meine Gäste: "Will noch jemand zahlen?"

Eine Lachsalve war die Antwort. Man hatte plötzlich ein famoses Gesprächsthema zwischen Frühstück und Gänsebraten.

EINE SCHNEEBALLSCHLACHT IST LUSTIG

(1975)

Bei uns gab es zum ersten Mal zu Weihnachten "Familienleben auf Kommando". Diesen Begriff prägten die drei Söhne, als sie im Oppositionsalter waren und die Zwänge des Geschäftslebens noch nicht verstanden haben.

Bevor Wochenende für Wochenende Reisebusse aus der ganzen DDR anrollten, um einen bunten Erlebnisbereichsabend in unserem Hause zu erleben, füllten Brigaden aus den Betrieben des Umfelds, Vereine und private Gesellschaften unseren Terminkalender aus. Weihnachten non stop begann immer früher. War das Fest dann tatsächlich zum Greifen nahe, nadelten die Dekorationen im Lokal und unser Bedarf an Weihnachtsliedern war gedeckt. Wir schlossen am 23. Dezember das Geschäft und begannen mit verteilten Rollen eine Generalreinigung der Räume. Alle drei Söhne, die im Alter von 12, 9 und 6 Jahren waren, halfen freudig mit. Ohne sie wäre die Logistik des Ablaufs gar nicht möglich gewesen. Sie erledigten Botengänge und Besorgungen, wuschen Gläser und Geschirr oder erledigten selbständig viele der notwendigen Arbeiten. Manchesmal rissen sie sich regelrecht um Aufgaben, um uns Freiräume zu schaffen, in denen wir uns ihnen widmen konnten. Wir brachten am 23. Dezember in den Geschäftsräumen die Sylvesterdekorationen an und deckten die Tische festlich ein. So mußten dann nur noch die Speisen zubereitet werden.

Unsere Privaträume in der ersten Etage waren schon Tage vorher weihnachtlich geschmückt, die Geschenke verpackt; sogar die Braunkohlenbriketts zur Befuerung der Warmluftheizungen standen in Eimern und in einer alten Truhe bereit. Weihnachten gehörte dem Fernseher und den Familienlustbarkeiten, zu denen sonst keine Gelegenheit war. Es gab keinen Straßenverkauf an Flaschenbier mehr, die grölenden und aggressiven Billard- und Skatspieler waren schon in den ersten Jahren weggeblieben und drohten uns noch immer mit dem Untergang durch ihren Boykott. Wir waren für eine Woche privat, wie jedermann.

Es schneite auch in diesem Jahr pünktlich zur Weihnachtszeit. Der Garten mit dem großen Schwimmbecken sah, als die Beleuchtung eingeschaltet wurde, wie ein Feenpalast aus. Ich ging immer wieder zum Schlafzimmerfenster, um mich an dem Anblick zu erfreuen. Die Jungen waren mit ihrer Arbeit fertig und fragten zuerst mich, ob sie im Garten eine Schneeballschlacht machen dürften. Schon früher hatten sie das ausgiebig getan und dabei den Garten total verwüstet. Ich wollte über die Feiertage den Zauber erhalten und appellierte an ihre Vernunft ohne ein direktes Verbot auszusprechen. Die Jungen waren unsicher und holten sich von der Mutter den Freibrief. Meine Frau reagierte fast wörtlich identisch. Sie wollte kein Spielverderber sein und schickte sie nochmals zu mir. Das war zu riskant. Keiner der Eltern hatte nein gesagt. So ging die wilde Schlacht los. Ich saß am Schreibtisch meines Büros und machte das Buchwerk, wie immer, tagfertig. Von unten drangen die Schreckensschreie meiner Frau nach oben. Drei Stufen überspringend lief ich hinunter und sah, wie Jörn den leblosen, stark blutenden Ulf auf beiden Armen aus dem Garten ins Haus trug. Keiner der Drei konnte uns sagen, was passiert war. Alle drei standen unter einem Schock. Auch der rasch herbeigeeilte Arzt wußte nur festzustellen, daß der Verdacht einer Gehirnerschütterung bestand. Die Kopfwunde wurde versorgt. Das Kind landete nach einem heißen Bad im Bett. Nun war wieder mein kriminalistischer Instinkt gefragt. Ich schaltete die Gartenbeleuchtung ein und fand eine Wüstenei vor. Es sah tatsächlich wie nach einer Schlacht oder einem Erdbeben aus. Jörn hatte im Hof einen Schneemann gebaut und war nach dem Schrei der beiden jüngeren Brüder zum Türmchen geeilt. Er fand Ulf in einem Schneehaufen stark blutend und leblos vor. In der Dunkelheit gaben die Spuren nichts her. Am Heiligen Abend früh forschte ich im Garten weiter. Ulf wußte von nichts, Tilo hatte Angst und redete nur dummes Zeug, was sich dann als die reine Wahrheit entpuppte.

Bevor der Durchgang zum Nachbargrundstück mit einer Wand vermauert wurde, gab es ein Tor. Damit der Durchgang nicht weiter einseitig durch den Aschetransport des Nachbarn verschmutzt werden konnte, stapelte ich mehrere Lagen gehacktes Holz davor. Der Holzberg war, wie alles andere auch, verschneit und von den Kindern als Rodelbahn benutzt worden! Die beiden Jungen waren ohne zu überlegen auf die angrenzenden Dächer geklettert und mit dem Schlitten zu zweit das Kegelbahndach, das nachfolgende Remisendach des Nachbarn zu unserem Dekorationstürmchen und von dort über den Holzstapel nach unten geplumst. Das Holz hatte sofort nachgegeben und den vorn sitzenden Ulf mit dem Kopf auf die Betonplatten der Terrasse schlagen lassen, Tilo war auf seinen Bruder geprallt und weich gefallen. Ich verfolgte die Blutspur

rückwärts und kam zu dem Schluß, daß hier ein Schutzengel bereit gewesen war. Sie hätten beide tot sein oder Brüche davon getragen haben können. Da nützte nun kein Zetern mehr! Ich schritt zu einen gemeinsamen Ortstermin und machte den Kindern ihren Leichtsinns klar.

Der Schlitten hatte den Unglückssprung überstanden. Am ersten Feiertag brach die Familie zu einem Winterausflug zum Ascheberg an der Eisenbahn auf. Wir rodelten das Hügelchen hinunter. Die Filmaufnahmen zeigen noch heute, das selbst ein kleiner Huckel für ungeübte Rodler Gefahren birgt.

LASS DICH ÜBERRASCHEN!

(1976)

Wochenlang saß unsere Mutter appetitlos am Tisch, quälte sich, weinte. Sie hatte Krebs und eine Brustamputation war überstanden. Die Chemotherapie schlauchte sie. Wir konnten nicht helfen. Für die ganze Familie eine Belastung. Karins Mutter war durch ihre frühe Witwenschaft schon eine unglückliche und auch ungerechte Frau geworden. Nach der schrecklichen Diagnose spann sie sich in ihre Krankheit ein, wie in einen Kokon. Obwohl sie bei uns von allen umsorgt lebte, mit kleinen Aufgaben betraut wurde, um ihr nicht das Gefühl zu geben, zur Last zu fallen, war sie nicht wirklich in den hektischen Tagesablauf zu integrieren. Wenn man sah, wie die einst robuste Frau verfiel, im Essen stocherte, wo sie sonst von allen noch die Reste verputzte, um nichts umkommen zu lassen, zog sich die Seele zusammen.

Der Muttertag rückte näher. Ich grübelte, obwohl sie mir immer die Rolle des bösen Schwiegersohnes zugedacht hatte, um eine außergewöhnliche Überraschung für unser Elschen auszuhecken. Auch die gestreßte Familie sollte ihren Spaß haben. Meinen Plan kann ich niemandem zur Nachahmung empfehlen. Überraschen ist Schwerstarbeit, die mit Undank und Argwohn belohnt wird. Bis es soweit ist, fühlen sich die, die man überraschen will, hintergangen, belogen und betrogen. Eine Kettenreaktion von Mißverständnissen mäht den Überrascher nieder und stellt ihn in schlechtes Licht, weil er nicht reden kann.

Meine Logistik stieß pausenlos an Hindernisse. Der Plan sah vor, auf der Terrasse des Altdöberner Schlosses eine Familienkaffeetafel unbemerkt aus dem Nichts entstehen zu lassen. Wo einst die Grafen Watzlau gespeist hatten, wollte ich Tischlein deck dich spielen. Es galt eine ahnungslose Familie unter einem Vorwand in den Schloßpark des Nachbarortes zu locken, vorher alle Gartenmöbel unbemerkt mit den erforderlichen Utensilien dorthin zu transportieren und natürlich heimlich die Leckereien vorzubereiten und so zu verstauen, daß niemand etwas mitbekam. Im Fernsehen arbeiten ganze Mitarbeiterstäbe an solchen Gags. Ich zog lauter Nieten. Gleich die erste Hilfe, einer unserer Aushilfsabwäscher, ging auf den Rummel und ließ mich im Stich, als ich am Ruhetag mit den Möbeln und den Requisiten nach Altdöbern abfahren wollte. Es war schon eine

Leistung das Haus unbemerkt mit der Fuhre zu verlassen. Ich mußte vor Ort meine Utensilien in den Rhododendrensträuchern in Terrassennähe verstecken. Wie Emil Zatopek spurtete ich los, wenn die Luft rein war. Nun hatte ich Möbel, Geschirr, Leuchter, Tischwäsche, Kofferradio und Geschenke im Gebüsch, aber die nächste Pleite rückte an. Der Kellner weigerte sich, löslichen Westkaffee aus dem Intershop zu besorgen. Ich mußte in der Nachbarschaft betteln und pumpen gehen.

Da Mutter die Königin des Events sein sollte und niemand vom Personal eingeladen werden konnte, aber einige hinter den Kulissen helfen sollten, siegte die Mißgunst. Man war sauer und streikte. Man gönnte der Altchefin die Freude nicht. Nun gerade!! Unsere drei Söhne, die keinen Bock hatten, zu den Altdöberner Parkfestspielen zu fahren, wurden von den Mitwissern bestärkt, die Idee doof zu finden. Es war ja auch nur ein Vorwand. Es blieb mir nichts anderes übrig, als den Ältesten einzuweihen. Vielleicht habe ich da ein bisschen an seiner Lebensplanung gedreht? Wer konnte 1976 ahnen, daß er einmal ein dienstbarer Geist des Partyservices im Berliner KaDeWe werden würde? Als Jörn hörte, daß in Wahrheit für die vergötterte Omi ein Fest in den Ruinen des Schlosses organisiert wurde, flutschte alles wie am Schnürchen. Nur die Großmutter verschaffte sich böse Minuten mit dem Mißtrauen, das ihre kranke Seele marterte, als sie die Tür zur privaten Küche verschlossen fand. Woher sollte sie ahnen, daß ich dahinter für sie backte, briet und Sahne schlug? Mitten im Sandwichanrichten hörte ich, wie sie aufgebracht drohte, nicht ins Auto steigen zu wollen.

Es gab noch eine Menge Steine im Weg, bis die Fuhre verladen war und in Richtung Schloß abfahren konnte. Nur das Wetter war nicht gegen mich. Unterwegs fingierten Jörn und ich abgesprochen Bauchschmerzen, um uns in die Büsche schlagen zu können. Während die Ahnungslosen rund um den See schlenderten, raste Jörn mit dem Inhalt des PKW zur Schloßterrasse. Dazu hatte ich unseren kleinen Zweiradhandwagen auch im Gebüsch deponiert. Ich holte die Requisiten aus den Sträuchern und baute in der barocken Kulisse die Tafel mit allem Pipapo auf. Ein Bewohner des Nebengebäudes brühte für uns den löslichen Kaffee auf und spendierte noch von der Hausschlachtung frische Grützwürstchen.

Als Mutter mit meiner Frau und den anderen Söhnen nach uns suchten, fanden sie mich weisbehandschuht im Dinnerjacket lässig am Geländer der Terrassentreppe lehnen. Ich lud zu Tisch und zündete zwei fünfarmige silberne Leuchter an. Nun begann erst einmal eine Massenheulerei.

August der Starke, der bei seinem Finanzminister Watzlau und bei seinem Premier, dem Grafen Brühl in Pforten vor einigen hundert Jahren auch hier

getafelt hatte, hätte genauso gestaunt, wie meine Familie. Die illuminierte Szene war filmreif und wurde auf Achtmillimeter-Schmalfilm festgehalten. Man kann heute nur nicht hören, daß vom Koffertonbandgerät die Kleine Nachtmusik ertönte. Nach Mutters Leib- und Magenstück zirpten Mantovanis Zaubergeigen. Die Damen fanden auf ihren Plätzen ein Fläschchen "Tosca".

Was für ein Lohn! Mutters Gesicht verjüngte sich in Sekunden. Ihr erster Satz: "Wißt ihr, wie froh ich bin, daß ich endlich eine plausible Erklärung habe und endlich diese Heimlichkeiten aufhören!"

SIND SIE NICHT
DER HEXER AUS ROTHENBURG?

(1977 und 2000)

Kaum hatte der Bürgermeister den Christstollen auf dem Forster Weihnachtsmarkt angeschnitten, wir nippten die ersten Schlucke vom süßen Glühwein, da hörte ich eine Frau neben mir sagen: "Das ist er!" Sie tippte ihrem Mann auf die Schulter und wies auf mich. Der prostete mir mit seinem Becher zu.

"Herr Acksel?" Ich nickte und erkannte ihn nicht. "Sind Sie nicht der Hexer von Rothenburg? Ich wollte Sie schon vor Jahren ansprechen. Wir laufen uns ja ständig über den Weg. Ohne Sie wäre Weihnachten 1977 ausgefallen!"

Die Welt ist ein Dorf. Vor dreiundzwanzig Jahren war ich Soldat der NVA in Rothenburg bei den Fliegern. Über die Weihnachtsfeiertage hatte man mir die Leitung des Kontrolldurchlasses zugeteilt. Mich wunderte das, denn ich hatte während meiner Wehrdienstausbildung als Reservesoldat schon ein halbes Jahr lang durch meine Eulenspiegelereien meine Kameraden und Vorgesetzten verunsichert. Niemand wußte, woran er mit mir war. Ich gehörte nicht zu den Duldern. Da ich oft die Befehle im Wortsinn ausführte und so Absurditäten bei der Armee deutlich machte, hatte ich die Lacher im Objekt auf meiner Seite, mußte aber auch einige Bestrafungen dafür hinnehmen. Mich ärgerte Machtmißbrauch. Dies hatte den Mann auf dem Weihnachtsmarkt bewogen, nach so langer Zeit nochmals "Danke" zu sagen.

Unser Uraltfall wird wohl nie unaktuell werden. Obwohl nicht weisungsbefugt am KDL (Kontrolldurchlaß), tauchte der Feldwebel Mittelzwey, der "Kaputte", im Wachhäuschen auf und schikanierte uns. Mit nur drei Soldaten besetzt, gleitende Weihnachtsschicht rund um die Uhr und über Weihnachten Nonstopwache! Es war nur der Kommandeur zuständig. Wir ließen den Mann das merken. So suchte er sich seine Opfer unter den Ausgangsheimkehrern, die durch den Alkoholgenuß gehandikapt waren. Er erwischte den Mann vom Weihnachtsmarkt, der damals neunzehn Jahre alt war, mit drei Flaschen Bier und einem Fläschchen Pfefferminzlikör. Der Soldat mußte sich im Wachraum auskleiden, um sich einer Kontrolle der Anzugsordnung zu unterziehen. Ich kicherte, um abzulenken: "Huch, ein nackter Mann!" Schon wieder ein Verstoß! Der

Durchsuchte hatte keine langen Unterhosen an, sondern trug gegen die Vorschrift grüne Turnhosen. Nun kam als "Maßnahme" ein Protokoll, der "Alk" und der Urlaubsschein für die Feiertage wurden konfisziert. Ich reagierte spontan. Unbemerkt von den beiden Wachhabenden versteckte ich die Schnapsflasche in der Asche unseres kleinen eisernen Öfchens und legte nach kräftigem Durchkrücken zwei Kohlen nach.

Während des Herrenstriptease achtete niemand auf mich. Ich erwartete einen Knall und eine Stichflamme. Doch die Asche isolierte den Korpus delicti. Ungläubig starrte der "Kaputte" auf den Schreibtisch, wo soeben noch der Pfefferminzlikör neben den drei Bierflaschen gestanden hatte.

"Wo ist der Alkohol? Niemand rührt sich!"

Ja wo war er denn? Ich suchte fleißig mit. Wir krepelten die Wachstube und den Schlafraum um, wurden abgetastet, leerten Kohlenkasten und Papierkorb, rückten die Spinte ab. Der Feldwebel tobte und beklopfte die Dielen. Es war ein Affentheater. Als Tischschübe und Gardinenstangen, Deckenverkleidung und Dachrinnen, Winterstiefel und unsere fünf Körper zum zweiten Mal gründlich, aber vergebens, untersucht worden waren, gab der "Kaputte" auf und gab dem völlig demoralisierten Soldaten aus Forschte seine Urlaubspapiere zurück. Mittenzwey war aschfahl. Er zerriß das Protokoll und verließ mit den drei Bierpullen unser Refugium. "Abtreten! Ich kriege euch noch!" drohte er.

Wo war die Schnapsflasche? "Ein Wunder", bemerkte ich albern. Nun begannen wir nochmals zu suchen, denn irgendwo mußte die Pulle doch sein. Selbst die Stellen, die der Feldwebel nicht kannte, ergaben kein Resultat! Die Nacht kam. Ich saß im recht kühlen Wachzimmer freiwillig fünf Stunden am Telefon, versah mit geschulterter Waffe den Außendienst an der Schranke, machte die Meldungen und ließ meine beiden Kameraden schlafen. Zeit genug, um die Flasche aus der Asche zu fingern und in der Regenrinne nach dem Erkalten zu säubern. Es gab nicht mal Spuren am Etikett. Als ich meinen Schützling zum Urlaubsantritt am Vormittag anrücken sah, rief ich ihn in die Wachstube und übergab ihm sein Eigentum, das hinter der Gardine deponiert bereitstand.

"Nochmal Glück gehabt, du hast was vergessen Gefreiter!" Er nahm die Pfeffiflasche und begriff nichts.

"Wie hast du das gemacht?" Wollten auch die Kameraden wissen. "Kannst du hexen?"

"Wenn ich aus dem Urlaub komme, gebe ich einen aus. Danke!"

"Und schöne Weihnachten!" wünschten wir uns gegenseitig.

Ich hatte meinen Spitznamen weg, denn nach der Manier der Illusionisten verriet ich nichts. Enttarnte Tricks sind wie schales Bier, weil sie oft so ganz einfach sind.

DIE HAND VOM WEIHNACHTSMANN

(1977)

Als die Enkel kamen und den Weihnachtswunsch äußerten, den richtigen Weihnachtsmann kennenzulernen, fiel mir eine Geschichte ein:

Unsere Söhne Jörn, Ulf und Tilo, 46, 43 und 40 Jahre alt, meinten, als sie neun, sechs und drei Jahre waren, Weihnachten sei ja nur ein ganz großer Beschiß. Eine verfrühte Erkenntnis, fand ich und keine schöne Grundlage für spannende Feiertage. Ich beschloß unseren Söhnen eine Lehre zu erteilen. Das war so gründlich, daß die erwachsenen Männer noch heute felsenfest behaupten, sie hätten die Hand vom Weihnachtsmann gesehen.

Mitten im Zentrum der kleinen Lausitzer Stadt lag ein Bauernhof. Uns direkt gegenüber gab es Pferde, Kühe, Federvieh, Hunde, Schweine und jede Menge Katzen. Die drei Kinder wuchsen mit Tieren auf, denn sie trugen täglich die Bioabfälle aus der Gaststättenküche über die Straße und ernteten frische Eier, mal ein junges Kätzchen oder, wenn geschlachtet wurde, Grützwürstchen.

Der Bauer hatte vier stramme Söhne und die waren alle bei uns gute Gäste. Ich bat den Ältesten, bei uns den Weihnachtsmann zu spielen, weil ich den Kindern den romantischen Zauber lange erhalten wollte. Meine Frau und ich sammelten alle demolierten Spielsachen ein. Auch was noch im Gebrauch war, verschwand und wurde in einem Sack versteckt.

Wir hielten unsere Jungen an, zu Heilig Abend Wasser vor die Tür zu stellen und einen Sack Heu zu besorgen, damit die Rentiere des Weihnachtsmannes bei uns eine kurze Rast einlegen und ein wenig verschnaufen könnten. Am Abend vorher war viel Schnee gefallen. Ich war mit dem Schneeschieber in der Nacht vor dem Haus tätig und entdeckte im Kinderzimmer noch Licht. Ich polterte im Treppenhaus und schüttete eine Ladung Kohlen in einen anderen Eimer. Dann klopfte ich mit einem Kohlenhandschuh gegen die Glasscheibe des Kinderzimmers. Mit verstellter Stimme sagte ich: "Artige Kinder schlafen um diese Zeit!" Im Nu war das Licht gelöscht und Stille im Haus.

Das wiederholte sich am Weihnachtsabend. Die Kinder sahen eine Riesenhand an der Scheibe von hinten beleuchtet. Nach drei Schrecksekunden rasten die Kinder die Treppe hinunter. Ich hatte noch Zeit, den Handschuh im Kohlenkasten verschwinden zu lassen.

Das Heu war weg, das Wasser ausgesoffen, Spuren im Schnee. Vor der Tür stand ein alter Sack mit den Müllspielzeugen der Söhne. Jörn beguckte sich die Pferdeäpfel und die Spuren im Schnee. "Der hat ja gar keine Rentiere! Das sind Pferdeäpfel!"

Während der kleine Ulf den lehrsam gedachten Gag mit dem Spielzeug noch nicht verstand, sondern sich über seine kaputten Sachen freute und sofort damit zu spielen begann, meinte Jörg tief enttäuscht: "Wenn der nicht selber vorbeikommt, glaube ich nicht mehr an den Weihnachtsmann! Wenn ich auch seine Hand gerade gesehen habe!"

Und schon schlurfte der Weihnachtsmann um die Ecke. Ein Bild des Jammers. Er trug noch einen Sack und war ellenlang und spindeldürr, genauso wie Eckehard Matschke, der älteste Sohn vom Bauern gegenüber. Er trug den alten roten Mantel seiner molligen Mutter. Eine Larve verdeckte sein Gesicht. Er spielte den bösen Weihnachtsmann. Klein Ulf fürchtete sich und pullerte in die Hosen. Klein Tilo schrie aus Leibeskräften. Jörn beäugte die Jammergestalt mit skeptischem Blick. Die viel zu kurzen Ärmel überführten den dilettantischen Darsteller drei Tage später an der Theke beim Flaschenbiereinkauf. "Den grünen Pulli hattest du Heilig Abend ooch an. Es gibt doch keen Weihnachtsmann! Ich habs ja imma gewußt!"

Im Moment schwieg er, um seinen kleinen Brüdern den Spaß nicht zu verderben. Im Sack waren nur praktische Dinge und Leckereien. Trotzdem wurde kein Murren laut.

"Im Schlafzimmer muß noch was sein. Wozu durften wir denn wochenlang da nicht hinein und heute wurden wir sogar mit verbundenen Augen ins Bad geführt!" Kinderlogik ist unschlagbar.

Über uns schepperte es. Was war denn das? Jörn grinste: "Der Weihnachtsmann! Das ist jetzt der Richtige!"

Unser Statist zog tief beleidigt ab, obwohl wir ihn belobigt und beschenkt hatten. Wir standen im Hausflur. Der Lärm kam von oben. Das Weihnachtsgeschenk der Kinder hobste uns im Treppenhaus entgegen. Sie wollten uns mit einer rotierenden Spiegelkugel überraschen und hatten einen Fußball mit stanniolbeklebten Holzklötzchen zu einem Effektlcht umfunktioniert. Leider war er zu schwer für die Hängevorrichtung. Wie ein

Irrlicht kullerte das bunte Objekt bis vor die Füße. Ich tröstete gerade vor der Schlafzimmertür den vom Pech verfolgten Bastler, als es drinnen fürchterlich zu Poltern begann. Das Getöse erschreckte uns alle, obwohl es planmäßig begann. Ich fragte mich hinter der Tür mit tiefer Weihnachtsmannstimme: "Was ist denn das für ein Krach in der Weihnachtsstube?" Schwiegermutter erkannte, wer da sprach, aber wie war das möglich? Sie sah mich mit verständnislosen Augen an, als ich mir antwortete: "Wir sind es, lieber Weihnachtsmann. Den Kindern ist nur (unplanmäßig) ein Geschenk herunter gefallen." Jörn ergänzte: "Ulf ist schuld. Vorhin hat alles noch so scheen geklappt!"

Ich verbiß mir das Lachen und fragte den Weihnachtsmann hinter der Tür: "Weihnachtsmann, kommst du jetzt zu uns oder dürfen wir hineinkomen?" Auch meine Frau durchschaute den Schwindel nicht ganz und fragte mit den Augen. Von drinnen war ein Geräusch von schnaubenden Rentieren, Glöckchen und schwirrenden Hufen zu hören. "Geduld Geduld, meine Lieben! Gleich ist es soweit. Ihr müßt noch ein Lied für mich singen und wenn ich mit der Peitsche knalle, dürft ihr kommen!"

Die Großmutter heulte vor Rührung. Ich war auch den Tränen nahe. Meine Frau, die Kinder und der Hausfotograf, der bisher wenig zur Unterhaltung beigetragen hatte, wurden vor Spannung schon ungeduldig. Wir sangen, was wir immer anstimmten: "Ihr Kinderlein kommet."

Drinnen knallte es. Ich klinkte die Schlafzimmertür auf und ließ alle eintreten. Es war eiskalt. Die Jungen stürzten auf die Modelleisenbahn zu, die der Vater als Erfüllung seiner Kinderträume auf dem Umweg über seine Kinder sich selbst schenkte. Vier Züge kurvten herum. Nach einem Sekundenstopp vor der Platte stürmten alle zum weit offenen dreiflügeligen Fenster. Ich nutzte die Gelegenheit, um den Stecker der Verlängerungsschnur zum Spulentonbandgerät unter den Ehebetten herauszuziehen. Der hellgraue Spannteppich war voller Spuren von Stiefeln und Rentieren, die sich auf dem gleich unter dem Fenster liegenden Kegelbahndach in die Dunkelheit fortsetzten. Rentierlosung lag im Zimmer und auf dem Dach. Sogar ein paar Tierhaare klebten am Fensterrahmen, wo die eiligen Rentiere angestoßen waren und belegten zweifelsfrei, daß es doch einen Weihnachtsmann gab. Es roch nach ihm, denn ich hatte, als Nichtraucher widerstrebend zwar, eine richtige Knasterzigarre geraucht.

"Mann, hast du dir eine Arbeit gemacht!" lobte meine Frau leise zwischen den Zähnen. Ich gab wispernd das Kompliment zurück: "Und du hast sie noch vor dir, wenn du den Dreck wegmachen mußt!"

Nun kam Mutter, die vor Neugier bald platzte, und wollte wissen, wie ich die Spuren auf das Dach gezaubert hatte. "Wunder, Mutti. Weihnachten ist voller Wunder!" Ein Blick auf die Hufschablonen und die beschwerten Armeestiefel, die ich an einer Wäschestange wie an einem Galgen befestigt hatte, hätten sie um eine Illusion gebracht. Mein Tauschgeschäft mit ein paar Flaschen Radeberger Pilsner für echte Hirschlosung (frisch aus dem Tiergehege des Senftenberger Tierparks besorgt) ging auch niemanden etwas an.

DIE JAPANISCHE TANZMAUS

(1978)

"Es muß etwas Furchtbares geschehen sein!" bremste ich die Wiedersehensfreude meiner Frau bei unserer ersten Mahlzeit im Familienkreis. Man hatte uns mit einem Supermahl willkommen geheißen. Ein herrlich und festlich gedeckter Tisch im Salon, keine sichtbaren Blessuren bei irgend jemand; selbst der Kater war froh und munter. Karins Mutter hörte wider ihre sonstige Gewohnheit unseren Reiseberichten zu und hatte nicht ein Wort der Klage über unsere Jungen. Die zeitweilige Vormundschaft mußte diesmal friedlich verlaufen sein. Was ist mit dem Haus? fragte ich mich und ließ meine Blicke prüfend umher schweifen. "Was du suchst, findest du eine Etage höher", flötete unsere Mutter verräterisch mit schadenfrohem Unterton. Also doch! Ich ließ mein Frikassee im Stich und spurtete die Treppe nach oben, wo unser Zweigestirn kurz vor dem Urlaubsbeginn einen Neubau bezogen hatte. Aus drei Mansarden war ein großer Raum entstanden. Heizung, Fenster und Fußboden erneuert und tapeziert. Neue Gardinen, Möbel und schmückende Utensilien waren ein Trostpflaster, weil wir ohne unsere Kinder nach Jalta gefahren waren.

Ich riß die Tür zum Boyroom auf und erstarrte. Doch der cool eingeplante Tobsuchtsanfall blieb aus. Meine Frau stand staunend hinter mir. Sie fand zuerst Worte: "Der Große konnte sein Zimmer komplett mitnehmen und weiter als Kinderzimmer nutzen. Wenn ihr mal soweit seid, habt ihr nur einen Haufen Schrott." Der Raum bot eine perfekte Neuinszenierung. Totchick! Mir gefiel, was ich sah! Donnerwetter. Ich hätte meine Söhne vor ein paar Wochen selbst an die Malerfront stellen und sie werkeln lassen sollen! Die Jungen gaben eine erste Kostprobe ihres späteren futuristischen Wohngemacks. Wie hätte ich ahnen können, vor einer Nagelprobe zu stehen? Sie gipfelte zwanzig Jahre später in einem Wohnloft, das sich über zwei Etagen auf der Fläche von sechs normalen Wohnungen über den Dächern der Berliner City ausbreitete.

Kaum, dass wir mit unseren Koffern in Richtung Bahnhof verschwunden waren, hatte man ausgeräumt und vor der machtlos händeringenden Großmutter mit Bienenfleiß zu arbeiten begonnen. Die Blümchentapete wurde überklebt und weiß gestrichen, die Fenster von innen knallrot

lackiert und statt mit den karierten Vorhängen, mit grell bunten chinesischen Fahnen aus Futterseide drapiert. Die teure neue Schrankwand wurde neu erfunden. Total zerlegt und dann in Wohn- und Schlaftürme verwandelt. Die Polster waren Anleihen aus dem Futter sämtlicher Anoraks der Familie. Der Couchtisch stand Kopf und zwischen seinen Beinen hinderten vier Glasscheiben Mäuse, Lurche und später Hamster am Entweichen. In einem Kübel wuchs eine junge Birke. Die Grünpflanzen, die ich angeboten hatte, fand ich auf dem Hof wieder. Vom Sperrmüll hatte sich ein uraltes Samtsofa eingenistet und die Klappliege auf den Boden verdrängt. Es gab eine Bar mit lauwarmen Vita Cola im Angebot und Uhrenskelette ohne Gehäuse. Die offenen Schrankrudimente boten Stauraum; man mußte nichts mehr suchen.

Da die Jungen in verschiedene Klassen gingen, kamen etwa sechzig Jungen zur Einweihungsparty. Unsere Mutter bekochte das Völkchen schadenfroh. Sie hielt dicht. Nicht einmal unsere Nachbarn beschwerten sich über die tobende Meute, die sogar von den Dächern ins Schwimmbecken gehobst war. Eine japanische Tanzmaus war der Verräter. Mir wurde mitten im Geschäftsstreß mitgeteilt, daß der Vater eines Kumpels mit dem Auto aus Senftenberg eine japanische Tanzmaus abholen half. Da die Kinder noch Kinder waren, entfiel die Vermutung, ein weibliches exotisches Wesen erwarten zu dürfen. Ich dachte an ein technisches Spielzeug zum Aufziehen. Doch man hatte in der Zoohandlung eine Maus gekauft, die ihrem Namen alle Ehre machen würde. Sie sollte das Tischterrarium bevölkern helfen. Doch sie biß ihren künftigen Herrn bei der ersten Kontaktaufnahme erst in den Finger und auch in die Nase. Dann entwich sie für immer in den Lagerraum, wo sie wochenlang vor mir geheimgehalten wurde. Sie fand im Schlaraffenland der Mäuse genug, um jede Menge Krumpeln zu erzeugen. Alle Eingeweihten inspizierten heimlich den Vorratsraum nach verräterischen Minifäkalien, bis ich eines Tages fragte, ob wir denn ein Weibchen oder ein Männchen im Lager durchfüttern würden. "Woher..?" Der kleine Bruder eines Kumpels rächte sich, weil er nicht zur Badeparty eingeladen worden war. Er erkundigte sich nach dem Wohlergehen der japanischen Tanzmaus, die sein Vater besorgt hätte. "Eigentlich wollte ich nicht mitmachen, weil ich den anderen zum nackicht Baden noch zu kleen war."

WEIHNACHTLICHES KUCHENMONOPOLY

(1978)

Mittenhinein in das Chaos des vorweihnachtlichen Großreinemachens schneite unsere Mutter, die wir fernab und wohlaufgehoben bei der Familie meines Schwagers in Potsdam wähten. Sie blieb mit dem schneeverkrusteten Pelzmantel in der Geschäftsküche auf ihrem Koffer sitzen, taute physikalisch auf und fremdelte. Keiner hatte Zeit, sich ihr Klagelied anzuhören, das sie ganz offensichtlich augenblicklich anstimmen würde, sobald jemand nur eine Frage stellte. Wir rasten alle um sie herum, um den Müll der letzten Erlebnisweihnachtsfeier "Ein Abend bei Väterchen Frost" zu entsorgen und die Dekorationen für die Sylvesterparty "Mit Lukullus um die Welt" zu montieren. Zwei Tage vor Heilig Abend war Weihnachten für uns "gelaufen". Die Geschäftsräume bekamen ein völlig neues Outfit und wurden dann für eine Woche eingemottet.

Die Familie zog sich dann mit behördlicher Genehmigung für ein paar Tage in die erste Etage zurück. Einmal im Jahr versuchte ich ein normales Leben zu inszenieren. "Weihnachten auf Kommando" nannten es die Söhne später schmähend und zelebrierten dann, als sie selbst Familienoberhäupter waren, die Rituale auch. Wer Harmonie ausgerechnet zu Weihnachten ausleben will, muß mit starker Seele die Rolle des Maître de Plaisir übernehmen. Damals war ich der Chef des Vergnügens, genau wie bei den Veranstaltungen. Dreiundzwanzig Jahre lang wurde zweimal in der Woche für jeweils 100 Gäste ein paar Stunden Farbe in den grauen Alltag gemixt. Weihnachten verführte ich die Familie zu bizarren und heiteren Taten. Drei langweilige Tage nur vor dem Fernseher konsumieren, löst unweigerlich schlummernde Agressionen von den Notankern. Ruhe, Alkohol, zu fettes Essen und Geschenke, die entweder nicht gefallen haben oder dem Falschen zugebracht worden waren, pumpen lang verdrängte böse Worte vom Grunde körperlicher Verstecke auf die Zunge.

Wer vor Weihnachten keine Zeit zum Streßabbau hat, sollte sich ein Konzept ausdenken. Meines lautet: Jeder muß mit Aufgaben zugeschüttet werden, ohne daß er merkt, nur als ein funktionelles Rädchen im Uhrwerk des Familienlebens verbraten zu werden. Jeder muß sich als die wichtigste Figur fühlen. So wie ich meine Gäste zu Stars des Erlebnisbereichsabends erhob und dabei die Menschen bewußt vom Saufen abhielt (man ertränkt

bekanntlich Frust im Alkohol), wurden die Lieben zu Hause zu Rollenspielen verleitet. Es genügt ein Thema, dem sich alle Mitwirkenden mit Eigeninitiativen unterzuordnen haben. Wir spielten Scharaden. Jedes Jahr fiel mir etwas Neues ein und nach dreißig Jahren stelle ich fest, die nächste Generation kupfert meine Ideen fröhlich ab und paßt die alten Texte den jeweiligen Wohnumständen an.

Mutter saß, während wir um sie herumfuhrwerkten, in einem Tröpfelsee, der von ihrem abschmelzenden Pelz und ihren Tränendrüsen gespeist wurde. Ich verwarf für den Moment mein schönes Konzept. Die Oma war aus den Fugen geraten, weil sie sich auf dem Wege zur Uroma unnötig wegen noch ungelegter Eier sorgte. Hätte sie doch nur schon gewußt, daß unsere Nichte Gabi just 1978 den Grundstein zu einer neuen Großfamilie ausbrütete, der sie selbst einmal mit knapp vierzig Jahren zur Großmutter machen würde. Mutter war von uns beizeiten in den anderen Clan beordert worden, weil ich keine dreizehnte Fee gebrauchen konnte. Nun saß sie heulend auf dem Koffer und war nicht in der Lage, Tassen zu finden, um für uns alle, die wie irre durch drei Etagen stürmten, ein labendes Getränk einzuschenken. Ich hütete mich vor bedauernden Worten, die die Schleusen noch weiter geöffnet hätten. Mutter mußte schnellstens beschäftigt werden, bevor sich ihre eingebildeten Ängste zu einem Zankapfel verdichten konnten.

"Gott sei Dank daß du da bist!. Wir hatten noch keine Zeit irgendetwas zu backen. Schreibe ganz schnell die Zutaten auf, die du brauchst. Einer von den Jungen bringt dich nach Hause und hilft dir." Die tadelnden Blicke meiner Frau hätten mich um ein Haar erdolcht! Ich hatte das Team um zwei helfende Hände gebracht. Wäre aber Mutter mit ihrem Kummer im Hause geblieben, hätten wir alle Lähmungserscheinungen in unserem bisher ungebremsten Tatendrang bekommen. Gutgelaunt erschien sie am Nachmittag des Heiligen Abends mit mehreren Blechen Streusel-, Quark-, Obst-, Mohnkuchen und einem Kalten Hund. Sie hatte in ihrer Seelenpein das Augenmaß verloren. Obwohl nicht einer das geringste Verlangen nach hausgemachtem Backwerk verspürte, kosteten alle und sangen Loblieder.

In Rückblenden, vor allem in kuchenlosen Zeiten nach Mutters Tod, gedachten wir voller Sehnsucht an die Heimsuchung durch ihre Backwut. Das Notlösungsschlaraffenland wirkte wie im Märchen. Anstelle des Reisbergs, der als Hindernis vor dem Schlemmerglück stand, bauten sich vor uns Kuchenberge auf.

Das angesagteste Dekadenzspiel aus dem Westen war damals MONOPOLY. Fast jede Familie stritt sich um die Schloßallee und die vier Bahnhöfe. Ich änderte die Spielregeln und führte als Strafe ein: Wer im Knast sitzt, muß ein Stück Kuchen essen! Was sollte sonst werden? Ich konnte ja niemanden zwingen Mutters Delikatessen zu verspeisen, wenn andere Genüsse lockten.

Sonst plünderten wir den Weihnachtsbaum und würfelten um die Intershopverzierungen. Nun wurde die Schadenfreude vermarktet. Bunte Fähnchen mit Nummern bestimmten die Kuchensorte, die man "gewonnen" hatte. Wir lachten Tränen. Die Idee überlebte die Zeit und erfreut auch im einundzwanzigsten Jahrhundert mit abgewandelten Methoden die weit verzweigten Ableger der Familie.

Als mich gestern meine Nichte anrief, fragte ich, was man nach den Feiertagen veranstalten würde. "Wir würfeln den Kuchentannenbaum aus. Jeder, der eine Sechs bekommt, gewinnt eine Süßigkeit. Die Uroma hat das Glück gepachtet. Die schleppt körbeweise die Fressalien nach Hause!" Nun, die Uroma ist inzwischen die einstige Schwägerin, die damals im Begriff war, Oma zu werden.

DER DIEBISCHE "WEIHNACHTSMANN"

(1979)

Endlich hatte die Industrie- und Handelskammer, die "Gewerkschaft" der DDR-Geschäftsleute, einen Ferienplatz in Schmiedefeld für uns. Gleich nach Sylvester, in unserer "Sauregurkenzeit" sollte es losgehen. Wir hatten genug Platz in unserem Rieseneiskeller und legten in einem leeren Zimmer die Reiseutensilien zurecht. Karin packte immer die Koffer und wußte was nötig ist. In diesem Jahr verfiel sie auf die praktische Idee, da unsere alten Koffer zu lädiert waren, einen Reisekorb per Bahn vorweg nach Schmiedefeld zu schicken. Der stand dann, als wir im Heim der Industrie- und Handelskammer auf dem Berg eintrafen, in der Riesentoreinfahrt und wurde von den anderen Gästen bestaunt.

Weil wir über viel Stauraum verfügten, wurde auch viel mitgeschleppt. Ein Mangel herrschte nur an praktischem Schuhwerk. In der Gaststätte brauchen wir keine Wanderschuhe. Ich besaß nur ein Paar schwere pelzgefütterte Winterschuhe. Sie kosteten damals die Irrsinnssumme von 150 DDR-Mark. Das war sehr preisintensiv. Normale gute Schuhe waren zwischen dreißig und vierzig Mark zu haben. Exquisitware kostete um die hundert Mark. Deswegen gaben die Besucher aus dem Westen ihr Zwangsumtauschgeld ausnahmslos im Schuhladen aus. Ich hatte schon als Teenager einen Schuhfimmel. Wir besaßen im Treppenhaus vier Schuhschränke mit je fünf Etagen. Ich räumte vor Weihnachten alles Schuhwerk aus, putzte und sortierte aus. Da war nicht viel dabei, was für die Reise tauglich war. Karin hatte ihre Schuhe schon eingepackt. Meine beiden Schuhe standen auf dem untersten Treppenabsatz im Hausflur. Die Katzen waren von der Pelzfütterung entzückt. Auch der Geruch meiner Füße faszinierte sie. Es war nicht weit bis in die freie Natur, wo sie sonst immer ihre Geschäftchen erledigen konnten. Aber dieses Katzenklo schien eine Luxusausgabe zu sein. Jedes der beiden Jungtiere nahm sich einen der halbhohen Schuhe vor und schiß hinein. Der Duft zog bis in die Geschäftsküche. Jeder brachte eine mörderische Duftnote vom Flur mit. Wir hatten fast jeden Tag mit den Fäkalien der Gäste und dem Erbrochenen zu tun. Keine der Reinigungskräfte war jemals in der Lage, solche Dienstleistungen zu vollbringen. Ich riß die Einlegesohlen hinaus und wusch das Lammfellimitat, sprühte mit Katzengeruchskiller ein und stellte die teuren Schuhe zum Lüften am Ruhetag vor den Windfang. Den

Kindern tanzten die Fünkchen der Schadenfreude in den Augen. Jeder heuchelte Bedauern und Mitleid.

Am Ruhetag war jede Woche keine Ruhe angesagt. Wenn das Restaurant geschlossen blieb, mußten die Reinigungsarbeiten erledigt werden, die sonst aus Zeitmangel unterblieben waren. Ich stand in Pantoffeln in der Küche und brühte für die Familie den Nachmittagskaffee. Wir warteten auf unsere Mutter. Die Haustür quietschte, aber Mutter kam nicht in die Küche. Am Ruhetag waren die Toiletten abgeschlossen, sonst wäre unser Haus ein öffentlicher Abtritt geworden. Mutter holte sich keinen Schlüssel. "Mal kein Harnalarm!" ulkte ich und öffnete die Küchentür. Ich sah noch, wie ein großer kräftiger Mann mit meinen Urlaubsstinkeschuhen in der rechten Hand einen prüfenden Blick im Zwielflicht der Nachmittagsdämmerung auf mein Eigentum warf und davoneilte, als er mich sah. Ein Dieb! Draußen war Tauwetter. Der Vorweihnachtsschnee schmolz dahin. Es war sauglatt.

Ich rannte dem Flüchtling hinterher und brüllte ihm nach: "Stehenbleiben! Ein Dieb!" Es war unnütz. Kein Mensch war zu sehen, der ihn hätte aufhalten können. Ich verlor mehrmals die Pantoffeln, rutschte aus und hatte sofort nasse Füße. Der Mann mit meinen Schuhen in der Hand rannte die Breitscheidstraße bis zur Bahnüberführungsbrücke zur Kollwitzstraße entlang. Die Brücke bremste ihn, denn sie war von einer Eiskruste überzogen. 1979 konnte ich noch rennen. Ich holte seinen Vorsprung auf, denn auf Strümpfen kam ich schneller hinauf, als er hinunter. Ich brüllte wie am Spieß. Zwecklos, der Dieb schwenkte nach rechts und strebte der Unterführung zu.

Die Vernunft bremste meine weitere Verfolgung ab. "Du holst dir kurz vor Weihnachten eine schwere Erkältung!" warnte mich der kleine Mann im Ohr. Schwer atmend und durchgeschwitzt trottete ich mit großer Wut im Bauch nach Hause. Beim Grog und heißem Fußbad berichtete ich. "Der wird aber schnuppern!" freute sich Tilo, der Jüngste.

"Und was ziehe ich in Schmiedefeld an!?" - "Neue Schuhe!" Der Rat war plausibel, aber bei Acksel's Geldknappheit vor Weihnachten eine uneingeplante Ausgabe. Der Neukauf scheiterte am Schuhladen, der nicht ein Paar in meiner Größe in dieser Qualität und Ausführung anzubieten hatte.

Tilo war in der Schule Hans Dampf in allen Gassen. Erpicht auf Lob und Anerkennung, säuberte er nicht nur die Tafel und den Klassenraum, sondern er beteiligte sich freiwillig auch beim Hoffegen. Wir nannten ihn

unseren Karl Marx. Der Junge war ein naiver Pionier. So wunderte ich mich auch nicht, als er mit neun Jahren den Kindergarten und Hort betreute. Er half dort in den Gruppen mit und bastelte für Weihnachten Sternchen und anderen Baumbehang. Als nun die Weihnachtsfeiern losgingen, gab es im Kindergarten "Am Spring" einen mittleren Skandal. Der Weihnachtsmann von der Patenbrigade des Großräschner Glaswerkes wurde als Dieb enttarnt. Kaum, daß der große kräftige Mann, der auch noch zum Unglück der Ehemann der Kindergartenleiterin war, als Weihnachtsmann verkleidet, in den Saal trat, wo viele Kinderaugen erwartungsvoll auf ihre Geschenke warteten, sagte unser Sohn in die atemlose Stille hinein: "Der Weihnachtsmann hat die geklauten Schuhe von meinem Vater an!!" Noch bevor ein Gegenargument zur Entkräftung der Anklage vorgebracht werden konnte, hakte Tilo nach: "Vor drei Tagen hat dieser Mann bei uns im Haus die Schuhe meines Vaters geklaut. Er ist nach Räschen Ost über die Brücke geflüchtet. Ich kann es beweisen! Die Schuhe stinken nach Katzenscheiße und auf dem rechten Schuh ist ein weißer Farblecks. Den habe ich aus Versehen da raufgemacht, weil ich über die zu kurze Flurtreppe gestolpert bin."

Der Dieb war ertappt und überführt! Ich hätte dabei sein mögen. Es öffnete sich kein Loch, um den Übeltäter zu verschlingen. Es gab zu viele Zeugen. Weil auch aus der Patenbrigade ausgerechnet der Parteisekretär anwesend war, konnte die Blamage kaum noch überboten werden. Der Tatbestand wurde auf der Stelle überprüft, weil Tilo zur Polizei gehen wollte. Die Schuhe rochen nach Katze, der weiße Fleck war da. Leugnen war zwecklos. So wurde ich vom Kindergarten angerufen und mußte meine Unglücksschuhe identifizieren.

Der Schaden war größer, als neue Schuhe gewesen wären. Das Kollektiv des Kindergartens, sonst einmal im Jahr mit einer Fete Gäste in unserem Haus, blieb weg. Ob man sich schämte, bezweifle ich. Die Ehegatten der Kindergärtnerinnen arbeiteten auch in Kollektiven der umliegenden Betriebe. Auch die mieden uns. Es gab sogar eine Anweisung von "oben", in der privatkapitalistischen Gaststätte Acksel keine Betriebsfeiern durchzuführen. Anderenfalls würden die öffentlichen Gelder dafür gestrichen. Ich lobte mein Kind für seine Wahrheitsliebe, doch ich wußte, noch bevor die Kausalkette rückwärts lief, aus meiner Erfahrung, daß uns allein der Bumerang treffen würde.

DER DOOFE AUS RÄSCHEN IST DA

(1980)

Autogeschichten. Wo anfangen?

Gleich die erste Ausfahrt nach Senftenberg war eine Blamage! Es goß in Strömen. Zwischen Großräschen und Senftenberg gab es noch den Raunoer Berg, wo heute der Ilse-See geflutet wird. Wir rollten den Berg im Trabi hinab und wurden von einem schwarz/weißen Leuchtstab an den Straßenrand beordert. Ich würgte den "Frizzi", unseren LADA, ab.

"Was habe ich denn falsch gemacht?" fragte ich nach dem Herunterkurbeln der Scheibe.

"Nichts. Fahrzeugkontrolle. Fahrerlaubnis und Fahrzeugpapiere bitte!" klang es aus dem Regenmantel.

"Aber ich habe doch erst gestern die Fahrprüfung gemacht! Und schon...."

"Die Papiere bitte!"

Ich reichte zitternd (wieso eigentlich?) das Gewünschte in den Regenguß hinaus.

"Ihre Fahrerlaubnis ist ungültig, da fehlt die Stempelkarte!"

"Die habe ich vor einer Stunde gelocht und bei den Fahrschulpapieren abgeheftet."

"Sie können ohne gültige Papiere die Fahrt nicht fortsetzen. Kann Ihre Frau fahren?"

"Ja sie kann schon ein halbes Jahr länger, als ich. Aber ich habe heute auch ihren Zettel aus der Fahrerlaubnis genommen, gelocht und abgeheftet!"

"Dann darf sie auch nicht fahren!"

"Was nun? Muß das Auto hier stehen bleiben? Und müssen wir jetzt im Regen nach Großräschen laufen?"

"Kehren Sie um, holen Sie den Hefter und fahren Sie dann zu ihrem Ziel!"

"Warten Sie so lange hier auf uns?"

"Ja, natürlich. Wir warten hier im Regen, bis Sie wiederkommen!!"

Ich bemerkte den deutlichen Spott nicht.

"Das Auto ist kaputt! Es fährt nicht mehr!"

"Versuchen Sie es einfach mal mit Starten und kommen Sie am Dienstag aufs VP-Kreisamt, Verkehrspolizei, neue Stempelkarten holen. Die gelochten bringen Sie mit! Gute Fahrt!"

Den ganzen Weg zurück lachte meine Frau. Nachdem es mir endlich dämmerte, wie dämlich ich mich angestellt hatte, war mir die Lust zu einer Jungfernfahrt vergangen.

Am Dienstag war nur ein Volkspolizist im Sprechzimmer des Kreisamts. Kaum hatte ich die gelochten Stempelkarten auf den Tresen gelegt, setzte in dem Raum eine emsige Betriebsamkeit ein. Ein Kommen und Gehen. Jeder wußte, alle wollten den Doofen aus Großräschen mal sehen. Ich bin sicher, meine gelochten Stempelkarten liegen noch immer bei den kuriosen Effekten!

DIE WEIHNACHTSLACHPARTY

(1980)

Am letzten "Ruhetag" vor Weihnachten, kurz bevor der Weihnachtsschmuck ab- und die Sylvesterdekorationen angemacht wurden, gab es für alle, die im Laufe des Jahres im Geschäft für uns eine Hand gerührt hatten, eine Weihnachtsparty. Da kamen eine Menge Leute zusammen. Die Fluktuationen nahmen kein Ende. Manche kamen nicht mehr als Aushilfe, weil ihnen die Arbeit zu mühsam war, anderen verbot der Arbeitgeber (z.B. das Kreisgericht Senftenberg), bei einem privatkapitalistischen Kneiper das Geschirr zu spülen. Es gab eifersüchtige Ehemänner und auch solche "Hilfen", die wir beim Klauen erwischten. Aber die wurden nicht eingeladen. Wir boten eine Auswahl an Wunschgerichten an, in diesem Jahr entschied sich die Mehrheit für Backschinken.

Wir kannten einander genau oder glaubten das wenigstens. So war das Päckchenpacken schon im Voraus ein Gaudium. Es stand kein Wertlimit fest. Das Los entschied, wer für wen ein Überraschungspäckchen zu schnüren hatte. Meistens wurde der Beschenkte mit einer oder auch mehreren Schwächen veräppelt. Beim Auspacken war das Gelächter groß. Unsere Mannschaft überbot sich mit witzigen Einfällen.

Barbara Landte, Babsy genannt, in all' den vielen Jahren die beste Servierkraft, war eine Ingenieurin und stammte von einem Bauernhof aus Dollenchen. Sie kam zu uns, bis sie einen Kollegen heiratete. Babsy packte für mich. Der Nichtraucher fand: eine Trillerpfeife, eine Tabakspfeife, Tabak, ein Feuerzeug, Hustensaft und Eukalyptusbonbon. Die Trillerpfeife deswegen, weil wir uns im Hausflur über drei Etagen mit einer Trillerpfeife verständigen mußten, wenn jemand schnell gesucht wurde. Vierundzwanzig Räume boten viele Suchmöglichkeiten. Es wurde unten gepfiffen. Wer oben war und es hörte (oder hören wollte..), rief: "Ja?", dann konnte der Rufer von unten sagen, wer gewünscht wurde. Das ging so lange, bis wir ein Haustelefon mit sieben Nebenstellen hatten. Zwei alte Damen aus "Tempo" (ein Ortsteil im Norden), deren Namen ich vergessen habe, hatten für Babsy einen tollen Gag auf Lager. Sie fütterten in ihrem Häuschen Kaninchen. So fand die Bauerntochter zwei kleine niedliche Muckchen im Karton in einem Nest aus Heu. Dies soll als Beispiel genügen. Es waren alle Gaben witzig und überraschend. Ich hatte für Mutter zu

packen. Da war Fingerspitzengefühl von Nöten, denn Mutter war vor Weihnachten immer mit den Nerven fertig, so lange sie Chefin des Postzeitungsvertriebes bei der Deutschen Post war und der Jahresabschluß bevorstand.

Wir saßen im Lokal, das damals auf russisch mit 96 Ikonen und viel Folklorenippes aus der Sowjetunion dekoriert war, an einer langen Tafel. Ein echter Samowar dampfte und nebelte uns ein, bis wir heraus hatten, wie lange die Holzkohle glühen mußte. Volksmusik aus Rußland lief vom Band.

Während Karin mit einem unserer Jungen den Backschinken vom Bäcker holte, unterhielt Eberhard, unser Organist, der Musiklehrer und Schuhmacher war, mit Kindermund aus Schüleraufsätzen. Die Stichworte hatte er in der Hemdtasche auf die Rückseite einer F6-Schachtel geschrieben. Mehr Unterrichtsvorbereitung gab es auch nicht. Eberhard Franz konnte Witze am laufenden Band erzählen. Sein Stil war unnachahmlich. Nach Muster der englischen, staubtrockenen Art berichtete er auch von seinen beruflichen Katastrophen, die er als Inkarnation des Phlegmatikers in Zeitlupe zum Besten gab.

Nach Stolle, Plätzchen, Kaffee, Tee, Punsch und Geschenken gab es den Backschinken, der in den ersten Jahren zum Abend bei Väterchen Frost auch für die Gäste übliches Angebot war. Es war immer ein Angstgeschäft, da der Bäcker selten den richtigen Garzustand erwischte. War er nicht durch, ließ sich das nicht korrigieren, und war er zu weich, blieb uns nur die Suppenkelle zum Portionieren. Obwohl ich pro Person 200 Gramm Fleisch kalkulierte, war der rohe Schinken mit so dicker Fettschwarte bestückt, das der Verlust sehr immens war. Das Brot war außen knusperig und innen von Bratensaft durchzogen. Dazu gab es heißen Kartoffelsalat. So edel aß man im alten Rußland nicht. Bei uns gab es echten Wodka, den Moskowskaja, dazu.

An solchen Feiern probierte ich neu erdachte Gesellschaftsspiele aus. Wichtig war die Wirkung auf die Lachmuskeln, die Zeitdauer und der damit verbundene Aufwand. Besser als meine Mannschaft, die unsere Sachzwänge kannte, war kein Testpublikum. Ich hatte jeden Abend noch einen Ersatz im Ärmel, wenn etwas außer Kontrolle geraten sollte oder nicht ankam. In den ersten Jahren waren es Spielchen, die man als Kindergeburtstag für Erwachsene bezeichnen konnte. Jürgen von der Lippe hat ähnliches Jahrzehnte später in "Geld oder Liebe" nacherfunden. Es war zuerst Klamauk der ganz einfachen Art, denn ich war gezwungen, die Gäste, die mit Bussen von Vergnügungsfahrten betrunken eintrafen, vom

Weitersaufen abzuhalten. Sonst wären Lokal und Inventar zu Bruch gegangen. Als wir in der DDR bekannt waren und ein Run auf unser Haus eingesetzt hatte, kamen die Gäste dieses Unfugs wegen und behaupteten noch nach dreißig Jahren, nie wieder im Leben so aelacht zu haben wie bei uns.

Der kleine intime Rahmen mit hundert Leuten war wohl das Geheimnis des Erfolges. Die Leute kannten einander und konnten ihrem Affen Zucker geben. Alle Erlebnisbereichsabende liefen nach dem gleichen Muster und Zeitaufbau ab. Ich füllte das Konzept nur mit anderen Themen, Dekorationen, Kostümen und dazu passendem Unterhaltungsprogramm und den Speisen und Getränken. Gäste einer Berliner Fertighausfirma, die sieben Jahre lang unsere Gäste waren, staunten immer über die neuen Einfälle. Sie lehrten mich eine wichtige Erfahrung. Der Gast will bei seiner Wiederkehr durch Bekanntes "überrascht" werden. So, wie man sich Gäste hinausrenovieren kann, so vertreibt man mit ständig Neuem die Stammkundschaft. Ich explodierte manchmal vor Einfällen und oft mußte ich enttäuscht zu den ollen Kamellen zurückkehren, weil das Publikum danach verlangte. Wenn ich zum Beispiel einen Gag aus dem Berliner Abend bei Vater Zille nicht an jedem Abend einbaute, war alles andere in den Augen der Gäste kalter Kaffee: Mein Auftritt als Dame mit Bart. Superkomische Travestie, die so noch niemand in der DDR gesehen hatte und die mir als Markenzeichen danach noch viele Jahre bis ins Privatleben anhing.

An dieser Betriebweihnachtsfeier wurde sie aus der Taufe gehoben. -

Nach dem Essen traten Kellner Siggie und ich als "Duo Baccara" auf und sangen "Yes Sir I Can Boogie". Siggie sang so falsch, daß es schon wieder schön klang. Alle hatten nasse Hosen. Ich trug Schwiegermutter's spitze Stöckelschuhe und Siggie neue High Heels, die wir in Cottbus endlich erstanden hatten, nachdem wir aus drei Schuhgeschäften hinausgeworfen worden waren. Siggie trug ein rotes und ich ein lila Charlestonkleidchen aus Futterseide. Ich sah mit meinem dicken Bauch wie im neunten Monat schwanger aus. Siggie hatte ein mit Pflaster verklebtes Knie, weil er vom Fahrrad gefallen war. Wir schleuderten unsere falschen Perlenketten und sangen live. Unsere billigen Karnevalsperücken wurden später durch teure aus dem Westen ersetzt, Das Personal war hingerissen. Da der Kellner nicht immer Dienst hatte, mußte ich ein anderes Lied für einen Soloauftritt einüben. Es war: "Jetzt geht die Party richtig los, der Abend fängt erst an". Diese Masche war so erfolgreich, daß sie, bis wir 1987 aufhören mußten, das Highlight eines jeden Abends wurde.

Geriet eine solche Feier anderswo durch unmäßigen Alkoholkonsum aus den Fugen, so war bei uns bis zum Schluß eine harmonische und unbändig lustige Atmosphäre wirksam. Schnell Urteilende würden sagen: Spaß auf Kommando; ich aber machte meine Erfahrung, wenn man seine Gäste zu Stars macht und jedem mal Gelegenheit gibt, sein Licht leuchten zu lassen und Besserwissern beizeiten den Saft abdreht, ist man als Gastgeber und Lenker des Geschehens von der ersten bis zur letzten Minute gefordert. Der Lohn ist der Erfolg. Nur an einem habe ich mir immer wieder die Zähne ausgebissen. Das war unser Hausfotograf. Er erschien nur mit der Kamera als Partnerin. War er nüchtern, tat er gehemmt, bescheiden und diskret. Kaum war ein gewisser Pegel erreicht, kippte er in einem Tempo heimlich Alkohol in sich hinein, daß eine rasenden Talfahrt des Niveaus nicht mehr zu bremsen war. Er kam als ein "Herr" und landete jedesmal in der Gosse, denn er hatte, wenn er nicht irgendwo den Abend im Tiefschlaf beendete, seine kleptomatischen Triebe nicht mehr unter Kontrolle.

Es dauerte lange, bis ich dahinterkam. Mal fehlten teure Bolsliköre, mal aus der Musikbox gleich dreißig Singleplatten, die ich unter dem Linoleumstapel des Nachbarn wiederfand, als sie die Witterung völlig durchgeweicht und unbrauchbar gemacht hatte. Ein andermal wurde der Haustürschlüssel entwendet oder es fehlte eine halbe Schüssel mit frischem Hackepeter und der gesamte geschnittene, gekochte Schinken. Bei unserem Fotografen zu Hause war auch eine Feier angesagt. Ich fand beim Öffnen des Kühlschranks, als der Gastgeber umnebelt nicht mehr Herr der Lage war, unsere Fehlmengen an Hackepeter und Schinken wieder. Nun war ich gewarnt und beobachtete. Als ich den armen Irren erwischte, als er zehn gepellte, hartgekochte Eier heimlich in unserer Küche verschlang, würgte er, aber bestritt eisern jeglichen Zugriff auf unser Eigentum. Der Mann war krank. Manisch krank.

Als Wirt ist man immer der moralische Müllablageplatz für die Gäste und als Barkeeper lernt man in dreiundzwanzig Jahren in Abgründe blicken. Es ist dann die Kunst des Vergessenkönnens gefordert. Das habe ich nie lernen können. Mir ist jede Kleinigkeit immer gegenwärtig und belastet mich. Da ist man als Erbsenzähler und Krümelkacker abgestempelt und wird gemieden.

ULRICH ACKSEL

Schnurren und Schnaken aus der Lausitz



VERRÜCKT

(1980)

Das Westfernsehen machte seinen Zuschauern weis, es gäbe als Dienstleistung der Bundespost gesungene Telegramme. Man könne bei Geburtstagen und Jubiläen seine Glückwünsche live an der Haustür oder per Telefon durch einen sangeskundigen Postboten übermitteln lassen. Diesen Gag probierte ich am Chef der Großräschner Poliklinik aus, als dieser seinen 40. Geburtstag feierte. Unser Hausarzt, Dr. med. Georg Hein, Freund der Familie, war mit seiner Gattin an diesem Tag bei uns privat zu Gast. Als das Ehepaar etwas verspätet zu unserem Dinner erschien, berichtete man, Schorsch hätte für seinen Chef einspringen müssen, um die Gratulationscour in der Poliklinik zu Ende zu bringen. Den Jubilar hatte die ungewohnte Alkoholmenge der Honneurs schachmatt in den Frauenruheraum befördert.

Dieser Tatbestand brachte mich auf eine furchtbare Idee.

Ich fragte, den Eulenspiegel im Leibe, ohne viel nachzudenken, nach dem Namen des amtierenden Gesundheitsministers der DDR, Mecklinger. Wie konnte ich ahnen, daß dieser den Chefarzt Dr. med. Ruhe kannte?

Ich griff zum Telefon und sang dem am anderen Ende der Leitung strammstehenden, wieder zum Bewußsein erwachten Geburtstagskind ein Ständchen durchs Telefon.

"Happy Birthday usw. - hier Mecklinger! Habe mich an dieses Datum erinnert, lieber Kollege. Viel Glück und ich wünsche mir, daß ich weiterhin soviel Gutes von Ihnen aus Großräschen höre!"

Wir lachten zu Viert über den Einfall, denn ich war seit dem Ärzteball der Großräschner Mediziner im Acksel-Haus mit allen per du.

Nie habe ich Duzangebote, an der Bar in Sektlaune ausgesprochen, ernst genommen. Ich war Kneiper und kannte meine Grenzen. Deswegen fragte ich meine Zahnärztin und Gattin des Poliklinikchefs nach der Behandlung, was denn der Mann von gesungenen Telegrammen am Telefon hielt. Frau Dr. dent. Ruhe schickte ihre Sprechstundenhilfe hinaus und duzte mich: "Um Himmels Willen! Du warst das! Das darf mein Mann nie erfahren! Er hat tatsächlich geglaubt, Mecklinger sei am Apparat, und freute sich, wie ein Kind am Weihnachtsabend. Bitte kein Wort, denn er hat heute morgen

bei der ärztlichen Konferenz allen Kollegen im Haus geschmeichelt davon berichtet. Jetzt verstehe ich Georg Heins Hustenanfall. Der hat heimlich Tränen gelacht!"

Ich habe bis heute geschwiegen. Aber es ist wohl genug, denn die Geschichte geht noch weiter. Ich konnte Medizinern am eigenen Körper beweisen, daß auch sie dem Placeboeffekt unterliegen. (Placebo ist ein wirkungsloses Scheinmedikament.)

Der von mir angesungene Chefarzt war oft Gast des kuriosen Mediziners Dr. med. Bonde (Bonde Li genannt, weil er 40 Jahre bis zur Kulturrevolution in China in Shanghai Arzt in der englischen Botschaft war) im Acksel-Haus. Der alte Herr hatte Narrenfreiheit in der DDR, praktizierte noch im Greisenalter in der Großräschner Poliklinik und verschrieb Medikamente, die kein Mensch kannte. Von ihm wird an anderer Stelle erzählt.

Dem Chefarzt fiel eine ungewöhnliche Dankesgeste ein. Er brachte von einem Jagdausflug an die Masurischen Seen eine Elchkeule mit, die er bei uns in der Tiefkühltruhe deponierte, bis zu Ostern alle seine geladenen Gäste Zeit zu einem zünftigen Wildessen hatten.

Nach einem Kurzschluß gab die Tiefkühltruhe unbemerkt ihren Geist auf. Unser Spargelvorrat für die Jugendweihen und die Elchkeule waren hin. Wo bekommt man einen Ersatz her? Noch heute wäre eine neue Elchkeule ein Problem. Da weder das Hinterteil eines Hirsches noch eines Elchs zur Verfügung standen, holte ich vom Pferdeschlachter einen Hinterschinken und quälte ihn fachgerecht auf Elch. Das war für einen Koch kinderleicht.

Meine Frau streikte und weigerte sich von dem köstlichen Wildbret zu probieren, als man zu Ostern im geschmückten Gesellschaftszimmer tafelte. Von vier Tannen umrahmt und von Geweihleihgaben flankiert, ließ man sich bei Kerzenschein das Menü schmecken. Nach dem Cognac gab es Lobeshymnen der Herren und Damen. Niemand verstand das versteinerte Gesicht der auftragenden Wirtin. Karin konnte schon immer fünfeckig in die Welt blicken, wenn ihr etwas gegen den Strich ging...

WEIHNACHTSAUSFLUG IN DEN SPREEWALD

(1981)

Die lebenslustige Spreewälderin aus dem Lagunendorf Lehde war eine von späten hormonellen Attacken heimgesuchte Ehefrau. Der Gatte, ein Schwerarbeiter im Kraftwerk Lübbenau, genügte der Spätzünderin nicht mehr. Ein Vakuum an Sex sucht sich Inhalte. So reiste die nach Liebe dürstende Frau mit gleichgesinnten Damen per Bus durch die Lande. Not weiß Rat. Man hörte Gerüchte über eine Gaststätte aus Großräschen. Dort sollte es gar lustig zugehen. Wer weiß, vielleicht konnte man da in so einem Erlebnisprogramm sogar mitmischen?

Ich stand schon geraume Zeit hinter meinem Bartresen. Man wird weise und lernt Signale deuten. Nach zwei bis drei Drinks, die die gurrende und girrende Endvierzigerin schnell kippte, begriff ich, was sie suchte. Es waren keine damenlosen Männer vor Ort. So mußte ich herhalten und den Mangel an Flirtpartnern ausgleichen. Flora kam nicht zu Taten und lud mich zu Weihnachten in den Spreewald ein. Ich gab nach.

Als wir zu dritt am frostklirrenden ersten Weihnachtstag per Eisenbahn bis Lübbenau reisten, war meine gefährdete Tugend durch eine dick verpackte Armschiene geschützt. Nach der letzten Veranstaltung wurde mir ein Überbein an der rechten Handwurzel entfernt. Der Fußweg bis Lehde war tiefverschneit. Wir mußten über sieben Brücken, die man dort Bänke nennt. Meine Frau, unser jüngster Sohn und ich waren von der Schönheit der Landschaft hingerissen. Romantik pur. Wir kamen am uralten Blockhaus vorbei, in dem vor über hundert Jahren die ersten Logiergäste übernachten konnten. Hier stand die Wiege des Tourismus.

Flora war gewarnt und machte gute Miene. Der Kaffeetisch war für eine große Gesellschaft gedeckt. Als Alibi zeigte mir die Gastgeberin ihre Malversuche in Öl und Essig. Ich enthielt mich eines Urteils, denn angeblich gingen die dilettantischen naiven Werke wie warme Semmeln weg. Wenn dem so war, gut so. Ich hatte mich in Begleitung angesagt und Flora bat das halbe Dorf in ihr malerisch gelegenes Häuschen. Fast alle waren schon bei uns Gäste gewesen.

Ich war sauer, denn ich hatte auf einen urigen Schwoof mit Anekdoten und hausgemachten Spreewaldgenüssen gehofft. Die Tür stand nicht stille. Nach der besten Freundin mit ihrem Gatten standen die Besucher Schlange. Man verstand sein eignes Wort nicht mehr. Bald füllte stickige

verqualmte Luft den kleinen Raum zwischen den Fliesen. Wir flohen in die Natur. Als uns das befreundete Arztehepaar folgte, ließ Flora ihre Gäste im Stich und machte bei 17 Grad Minus die Fremdenführerin. Trotz der warmen Abwässer des nahen Kohlekraftwerks war das strömende Hauptfließ zugefroren. Die Ärztin begann die vereisten Bänke zu unterqueren. Weil das Eis hielt, schlidderte sie wie ein ausgelassenes Kind. Eine Zweizentnerfrau hopsend im Persianermantel ist schon lustig. Das Eis krachte, ächzte, riß rasend schnell in feine Spalten, aber es hielt dem Gewicht stand.

Die Wiesen werden im Winter durch Öffnen der Wehre überflutet, damit die Grasnarbe nicht erfriert. Man kann mit dem Schlitten bequemer und schneller die Heuvorräte bugsieren. Das ganze Dorf war ein großer See, aus dem die Kaupen, auf denen die Häuser standen, herausragten. Unser Spaziergang geriet immer mehr zu einem Eiertanz auf dem Eis.

Schneegefunkel, meterlange Eiszapfen an Reetdächern der Spreewaldkaten, Rauhreif an Gräsern und nackten Ästen der Erlenbäume. Wohin man sah, Schnee wie im Märchen.

Flora lotste uns durch Gehöfte und Anwesen, die längst zu Gasthäusern, Bars und Pensionen umgebaut sind. Damals waren da noch Kuhstall, Tischlerei, Holzschuppen, umgedrehte Kähne, Plumsklo und Misthaufen.

Flora trieb uns an, denn ihre Hormone piepten. Wer weiß, was sie vorhatte, um zum Ziel zu kommen? Da! Krack! Das Eis barst in einem schnell fließenden Meliorationsarm der Spree. Die voraustanzende Frau Doktor steckte mitsamt ihrem pelzgefütterten Exquisitstiefel im kalten Wasser. Das linke Bein schwebte wie auf einem Drahtseil balancierend und Halt suchend zwischen morschen Schwiepen von Erlenbüschen. Kinder hatten den Steg improvisiert, der für Leichtgewichte gedacht war. Der Arztgatte nahm Anlauf, hechtete mit einem Athletensprung über den Graben und machte einen Salto, der vermuten ließ, es wären alle Knochen gesplittert. Er blieb unversehrt und versuchte seine pelzbehinderte Verunglückte ans Ufer zu ziehen. Doch es krachte, Frau Doktor saß mit beiden Beinen in der Eisfalle und ritt nun auf den Erlenschwiepen.

Nach einer Schrecksekunde lachten meine Frau und ich so sehr, daß Tränen kullerten und bei mir im Schnauzer zu Eis erstarrten. Flora schob ihre Freundin von hinten. Schwupp, ein mit Eiswasser gefüllter Stiefel kam frei und suchte Halt. Die Persianermütze hatte die Sicht und das klare Denken versperrt. Der Riesenhintern ragte vor uns rosa beschlüpft empor und dampfte.

Nun setzte Flora mit dem Mut der Verzweiflung auch zum Sprung an. Er glückte und im Nu war die Freundin an beiden Armen gezogen aus ihrem eisigen Fußbad befreit.

Die Extremsportler riefen uns zu, sie würden eine Abkürzung nehmen, wir sollten umkehren. Nichts war leichter, denn im jungfräuliche Schnee waren nur unsere Spuren zu sehen.

Wer nun glaubt, die unfreiwillige Eisbaderin frottiert, neu eingekleidet und groggewärmt in der molligen Stube vorzufinden, irrt. Flora hatte alle Hände voll zu tun. Endlich hatte sie, was sie brauchte und genoß in voll Zügen den vom Geschick bescherten Leckerbissen. Zwei Berliner Burschen zwischen Sechzehn und Zwanzig waren direkt vor ihrer Tür beim Schlittschuhlaufen ins Eis eingebrochen. Bis zum Hals durchnäßt standen sie bibbernd am Ufer. Während die beste Freundin mit einer Decke abgespeist worden war und nach trockenen Sachen jammerte, badete die Samariterin die froststarrten Jünglinge persönlich und einzeln in heißem Wasser.

Meine Frau sorgte mit einem Bügeleisen und einer Wäschemangel für die Schnelltrocknung der erstarrten Sachen der Unglücksrabin. Die Burschen erlebten im Bad, wie die erfahrene Frau Flora erstarrte Glieder auftaut und zum Schmelzen bringt.

Ich hatte inzwischen eine Entdeckung gemacht, die 1993 in Form kleiner Zweicentiliterfläschchen auf den Markt kam und bis heute als "Spreewälder Gurkenmilch" erfolgreich die Touristen in Stimmung bringt.

Die sich selbst überlassenen Lehdschen Herren und Floras Mann hatten, während wir Grotosken im Schnee aufführten, einer Pulle Bergmannsschnaps zugesprochen, die mit Chillischoten und Ingwerwurzeln zu einer scharfen pikanten Geschmacksnote gekommen war. Nun war schon die dritte Pulle leer und keiner war besoffen. Das hatte einen ganz simplen Grund. Wenn man hinters Haus ging, um den Misthaufen zu bewässern, wurde ein Zwischenstop in der Sommerküche eingelegt. Dort standen Gurkenfässer mit verschiedenem Inhalt. Sauerkraut und Salzgurken. Glasgewichte drückten den Holzdeckel unter die Mauke. In den Fässern blubberte reges Leben. Der Milchsäuregärungsprozeß konservierte, aromatisierte und sorgte mit Fermenten und Enzymen für einen biologischen Kreislauf. Obenauf schwamm eine glibbrige Decke aus Hefen.

In diese Masse steckten die trinkfesten Lagunendörfler ihren Zeigefinger und leckten ohne Ekel den Klebstoff ab. Sie naschten, ohne es zu wissen, Gesundheit pur. Was ihre Magenwände immun gegen eine Alkoholvergiftung machte, enthielt auch über 40 verschiedene Gewürze, Vitamine und Essenzen.

Ich registrierte damals nur die Tatsache, daß Nüchternheit und Gurkenmauke in einem geheimnisvollen Zusammenhang stehen müssen.

Das kleine Spreewaldhaus drohte am ersten Weihnachtsfeiertag aus den Nähten zu platzen. Immer mehr Gäste und Eisopfer kamen an. Keiner ging. Floras Mutter versuchte nach dem Vorbild von Jesus Christus die Gäste zu bewirten. Sie hatte keine drei Fische und keine zwei Brote, um eine unübersehbare Anzahl zu speisen, sie entlockte einem uralten Backwunder Pizza am laufenden Band.

Die alte Kopplicken wurde dabei von mir linkshändig unterstützt. Da ich das Chaos im Hause mit logistischen Hinweisen auflockern half, legte sich die Wut der echten Sorbin, die sich als "Wendsche" bezeichnete, was im Grunde das Gleiche ist. Sie plauderte aus dem Nähkästchen ihrer Großmutter, die als weise Frau und Heilerin in die Heimatgeschichte eingegangen war.

SCHLOSSBESICHTIGUNG
UND ANDERE SCHERZE

(1983)

Während der Sommerveranstaltung "Fiesta Mexikana" entwickelte sich beim Flambieren von einhundert Montezuma-Chocolatls eine unerträgliche Hitze in den Lokalräumen. Durch den unüberlegten Gag, einem Kakaotrunk mit Eis und Schlagsahne durch abgebrannten Prima-Sprit in Schokoladenbechern noch einen zusätzlichen Kick zu verpassen, war die angenehme Kühle im Haus verfliegen. Weil nichts wirklich Exquisites (das bei einem Gedeckpreis von 15 DDR-Mark, mit Suppe, Hauptgang, einem Begrüßungsgetränk und einer halben Flasche Wein enthalten sein mußte) aufzutreiben war, mit dem man die Gäste beeindrucken konnte, mußte ich mir immer etwas einfallen lassen. Es mußte billig oder noch besser aus dem Nichts herzustellen sein.

Man kann 100 Personen nicht einfach zum Lüften der Räume vor die Tür schicken. Oder doch?

Alle gespielten Kalauer, die in unserem Hause zelebriert und im Laufe der Jahre von den Gästen zu Kulthandlungen hochgepuscht wurden, waren auf ganz praktische Notwendigkeiten zurückzuführen. Eine lustige Polonaise mußte man ja nicht auf eine Karnevalsveranstaltung beschränken. Bei uns war das ganze Jahr über Karneval. So lud ich spontan zu einer Schloßbesichtigung ein. Wer das Grundstück noch nicht kannte, war durch die gemauerten und bewachsenen Ruinen der Gartengestaltung der Meinung, daß unser Haus an ein altes Gemäuer grenzte. Beleuchtet wirkte alles, wie eine Theaterkulisse aus Mexiko oder Spanien. Die Kapelle marschierte vorweg und ich animierte die Leute sich anzuschließen. Die Schlange, Hände auf den Schultern des Vormanns oder dem Hintern der Vorfrau, bewegte sich treppauf und treppab durch den Innenhof und defilierte schließlich am brennenden Kamin der Bar vorbei. Romantisch beleuchtet und noch zusätzlich durch Kerzenlicht illuminiert, lag hier unser verrostetes Schloß aus dem Keller. "Hier ist das alte Schloß zu besichtigen", rief ich und blieb stehen, um den Verkehr zu regeln. Die ersten Durstigen stürzten sofort auf die vier Barhocker und mußten wieder zurück an ihre Plätze dirigiert werden. Wer den Witz nicht gleich verstanden hatte, wurde durch seinen Tischnachbarn aufgeklärt. Karin, die Abwaschaushilfe, der Kellner und in den ersten Jahren auch die Kinder räumten in dieser Pause das leere Geschirr ab, rissen alle Fenster und Türen auf und lüfteten mit Durchzug. Die Kapelle spielte dann einen ersten Walzer. Manche tanzten; der größte Teil stürmte lachend die Toiletten. Beim Anstehen

schlossen die meisten Damen durch die Kommentierung des neuen spaßigen Erlebnisses die ersten Bekanntschaften. Da mir solche Einfälle spontan kamen, konnte ich keinen einweihen. Karin war da eine wunderbare Inspizientin. Sie begriff auch ohne viele Erklärungen worauf es ankam und organisierte im Hintergrund, was notwendig war.

Ich schrieb in die Verträge für das Sommerprogramm die Bitte, daß jeder Gast einen funktionstüchtigen Lampion mitzubringen hätte. Zuerst zog ich mit unseren Gästen die Rudolf Breitscheidstraße rauf und runter. Die Nachbarn schüttelten über meinen Laternenumzug, dessen Bedeutung für sie im dunkeln blieb, die Köpfe. So dirigierte ich meine Gäste mit Musik in den ehemaligen Ehrenhain. Dieser kleine Park um die Ecke hatte schon viele Nutzungen erlebt. Es begann als Friedhof und wurde Nazi-Kultstätte für gefallene Soldaten des ersten Weltkrieges mit einem riesigen eisernen Kreuz auf einem Sockel. Ich hatte durch Sohn Jörn auf dem Sockel, auf dem ehemals das Nazikreuz verankert war, das Schloß und zwei Windlichte hinstellen lassen. Bei fast allen Veranstaltungen war unser Hausfotograf Peter anwesend und machte zu Beginn Fotos von den Gästen, die er dann vor Schluß des Abends verkaufte. Das war ein toller Kundendienst. Wir bekamen auf diese Weise viele Fotodokumente von unseren Erlebnisbereichsveranstaltungen. Peter hatte viele Funktionen. In unserer Familie war er fast unentbehrlich. Brauchten wir ein Auto, war Peter unser Hausschauffeur. Peter war Single und immer verfügbar, wenn er sein Leben nicht dem Großräschner Fußball zu Füßen legte. Er verbrachte über zwanzig Jahre jeden Weihnachtsabend bei uns, war Gast an allen Familienfeten und Klagemauer. Peter wußte alles.

Die Polonaise zur Belüftung unseres Hauses startete in Richtung Ehrenhain. Der Name blieb und widersetzte sich allen anderen Benennungen mit Erfolg. Peter sollte den Umzug fotografieren. Er kam (mit Alkohol abgefüllt) von einer Familienfeier. Der Nebel im Blut machte ihn unternehmungslustig. Mit Fotozeug und einer Tischdecke rannte er los. Ich sah die Katastrophe kommen. Peter wollte im stockfinsternen Park Gespenst spielen. Als wir mit Musik und Gesang fast in Höhe des Kreuzsockels angekommen waren, blitzte es mehrmals auf. Etwas Weißes flog durch die Luft. Ein Schrei und anschließendes Wimmern ließ die Gäste glauben, alles sei so von uns geplant. Der Sockel lag im Finstern. Ich überließ die Gäste der Führung der Kapelle und eilte die Stufen hinunter zum Brunnen. Peter war beim ersten Spukversuch drei Meter in die Tiefe gefallen und lag zerschrammt und verdreht im ehemaligen Brunnen. Der Sturz endete im weichen Humus. Der Brunnen war bepflanzt und die Sträucher dämpften den Fall. Der Fotoapparat und das Blitzlicht war, wie schon so oft, wenn Peter fotografierte, hinüber. Am nächsten Tag fand man nur Einzelteile ohne weiteren Gebrauchswert. In die Spuktischdecke gewickelt schleifte ich den heulenden Fotografen zurück und

hatte kein Mitleid. Mein Gag war durch Peter kaputt gemacht worden. Keiner hatte das Schloß gesehen.

Wenn man nicht selbst an allen Hebeln des Humors fummeln kann, soll man es lassen. Der Großversuch im Ehrenhain blieb einmalig. Die Gäste berichteten in ihren Betrieben von den Lachtränen, die sie bei uns vergossen hatten und warben mit Schneeballeffekt die nächsten Gäste. Nie haben wir eine einzige Mark für eine Werbung ausgeben müssen. Die Flüsterpropaganda war die beste Reklame. Mit den Jahren wurden uns unwahrscheinliche Sachen angedichtet, die so, wie sie berichtet wurden, nicht passiert sein konnten. Geweckte Neugier ließ den Zulauf wachsen, bis man schließlich ein und ein halbes Jahr vorbestellen mußte. Die Schloßbesichtigung wurde zum Dauerbrenner. Sie mußte als unverzichtbares Markenzeichen jeden Abend stattfinden, sonst murrten die Leute.

Während meines sechsmonatigen Gastspiels bei der Nationalen Volksarmee kam ich viel herum. Nach dem Kurzauftritt in der beliebten Fernsehsendung "Außenseiter Spitzenreiter" wurde ich als Soldat herumgereicht. Ich hatte von Anbeginn beschlossen, dieses halbe Jahr mit Eulenspiegeleien auszufüllen, denn was nützte ich der Gesellschaft in Uniform? Ich wollte Menschen beköstigen und etwas Farbe in ihren grauen Alltag bringen. Man ließ mich nur einmal an den Kochtopf in der sonst stupiden Wachsoldatenzeit des Reservisten. In Bad Dübau bei Leipzig tagte eine Offizierskonferenz. Ich war schon in der Kamenzer Garnison aufgefallen und war beinahe Duzfreund von Generaloberst Kessler geworden. Der stellvertretende Armeeminister speiste einsam und allein. Alle anderen hohen Tiere, von den Soldaten Paradiesvögel genannt, feierten und sofften, weil man bei einer Kontrolluntersuchung mit "gut" bestanden hatte. Mich schleppte man dazu von Rothenburg an der Neiße hierher, um beim Bedienen zu helfen. Der Stab war schließlich so besoffen, daß die Herrn Generäle nicht in der Lage waren, die kurze Wegstrecke vom Stabsgebäude bis ins Casino zu laufen. So schickte man mich mit einem ersten Kurzimbiß hinüber, damit die schwankenden Herrn etwas in den Magen bekamen. Da begann eine Kettenreaktion von Slapstikauftritten, die in jeder Klamotte gut aufgehoben gewesen wären.

Ich hatte in jeder Hand eine große schwere Hotelsilberplatte mit Schnitten zu balancieren. Ich gelangte, weil andere die Türen für mich geöffnet hatten, bis in die heitere Gesellschaft hoher Militärs. Bummi, so nannte man den Kamenzer General, rotzte mich an: "Können Sie nicht grüßen?" - "Doch! Wenn Sie inzwischen mal halten würden!" Ich kannte den Armeegott nicht und drückte ihm beide Platten in die verdutzten Hände. Nun stand der General mit den Häppchen vor mir. Ich aber nahm Haltung an und machte eine zackige Meldung mit allem drum und dran. Dann übernahm ich von dem sprachlosen Menschen die schweren Platten und fragte ihn: "Wo soll das Klavier hin?" Da keiner der verdutzten Herren eine Antwort wußte, schob ich mit den

Ellenbogen das Gläsersammelsurium beiseite und setzte eine Platte in die Mitte vom Tisch. Die andere Platte reichte ich anbietend herum. Der Oberst für rückwärtige Dienste, ich glaube, er hieß Bräutigam, hatte inzwischen einige aufklärende Worte in den Raum gestreut. "Das ist unser Soldat aus dem Fernsehen. Wie Sie bemerken, ein lustiger Vogel." Der schien nüchtern zu sein und winkte mir, diskret einen schnellen Abgang zu machen. Ein anderer Herr, es war Kessler, den ich auch nicht kannte, nahm mich am Ärmel. "Sie sind von einer erfrischenden Frechheit, tun Sie hier Dienst?" - "Nur auf Blitzbesuch, ich bin eine Leihgabe aus Rothenburg." "Sie sind nur Soldat?" - "Mir reicht es aus." - "Nun, ich wollte schon immer mal mit einem einfachen Soldaten eine Unterhaltung führen. Hier ist wohl nicht der richtige Ort. Ich werde veranlassen, daß Sie mich hier in Kamenz bedienen." Noch bevor er "Abtreten" sagen konnte oder ein Rückzug von mir erfolgen konnte, zogen mich gleich zwei angeheiterte hoch dekorierte Offiziere auf einen Stuhl, gaben mir ein Stullchen und ein Glas in die Hand und fragten mich über meinen Fernsehauftritt aus. Den Schnaps ließ ich unberührt. Bräutigam winkte energische Zeichen. Endlich konnte ich flüchten. Als ich in der Küche ankam, wußte man per Buschfunk schon: Acksel säuft mit dem Stab! Ich stand vor der versammelten Küchenmannschaft und ein Hagel von Fragen prasselte über diese unerhörte Begebenheit auf mich ein. Der Küchenboß, sein Dienstgrad blieb im Nebel, sagte zu mir: "Generaloberst Kessler wünscht im Speisesaal vom Genossen Acksel bedient zu werden. Was haben Sie da angestellt? Der Mensch beginnt im Stab erst beim Major." Die Fragermeute wich von mir, nachdem einer geraunzt hatte: "Ich habe es gleich gesagt, der ist von Berlin geschickt, um uns auszuspionieren." Es kam alles ein bißchen dicke und schnell. Nun fragte mich der Küchenchef: "Was ißt der General in Berlin? Hier mäkelt er an allem rum und trinkt nur Kamillente." Ich hatte eine Sternstunde und sagte, daß ich, wenn ich dürfe, schon etwas zaubern würde. Mindestens 30 Leute sahen in Kamenz zu, wie ich aus einer Fülle von Rohstoffen, die für das Armeegelage der Generäle bereitstand, ein illustriertes orientalisches Brot auf einer Platte anrichtete. Mich selbst plagten Hunger und Appetit. Der Heißhunger ließ mich in jede Hosentasche eine Apfelsine verschwinden lassen. Man zog mir die Uniformjacke aus und gab mir ein weißes Kellnerjackett, das eigentlich in eine Bar zum Dinner gehörte. Es paßte. So marschierte ich nach einem schnellen Kontrollblick in den Spiegel mit Kamillente auf dem Tablett los. Der General saß in einem Trainingsanzug in einem kleinen Zimmer und starrte ungläubig auf meine Platte. "Da kriegen Sie ein Ooge! Auf orientalisch gequältes Pappchen." Es war raus und zu spät. Doch der Mann im Trainingsanzug lachte. Freundlich sagte er. "Da läuft einem ja das Wasser im Munde zusammen. In Großräschen können Sie ja inzwischen nicht gewesen sein. Also verfügen wir doch über ein Schlaraffenland." Mich ritt der Schalk. Ich steckte die beiden Apfelsinen unter mein Kellnerjackett und flötete beim Eingießen des Kamillentes: "Genosse Minister, heute Vorsicht mit dem Tee! Es ist Brusttee, ich habe vorher gekostet. Sehen Sie wie schnell er wirkt."

Dabei spannte ich den Brustkorb und präsentierte die außerordentlichen Hügel. Er stutzte nochmal und warf sein Besteck auf den Tisch, daß es schepperte. Er lachte und lachte. "Sie sind unglaublich. Schade, daß man Sie nicht nach Berlin mitnehmen kann." Da er einen Hustenanfall bekam und ich ihm auf den Rücken klopfen wollte, kamen gleich zwei Leute angestürzt. Ich ließ schnell meine Apfelsinen in den Hosentaschen verschwinden. Es kam zu keiner Unterhaltung, denn der Mann war krank. Der Oberst vor der Tür, der wohl für den Minster zuständig war, fragte mich entgeistert: "Was haben Sie zu ihm gesagt? Ich habe ihn noch nie lachen sehen." Ich wurde der Antwort enthoben, denn der Generaloberst wollte ihn sprechen.

Man behandelte mich in Kamenz wie ein rohes Ei und war froh, mich nach Bad Dübener See weiterreichen zu können. Mein wachsendes Ansehen war an der steigenden Transportbequemlichkeit abzulesen. Nach Kamenz war ich auf der Ladefläche eines LKWs gerüttelt worden. Nach Bad Dübener See reiste ich im Offiziersbus. Faxen und Frechheit zahlten sich aus. In dem modernen Armeegebäude ging es zu, wie in einer Großgaststätte. Ich hatte bisher nur Baracken und Zelte kennengelernt und staunte über den Aufwand, der hier Alltag war. Hier waren die Leute, die ich bedienen mußte, recht kleinkariert. Frühstück war für die Tagungsteilnehmer gratis. Der Bohnenkaffee mußte aber kassiert werden. Ein symbolischer Akt mit einem Fantasiepreis von 47 DDR-Pfennigen pro Kännchen. Ich hatte kein Geld und somit auch keine Pfennige zum Herausgeben. Das ging bei den ersten zehn Zahlenden gut. Dann monierte ein Offizier, er bekäme noch sechs Pfennige zurück. Ich antwortete dem Krümelkacker, durch meine Kamenzer Erfolge größenwahnsinnig geworden: "Greifen Sie mal einem nackten Soldaten in die Tasche!" Er wechselte wie ein Chamäleon die Farbe. Noch bevor der Tobsuchtsanfall ausbrechen konnte, sagte am Tisch ein Rothenburger Offizier, den ich nicht kannte, gemütlich: "Genosse, Sie wolln doch nicht etwa einen Millionär beleidigen? Das ist unser berühmter Genosse aus dem Fernsehen." Ich stand unter Zeitdruck und konnte der folgenden aufklärenden Beruhigung nicht beiwohnen. So beugte ich beim Kassieren weiteren Protesten mit einer Preiserhöhung auf fünfzig Pfennige vor.

Ich wohnte Erste Klasse in einem Wohnblock in einem mit vier Betten bestückten Zimmer als Solist. Kaum lag ich ausgestreckt auf meinem Deckenlager, luden mich Soldaten, die schon stark an der Flasche genippt hatten, ins Nachbarzimmer zum Feiern ein. Es waren alles GOvDs. Für den zivilen Leser: Gehilfen des Offiziers vom Dienst. Aha, daher der Zugang zu geistigen Getränken. Man hatte in einer Metallkaffeekanne eine hochprozentige Bowle gebraut und schon den dritten Aufguß vernichtet. Da ich total nüchtern, ja regelrecht entwöhnt war, hätte mich ein Schluck dieses Gesöffs sofort außer Gefecht gesetzt. Ich war nüchtern immer am besten zu dollen Späßen aufgekratzt. Die trunkenen jungen Männer, die in Unterhemden

auf ihren Betten saßen, kamen mir gerade recht, um meinem Affen Zucker zu geben. Man erwartete von mir sowieso, daß etwas aus dem Rahmen fiel, da jeder zu dem, was er über mich gehört hatte, noch etwas ausschmückend dazudichtete. Bei der Armee wurde besonders übertrieben. Ich fragte, ob die Boys denn Lust hätten etwas zu spielen, das meine Gäste besonders gern mochten. Sie waren in ihrem Zustand zu allen Schandtaten bereit. Dieses Gaudi basierte auf der Schadenfreude und funktionierte bisher nur, wenn auch Damen anwesend waren. Ich schickte vier Soldaten, die dem Dienstgrad nach Fähnriche oder Feldwebel waren, vor die Tür. Dann wurden sie einzeln hereingeholt. Ich redete ihnen ein, sie seien die Stellvertreter des Stadtarchitekten. Vor den Spielkandidaten saßen zwei Männer in innigster Umarmung auf einem Stuhl, die ein Denkmal darstellten. Diese Pose, so sagte ich, hätte Anstoß erregt und müsse durch eine andere ersetzt werden. Er könne als Meister nun schalten und walten. Alles sei erlaubt; das Denkmal sei wehrlos und ohne eigenen Willen. Die Umarmung blieb. Sie wurde nur noch obszöner und verrückter angeordnet. Gut. Gefällt es so? Gut, dann nehmen Sie bitte die Haltung des Untermanns ein. Kurzer Schreck. Gejohle derer, die aus dem Spiele waren und sich bald in die Hosen machten. Mir fiel schnell auf, daß mehr als vier Leute wieder hereinkamen. Man hatte sich, vom Lachen angelockt, angestellt. Die Bude war voll wie eine Heringsdose und es stank fürchterlich nach Männerschweiß. Plötzlich ging die Tür auf und der Offizier vom Dienst, dessen Gehilfe verschwunden blieb, sah nach wo er steckte. Wie im Ulkfilm öffnete er die Tür und schloß sie wieder, weil er sich von einem Trugbild genarrt fühlte. Dann kam er mit erhöhtem Tempo zurück und wollte Fragen stellen. Man ließ ihn nicht dienstlich werden. Er wurde mit einem Glas Alk (Alkohol) zum Schweigen gebracht. Sein GOvD stand gerade auf dem Schoße seines Denkmalpartners Kopf, wurde an den Hüften von dem festgehalten. Der Architekt war gerade dabei Hosen und Unterhosen herunterzuziehen und eine Wäscheklammer am baumelnden Pfiffi zu befestigen. Nachdem der letzte Kandidat die Stellung, die er angeordnet hatte, eingenommen hatte, brach ich ab. Wer weiß, was den enthemmten Soldaten noch alles eingefallen wäre? Ich hatte den diensthabenden Offizier gleich gefragt, ob er Kerzen und ein altes Schloß hätte. Noch bevor er richtig zum Denken kam, bat ich ihn, beides auf die Großräschner Weise in seinem Dienstraum auf einem Stuhl an der Tür zu arrangieren. Ich animierte alle im Zimmer, sich ein Laken umzuwickeln und an die Zimmertüren zu klopfen. "Wir machen jetzt hier im Hause eine Schloßbesichtigung." Wieviel in dem Neubauwohnblock untergebracht waren, war schwer zu sagen. Der OvD-Raum lag Parterre am Hauseingang. Nun zog eine noch nie dagewesene Schlange in Bettlaken eingewickelter Männer nachts um zweiundzwanzig Uhr über Korridore treppauf zum Boden. Der war durchgängig. Im Treppenhaus, vor dem Dienstzimmer, trampelte die johlende und lachende Gesellschaft von wenigstens hundert Kerlen. Im OvD-Zimmer stand der verdatterte Offizier und verfluchte im Geiste seine naive Dummheit, daß er wunschgemäß eine Kerze

und ein Spindvorhängeschloß auf einen Stuhl gelegt hatte. Ich blieb da stehen und erklärte, bis ich heiser war, hier wäre das Schloß zu besichtigen und nun ab ins Bett. Die Polonaise löste sich auf.

Ich sollte eigentlich noch zwei Tage bleiben. Am Morgen weckte man mich ziemlich barsch und ordnete die Rückreise nach Rothenburg an. Der Küchenchef von Bad Düben hatte inzwischen mit der Kamenzer Armeobjektküche telefoniert. Über Nacht wurde ich zu einem Bazillus. Ich könnte vom Ministerium geschickt worden sein, um zu testen, wie weit und wie schnell die Moral des Objekts zu untergraben sei. Alle waren feige und schnell war das Lachen vergessen. Aus Sympathie war schnell Distanz geworden. Bevor ich begriffen hatte, was da gedacht und gespielt wurde, fand ich mich auf einem LKW wieder, der in Richtung Neiße ratterte.

Der Punkt auf dem i fehlt hier noch. In Rothenburg mußte meinetwegen der Armeestaatsanwalt aus Strausberg erscheinen, weil ich angeblich auf die Milchfahrer aus Lodenau geschossen hätte. Man dekorierte und degradierte mich wieder. Es war wie im zivilen Leben der DDR, niemand wußte, ob er mich einsperren oder für den Nationalpreis vorschlagen sollte.

WÜRSTCHEN MIT GESANG

(1986)

Wer als gelernter DDR Bürger vor Weihnachten einen heißen Draht zu seinem Fleischer oder im Delikatladen hatte oder mit etwas Glück am richtigen Tag zur richtigen Zeit in der Schlange gestanden hatte, konnte den Feiertagen einen besonderen Glanz durch Wiener Würstchen im "richtigen" Darm verleihen. Ich war durch Zufall in der Warenausgabe der PGH "Delikat" (Produktionsgenossenschaft des Handwerks) anwesend, als man dort für die Belegschaft die privaten Bestellungen für die Festversorgung in die Tüten packte. Meine zaghafte Frage, ob ich denn für meine Familie auch so eine Tüte erstehen könne, wurde positiv beschieden. Das war ein Erfolgserlebnis! Das verlieh dem Fest seinen Glanz! Man hamsterte sich durch die Geschäfte und ließ seine Beziehungen bei Lieferanten spielen.

Unsere Mutter hatte sich die übliche Weihnachtsblessur zugezogen. In diesem Jahr war es keine Nadel im Daumen, keine Fraktur des Arms oder ein Druckverband um den Kopf, weil die Stufen der Fußgängerbrücke vereist waren. Mutter war bei ihren chaotischen Jahresendwohnungsputzaktionen mal zur Abwechslung eine Fensterscheibe auf dem Kopf zerschellt. Wir brachen am vierten Advent zu einem Krankenbesuch in der Kollwitzstraße auf und brachten zur Aufmunterung zehn Wiener Würstchen im "richtigen Darm" mit. Mutter währten wir mit Halskrause im Bett vorzufinden. Weit gefehlt, das Chaos war noch immer in allen Räumen verbreitet. Mutter putzte überall gleichzeitig nach einer nicht nachzuvollziehenden Methode. Während sie versuchte, für uns einen Sitzplatz zu schaffen und Gläser fand, um ihrem Schwiegersohn, dem Enkel, der Tochter und unserem Kellner einen Schnaps anzubieten, suchten wir eine Gelegenheit, die Wiener im Kunst Darm zu orten, um sie gegen "richtige" Wiener auszutauschen. Es waren keine Wiener zu finden. Mutter hatte sich nicht beherrschen können. Wie andere ihrem Küchenwein beim Kochen zusprechen, war bei der Reinigungsorgie der Mundvorrat nebenbei verzehrt worden. Was für ein freudiger Schreck, wenn plötzlich unerwartet Nachschub im Fensterschrank lag. Wir strichen die Hoffnung auf Kaffee und Kuchen und kippten süßen Kirschlikör auf unsere Magenwände. Wir gerieten in Stimmung und sangen zum Abschied der völlig verblüfften Oma ein

Weihnachtlied vor. Dann brachen wir auf. Ganz in der Nähe wohnten Freunde, die wir auch an unserem Wienerdeputat teilhaben lassen wollten. Auch bei Familie Repling war man in hektischer Betriebsamkeit. Bratenduft schlug uns entgegen. Obwohl total im Streß, lud man uns sofort ins Haus ein. Wir übergaben das Wurstpaket und sangen dazu. "Wir hören erst auf, wenn wir eingeschneit sind oder einen Schnaps bekommen!" Während vom Himmel Schneemassen herabrieselten, tranken wir vor der Tür im Stehen eins, zwei Gläschen und marschierten aufgekratzt am Wasserwerk in Richtung Unterführung. Wo heute ein ganzes Industriegebiet dicht bebaut in wenigen Jahren nach der Wende entstanden ist, war noch weite Leere, über die ein eisiger Wind fegte.

Bei Familie Andresen unterbrachen wir die Wanderung. Dort hätte man mit einem Wurstpaket Eulen nach Rom getragen. Wir sangen nur auf dem Hof ein Lied für eine Labung mit einem Drink im Stehen.

Gleich nebenan wohnte ein Schulfreund unseres Sohnes. Wir stiegen gleich über den kleinen Gartenzaun und klopfen auf der Terrasse ans Fenster. "Die Antennenmonteure sind doch noch gekommen!" hörten wir den Sohn zu den Eltern sagen. Die neue Satellitenschüssel aus dem Intershop sollte noch zum Fest angeschlossen werden. Familie Schneider hat nie begriffen, weshalb wir singend durch den tiefen Schnee marschiert sind. Wir schleppten eine Menge Nässe in die piksaubere Wohnung und wurden zur Bewirtung mit Bergmannsfusel, der in Westflaschen versteckt lauerte, in die Kellerbar gelotst. Timo Schneider fand unseren Einfall herrlich und verstärkte unseren wandernden Chor. Seine Eltern entließen uns stocksauer in die Dunkelheit.

Wie ein Schwarm hungriger Heuschrecken fielen wir ein paar Meter weiter bei Familie Götze ein. Noch während wir im Hausflur sangen, schmierte meine Schulfreundin Johanna in der Küche frisches Brot mit Hausmacher Leberwurst vom eigenen Schlachten. Köstlich, wenn man einen in der Krone hat. Johanna war eine von den Mädels, die in Wolkenstein vor Angst aufs Klo geflüchtet waren, als 40 Afrikaner zu Besuch kamen. Wir versumpften und blieben viele Stunden.

Die Gastgeber lachten mit uns und fanden, daß sie noch nie einen zu lustigen Weihnachtsauftakt erlebt hätten.

Unser Auftritt sprach sich herum und wurde viel beklascht. Man sprach Einladungen für das nächste Jahr aus.

Doch unsere Würstchenlieferung mit Gesang blieb ein Unikat. Krankheit, völlig neue Lebensumstände und auch die politische Wende in Deutschland schufen andere Verhaltensweisen. Würstchen im Naturdarm gab es in jedem Supermarkt in jeder Menge zu jeder Zeit, man trank keinen Schnaps

mehr. Man nippte jetzt am Prosecco. Texte von Weihnachtsliedern wurden vergessen. Es wäre auch undenkbar, bei jemandem einfach so klingeln zu gehen und ein Lied vor der Haustür anzustimmen.

Mutter hatte dann eine Idee: "Wie wäre es, statt der Würstchen, mit Medikamenten, die der Arzt nicht mehr verschreiben darf?" Zeitschen vergeht, so entstehen Geschichten und Geschichte.

VERFOLGUNGSJAGD IM TRABI

(1988)

Wer hätte gedacht, als wir nach 15 Jahren Wartezeit endlich mit unserem delphingrauen Trabant Kombi durch die Lande brausten, daß es so viele delphingraue Tabis gab! Mancher Parkplatz vor der Kaufhalle glich einem delphingrauen Autosalon.

Meiner Karin gings an diesem Tag schlecht. Von Blähungen geplagt stand sie an der Fleischtheke Schlange und bemühte sich, ihre Gasemissionen in kleinen lautlosen Dosen an die Umwelt abzugeben. Schweiß perlte von ihrer Stirn, als sie mit ihrem Grillpaket zu mir in den "Frizzi" steigen wollte.

Wie groß war ihr Schreck, daß sie das Auto verwechselte und in einen fremden Trabi zu einem fremden Mann eingestiegen war, das Fleischpaket auf den Rücksitz geschleudert und ihren Flatulenzen freien Lauf gelassen hatte.

Wie von Furien verfolgt, schnellte meine Frau aus dem fremden Auto und stieg hysterisch keifend zu mir ein. "Fahr, fahr! Fahr sofort los!" schrie sie mich an. Ich gab Gas und sie auch. "Was ist los? Wirst du verfolgt?"

Karin heulte auf und lachte dann wie eine Irre.

Ein delphingrauer Trabant folgte uns. Ich drückte noch mehr aufs Gaspedal, der Verfolger und meine Karin auch. Diesmal so laut, daß sogar das Motorengeräusch übertönt wurde.

"Mein Gott, weshalb kommt der auch noch hinterher? Ich kann doch nichts dafür! Der Bohneneintopf!"

Ich verstand nichts, bremste und fuhr rechts an den Straßenrand.

Der Verfolger bremste und hielt knapp hinter uns. Ein Mann stieg aus und hielt unser Fleischpaket im Arm. Als er es uns überreichte, war meine Angetraute sprachlos. Ich auch.

DAS MÄUSEWEIHNACHTEN IN BÜCKGEN

(1988)

Jeden Tag rückte der Tagebau dem Südtail des kleinen Städtchens Großräschen bedrohlich näher. Wir saßen auf gepackten Koffern. Bei unseren Spaziergängen durch das Dewastierungsgebiet, wie die künstliche Mondlandschaft offiziell hieß, tat uns das Herz weh. Man wird krank, wenn man täglich von einem liebgewordenen Stückchen Heimat Abschied nehmen muß. Wo immer die Abrißbirne einen Trümmerhaufen hinterließ, hatten wir gespielt, waren zur Schule gegangen oder in den Fluten der Badeseen herumgetollt. Wir schritten ein letztes Mal die Wege entlang, die unsere ersten verschämten Küsse miterlebt hatten und wußten, hier wird einmal ein großes Loch zurückbleiben. Ein großes Nichts, in zig Jahren mit Wasser gefüllt, über das ungebremst der Wind hinwegfegen würde. Die Bagger rückten unaufhaltbar näher, zerstörten die Heimat, damit Energie erzeugt werden konnte. Nicht nur die Menschen waren betroffen. In dem alten Bauernanwesen, das uns nur für kurze Zeit ein Dach über den Kopf geliehen hatte, waren schon vor langer Zeit ganze Heerscharen von Mäusen eingezogen. Und es wurden täglich mehr. Wir versuchten nie etwas gegen unsere Mitbewohner zu unternehmen. Es wäre zwecklos gewesen. Zu viele waren auf der Flucht vor dem Chaos.

"Die Menschen müssen verrückt sein," behauptete das aufgeregte Mäusemädchen Elli. Ihre Tasthaare zitterten. "Denkt euch. Ich kletterte das Kabel von der Küchenlampe nach unten, da höre ich, wie unser Mensch sagt: "Wir ziehen bald nach Forst um." Ich war so erschrocken, daß ich beinahe den Lampenschirm abgerissen hätte." - "Weshalb ziehen die vielen Menschen von hier weg? Und wohin? Was wird aus uns?" Das Fragenkarussell drehte sich hinter dem Geschirrschrank in der Mäusevilla in Bückgen. Die dicke Maus Molli, die eben vom Nachbarnbesuch zurück war, wußte zu erzählen, es würden nebenan schon die Koffer gepackt. Dort würde man noch vor Weihnachten in ein neu gebautes Haus umziehen. Im Garten lägen jede Menge alter Sachen aufgetürmt. "Der Bergbau kommt immer näher", seufzte die alte Dolli. "Der junge stramme Mäuserich, der als einziger den Beutezug der wilden Katzen überlebt hat, sitzt gegenüber mutterseelenallein und leidet Hunger. Die Leute haben alles Eßbare in den Neubau nach Großräschen mitgenommen." - "Ja was denn? Wie denn? Was ist Neubau? Was ist Bergbau? Wo liegt Forst und wo ist Großräschen?" Die Mäuse wisperten so laut, daß ich mit dem Besenstiel gegen den Küchenschrank klopfte und polterte: "Ruhe da drinnen, sonst räuchre ich euch doch vor dem Umzug aus!" Die Mäuse erschrakten nicht

mehr, denn sie wußten, ich meinte es nicht so. Schon oft hatte ich ihnen Bröckchen hingeworfen und gesagt: "Wenn ich gewußt hätte, daß ich mit einem Bauernhaus voller lustiger Mäuse meine Schwiegermutter loswerde, hätte ich in unserer ersten kleinen Dachwohnung ein paar von euch am Leben gelassen." Nun hatte ich selbst Angst vor dem Neuen und einer ungewissen Zukunft, denn ich bin krank. Maus Elli erklärte ihren Mäusegeschwistern, daß die Menschen da, wo sie jetzt noch wohnten, ein tiefes Loch graben würden, um die Kohle, die unten tief in der Erde verborgen lag, auszubuddeln. Sie sei vor Millionen von Jahren aus großen Bäumen entstanden. "Sie brauchen das schwarze Zeug da draußen im Schuppen, damit es im Haus warm ist und sie Licht haben." Für Lilli, das etwas leichtsinnige Mäusefräulein, war das alles viel zu gelehrt. Sie hörte schon ihre Hochzeitsglocken läuten. Sie achtete nicht auf die Unterhaltung ihrer Familie, denn sie hatte soeben beschlossen, dem einsamen Mäuserich im Nachbarhaus Rettung zu bringen. Geschwind marschierte sie zur Straße. Doch da rasten riesige Ungetüme vorbei, die die Menschen LKW und PKW nannten. Die einst sehr einsame Dorfstraße war nun zur Todesstrecke für Mäuse, Katzen, Hunde und Hühner geworden. Schlotternd vor Angst und Kälte eilte die Jungmaus ins warme Haus zurück. Sie kam gerade rechtzeitig, um eine neue Geschichte zu hören. Diesmal ging es um Nikolaus, Weihnachtsmann und Schnee. "Jetzt beginnt für uns bald eine herrliche Zeit", erinnerte sich die dicke Molli." Die Menschen kaufen viele Eßwaren und verstecken sie vor ihren Kindern bis Weihnachten. Oft vergessen sie, wo all die guten Sachen liegen und dann können wir alles vernaschen und sogar aufessen." Ich machte gerade einen Sack voller Süßigkeiten fertig und wollte diesen im leeren Waschhaus auf dem verlassenen Grundstück gegenüber deponieren. Lilli überlegte nicht lange und schlüpfte in den Sack hinein. So kam sie sicher über die wilde Dorfstraße ins Nachbarhaus zu ihrem einsamen Mäuserich. Die Düfte um sie herum raubten der kleinen Maus den Atem. "Was für einen Hochzeitsstaat bringe ich da mit. Er wird mich mitten im Schlaraffenland finden und zu mir naschen kommen", freute sie sich sehnsuchtsvoll. Mäuserich Beppi war auf der Flucht. Ein Rudel ausgehungertes Ratten durchkämmte die verlassenen Häuser und fraß alles, was ihnen in die Quere kam. Auch Mäuse. Dem Ruf von Lilli, die hinter einem Loch im Sack auf der Lauer lag, verdankte er sein Leben. Eine blecherne Keksdose rollte im sicheren Versteck vor die Öffnung. Lilli führte den Mäuserich vor eine Tüte mit schokoladenüberzogenen Kokosflocken. Ein edler Hochzeitsschmaus. Als die beiden Brautleute im duftenden Apfelsinenpapier einschlieften, dachte Beppi: "Hoffentlich war nicht alles für die Katz!"



KATER WILLY BRINGT LICHT
ANS ENDE DES TUNNELS

(1989)

Forst (Lausitz) liegt im Baruther Urstromtal. Es wurde von der Eiszeit geschaffen und die Natur regelte, daß in unserem direkten Umfeld, bedingt durch eine Wasserscheide, der Regen über Neiße und Oder in die Ostsee und über Spree, Havel und Elbe in die Nordsee floß.

Auch unterirdisch gab es Kanäle und Ströme, die diese Richtung nahmen, bis der Braunkohlenbergbau alles durcheinanderbrachte. Die natürlichen Abläufe wurden außer Kraft gesetzt. Aus Sumpfgebieten wurde eine Wüste.

Als wir im Sommer 1989 in unser Haus zogen, begegneten uns die gleichen Symptome wieder, die wir schon aus dem Dewastierungsgebiet Bückgen (Großräschen-Süd) kannten. Wer die Wirkungen von Grundwasserabsenkungen, Umschichtungen gigantischer Erdmassen, Wetterveränderungen, magnetischer Irritationen und Bodenbrüchen nicht kennt, wird wieder abergläubisch und sieht Gespensterwesen.

Wo seit März 2007 der Yachthafen des neuen Ilsees geflutet wird, stand unser Bauernhaus, liebevoll Mäusevilla genannt. Nun wohnen wir dicht an der Grenze zu Polen in einem modernen Bungalow mit Geistern zusammen.

So schien es, bis uns ein kleiner schwarzer Kater erlöste.

1989 rochen, sahen, hörten und spürten wir unerklärliche Dinge. Wir taufte das "Wesen", das im Acksel-Haus umzugehen schien, ER. Doch zunächst legten wir uns mit dem Vorbesitzer an. Es kam fast zu einem Rechtsstreit. Das Gepolter war eine echte Wertminderung! Nun war klar, weshalb der Hausverkauf so reibungslos erfolgt und man weitweg bis nach Mecklenburg-Vorpommern gezogen war. Hier spukte es! Lauerte hier das Unglück? Man hatte von bettnässenden Kindern, fremdgehenden Ehegatten, Selbstmordversuchen, hysterischen Frauen und Fäkalien erzählt, die bei Nacht aus den Abflüssen im Keller gluckerten.

Nun polterte es gleich in der ersten Nacht auf dem Boden, der gar nicht vorhanden war. Es gab nur ein flaches Dach und keine Mitbewohner, die

Möbel rücken konnten. Die Leiter von der Antennenmontage stand noch angelehnt. Gab es einen Dieb unserer neuen Funkwellenfanganlage für das Westfernsehen? Nichts dergleichen.

Kaum in den Betten, klang es, als ob der Nachbar pausenlos seine Garagentür zuwerfen würde. Das konnte nicht sein; es gab dort ein elektrisches Rollo. Fachleute meinten, es läge an der mangelhaften Wärmedämmung des Daches. Die Betonplatten würden sich je nach Wetterlage verschieben. Die Fugen erzeugten dieses Gepolter. Da müsste eine neue Dachabdeckung her.

Wir zogen in den Keller und schliefen, nach dem Beispiel unserer Vorgänger, unter dem Schlafzimmer. Es wurde nicht ruhiger. Unter unseren Betten fuhr in den Nächten eine U-Bahnlinie hindurch, die einem unregelmäßig wechselnden Fahrplan folgte. Auch ein Rinnsal mit geruchlosem klarem Wasser kam aus einer Linoleumritze unter dem Ehebett. Der Verdacht lag nahe, einer von uns hatte eine Inkontinenz. Fehlanzeige, wir waren beide dicht.

Als wir Fremdenzimmer zu vermieten begannen, beklagten sich die Hausgäste über unseren Geist, der in den Rohren der Schwerkraftheizung hasch mich spielte.

Wenn niemand im Hause war, klingelten die Weckuhren oder es ging von selbst ein Fernsehgerät in der Nacht an.

Ach, hätten wir nur eher gewußt, wie leicht man Geister vertreiben kann!! Alle gefaßten Vorsätze wären verworfen worden. Als wir noch Gastwirte waren, hatten Vandalen unseren geliebten und vergötterten Kater Maxe im Männerklo ersäuft. Wir wollten nie wieder in solch eine entsetzliche Lage geraten und in Forst ohne Tiere leben.

Eines Abends saßen wir vor dem Kaminfeuer. Es begann plötzlich intensiv nach Erdbeeren zu duften. Es waren weder Erdbeeren im Haus (wie auch, noch lebten wir in der DDR), noch war eine Blume erblüht, die solch ein starkes Aroma verströmen konnte. Wir untersuchten das Kaminholz, dachten an modernde Pilze, schnupperten, rätselten.

In unsrem Schlafzimmer, das wir wieder nach oben verlegt hatten, breitete sich mitten in der Nacht Kneipengeruch aus: Zigarre, Bier, Uringestank. Erst Durchzug half. Man beginnt am Verstand zu zweifeln. Wir schwiegen. Niemand hätte uns geglaubt, sondern eher eine Macke bescheinigt.

Als es nach Bittermandeln roch, bekam ich eine Gallenkolik. Blausäuredämpfe! Nichts da. Wir blieben am Leben. Meine Frau war mit

den Nerven fertig und mußte ins Krankenhaus. Die ausklingenden Wechseljahre. Hieß es.

Als unser Sohn nach der Wende aus München eine wundersame Kollegin anschleppte, die glaubte, sie sei die Reinkarnation einer Meerjungfrau, erfuhren wir Erstaunliches. Die materialisierte Undine beneidete uns. Zweifellos war sie verrückt, denn sie hielt uns nicht für bekloppt und sprach mit IHM. Sie verkündete: "Er prüft euch!" Wozu, warum, wie lange noch, verriet sie uns nicht. Hochbeglückt reiste sie ab und beschenkte meine Frau mit einem echten Brillantkruz als Symbol und Mittler zwischen der Geisterwelt,

Meiner Schwiegermutter, die ganz gar von dieser Welt war, zeigte er sich! Sie bekam einen hysterischen Anfall in der Küche. Wir saßen alle beim Frühstück. Die Sonne schien hell durch zwei Fenster auf den mit Linoleum belegten Betonfußboden, In der Mitte des Raumes, vor dem Kühlschrank, gab es, 20 mal 20 Zentimeter, ein kleines Viereck. Sicher ehemals ein Brandfleck, der ausgebessert worden war. Vor unseren Augen stiegen kleine dünne geruchlose Wölkchen in kurzen Intervallen bis in ein Meter Höhe und lösten sich in Nichts auf. Ich raste sofort in den Keller und kontrollierte die Decke. Darunter befand sich die Dusche in der Waschküche. Die Leitungen waren alle in Ordnung. Nichts ließ auf die Dampfentwicklung schließen. Als fünf Jahre später ein Terrakottafußboden eingebaut wurde, zeigte sich, daß an dieser Stelle der Beton wie Mehl zerbröselte war.

Endlich! An einem regnerischen Morgen nahte die Erlösung.

Früh um fünf Uhr holte ich mir die Zeitung aus dem Briefkasten am Zaun und begegnete Willy, der im nieselnden Dunst auf einem Zaunpfeiler hockte. Der nasse verdreckte Kater tat so, als wenn er zum Haushalt gehörte. Er kam ohne Aufforderung, wie selbstverständlich in die Küche und nahm vor dem Kühlschrank Platz. Trockengerubbelt verzehrte er zunächst alles, was ich ihm anbot. Dann stellte er sich vor die richtige Tür und erledigte in Windeseile sein Geschäft im Garten. Ich dachte, nun wäre er satt und auf und davon. Kaum an meinem Lesesessel angekommen und noch nicht die Zeitung aufgeschlagen, trommelten Katzenpfoten energisch ans Fenster meines Arbeitszimmers. Das Ritual erfolgte dann mehrmals täglich, wenn er Einlaß begehrte. Ich fragte mich, wie weiß ein fremdes Tier, das man an der Ostseite zum ersten Mal hinausläßt, daß es zur Westseite laufen, eine kleine Treppe hochspurten muß, auf einen Fenstersims hopsen kann und zu voller Katzengröße aufgerichtet mit den

Vorderpfoten trommelnd signalisiert, weil dort der Mensch Zeitung liest, den es sich ausgesucht hat!?

Willy hatte noch ganz andere Sachen im Repertoire. Wenn er in der Nacht aufs Klo mußte, telefonierte er ganz einfach. Einer der Schlafplätze war der Dielenschreibtisch. Hier stand das Fax-Telefon. Die blinkenden Lämpchen interessierten den Kater. Langte er mit den Pfoten nach den Dioden, kam jemand angerannt, denn das Gerät gab ein Signal. Willy stand dann längst an der Tür, die ins Freie führte. Mal entrollte sich der gesamte Faxpapiervorrat. Der schwarze Kater mit dem kleinen weißen Lätzchen sauste mit dem neuen Spielzeug wie ER durchs Haus. War ER nun in Gestalt eines Katers aufgetaucht?

Nach 14 Tagen bestimmte das Tier unser Leben. Was der Kater wollte, wurde gemacht. Er öffnete bald alle Türen selbst und saß mit uns am Tisch, wenn wir aßen. Hundefutter von Aldi, die große Dose, mußte es sein. Aber nur, wenn meine Frau oder ich zusahen, wie es ihm schmeckte.

Hausgäste vergötterten ihn und lockten ihn heimlich zum Übernachten in ihre Betten. Einmal war er sogar Hundesitter. Eine große schwarze Doggendame fürchtete sich allein im Auto, im Waschraum und in der Garage. Erst als Willy mit ihr in einem Gästebett kuschelte, war Ruhe.

Auch ich hatte meinen Seelenfrieden gefunden. Unser Leben stand nach Herzfarkt, Geschäftsaufgabe mit 44 Jahren, zwei Umzügen und mehrmaliger Berufsumstellung, sowie politischer Wende in Deutschland auf dem Kopf.

Was das alles miteinander zu tun hat?

Nun, ich helfe gern dem Leser. ER hatte (symbolisch) eine Gestalt angenommen, die man als rationaler Mensch akzeptieren konnte. Nach wie vor wurden wir tyrannisiert, aber die Liebe überwog. Der Kater hatte maßgeblich unser Leben neuen Inhalt gegeben. Die Mutlosigkeit, die wie eine lähmende Krankheit von uns Besitz ergriffen hatte, war besiegt. Wir lachten wieder. Licht am Ende des Tunnels!

Immer, wenn Willy in einer Zeit, wo ihm die Hormone piepen, von allen guten Geistern verlassen wird und er stark parfümiert an den Nerven zerrt, nehmen wir es mit Fassung hin. Wir wundern uns auch nicht, wenn wir einmal alle Prüfungen bestanden haben werden und eines Tages mit IHM reden können.

DER BESCHWIPSTE GÄNSEBRATEN

(1990)

Weihnachten 1990 wird wohl diesmal ohne Gänsebraten bei Familie Mustopf gefeiert werden. Die Oma erzählte, wenn sie unter Leute ging: "Der Schreck!! Der Schreck sitzt uns noch in allen Gliedern. Ich glaube, wir füttern keine Gänse mehr. Der Dreck, das teure Futter, die viele Arbeit! überall gibt es billig Gänse zu kaufen. Die Leute aus Forst holen sich ihren Braten aus Polen. Gänsemast lohnt sich nur noch in ganz großem Stil."

Das sagte sie natürlich nicht so, wie ich es aufgeschrieben habe.

Oma Rosa ist Halbsorbin, ist noch immer, obwohl hochbetagt, Hofbesitzerin und führt das Regiment. Sie spricht ein Ponaschemu aus zwei Sprachen, das sie noch mit Kraftausdrücken würzt. Früh ist sie auf dem Hof die Erste und abends die Letzte. Nur über Mittag schmeißt sich die resolute Respektsperson "fiern Stindchin of Kautsche." Die Hälfte von Oma Rosa stammt aus "Astpreußen, wo de Vatta heene Trakenazucht utte, Vadammich nach moal!"

Wer einmal ihren Ingwerwurzelaufluß mit Korn probiert hat, widerspricht sowieso nicht mehr, denn jedem verschlägt's nach dem ersten Schluck, dem man noch ohne Arg zuspricht, die Sprache für den Rest des Tages. Aber es hilft fast gegen alles, was man sich an Zipperlein denken kann. Ähnlich gut ist ihr Hagebuttenwein. Und genau der hatte die muntere Gänseschar von Oma Rosa fast ausgerottet.

Nach dem ersten Frost pflückt Oma Rosa eine ganz bestimmte Sorte Hagebutten. Das muß so sein, denn Kälte erzeugt Stärke und die wiederum den Zucker und der den Alkohol im Wein. Bis ein genußfähiges Getränk entstanden ist, blubbert das Gebräu in der Ofenecke der Küche ein Jahr lang in verschiedenen gläsernen Gärbehältern und funkelt dann bernsteinfarben im Glase.

Der erste Frost kam dieses Jahr zeitig. Der Sud war bald gebrüht und ausgelaugt. Wie beim spanischen Sherry in den Bodegas mußte alter Hagebuttenwein mit der Jungmaische verschnitten werden. Die Hagebutten sind Früchte von wilden Rosen und werden zum Aromatisieren mit dem Trester vom Vorjahr vermischt und erzeugen eine heftige Gärung im Bottich. Es stinkt dann wie in einer Spritfabrik. Dann wird abgeseiht und der süße Rohstoff kommt als Biomüll auf den Misthaufen.

Der munteren Weihnachtsgänseschar war der Matsch zu schade, um dort zu verfaulen. Der Spritgestank stieg dem Schnattervolk in die Schnäbel. Die Allesfresser verputzten im Handumdrehen den alkoholhaltigen Stoff, aus dem die Träume sind.

Keiner im Hof merkte etwas, keiner dachte sich etwas, niemand bedachte die Folgen und schritt ein. Die Federviecher stürzten sich auf die Wassertröge, sofften sie bis zur Neige aus und welkten wie durch Zauberei dahin. Die propperen Gänse lagen wie ermordet nach einem Sambatorkeltanz im Stall und über das ganze Gehöft verstreut regungslos umher. Aufruhr! Die Familie geriet in Panik. Vornweg zeterte Oma Rosa. Der Festtagsbraten und auch ein gutes Stück Geld, das durch den Verkauf im Bekanntenkreis, die die Daunenfedern noch immer gern in selbstgestopfte Betten taten, erzielt wurde, schnatterte noch ein letztes Mal und gab den Geist auf.

Der Tierarzt lachte und nahm als zusätzliches Honorar gern eine Flasche vom bewährten Ingwerwurzelaufluß für seine eingebildeten Kranken entgegen. "Die Gänse sind besoffen, die schlafen eine Weile. Dann bekommen sie mächtig Durst und scheißen euch den ganzen Hof voll." So lautete die Diagnose des Fachmannes und so wars dann auch.

Der Scheintod der Weihnachtsgänse sprach sich schneller rum, als man ihm widersprechen konnte. Keiner, der eine Vorbestellung aufgegeben hatte, wollte ein Tier aus der saufenden Schnatterclique kaufen. Oma Rosa stand vor dem Ruin. Doch wie es so ist, wenn alles schiefgeht, einer lacht sich ins Fäustchen. Der war ich.

So preiswert aßen wir noch nie einen zarten, bei lebendigem Leibe mit Hagebuttenaroma marinierten Gänsebraten. Exquisiter gehts nicht für den Gaumen!

DEN WOLKEN ETWAS NÄHER...

(1994)

Wie eine rasante Talfahrt verschlechterte sich nach dem 52. Geburtstag mein Gesundheitszustand. Die täglichen Aufregungen als Spirituosenvertreter bei der Forster Handelsgesellschaft Conrad und die körperliche Anstrengung schlauchten mich. Schon in München mußte ich alle paar Meter stehen bleiben, weil sich ein schmerzhafter Angina pectoris Anfall an den nächsten anschloß. Mir fehlte die Atemluft. Der Druck hinter dem Brustbein verursachte Beklemmungen und Schwäche. Tilos Flamme Monika war vom Fach. Als Krankenpflegerin und Schwester sah sie sofort, daß mich jede unserer Unternehmungen Überwindung kostete. Ich wollte kein Spielverderber sein. "Euer Vater ist kränker, als ihr glaubt," gab sie zu bedenken, wenn unser Sohn Tilo verständnislos meiner gebremsten Initiative gegenübertrat. Während der Vorstellung von "Cabaret" mit Georg Preuße in der Hauptrolle als Entertainer war ich einem Infarkt ganz nahe. Fünf Tage später, zurück in Forst, hatte ich ihn morgens um sechs, als ich aufstehen und zum Dienst gehen wollte. Ich kam ins Krankenhaus, lag in der Intensivstation; mitten im morgendlichen Trouble des Schichtwechsels folgte der nächste Anfall. Kaum zu Hause, beim Mittagsschlaf die dritte Attacke. Ich konnte nicht einmal mehr rufen, weil mir schäumendes Blut aus Mund und Nase quoll. Karin lag mit Ohrstöpseln in einem Fremdenzimmer im Keller, um mal ohne mein Schnarchen ruhen zu können. Als ich sie weckte, um den Notarzt zu rufen, dachte sie bei meinem Anblick an Harakiri. Ich rang röchelnd nach Luft und spie Blut ins Waschbecken. "Was muß ich jetzt noch erledigen?" fragte ich mich, denn nun ging es zu Ende. Man kann nicht immer dem Totengräber von der Schippe hopsen. "So kurz vor Weihnachten sterben, ist doof", dachte ich. Die Schranken waren offen, der Notarzt kam augenblicklich. Ich war ruhig, ohne Panik. Ich beobachtete mich beim Sterben. Der Doktor meinte, meine Coolness würde mir immer das Leben retten. "Manche sterben, weil sie Angst vorm Sterben haben und in ihrer Panik durchdrehen, hyperventilieren und den Blutdruck zusätzlich hochtreiben."

Ich lag exquisit in der Station acht in einem Apartement mit Balkonterrasse. Die Medikamente stellten mich ruhig. Falls ich überlebte, würde ich Weihnachten im Krankenhaus bleiben müssen. Davor hatte ich mich immer gegrault. Sylvester im Krankenbett! Die Stationsärztin und Tilo

in München versuchten für mich einen Platz und einen Termin in einer Herzklinik zu finden. Die Wartelisten waren in ganz Deutschland so lang, daß die Patienten sterben mußten. Ich konnte es nur mit einem Bypass schaffen und war mit diesem Eingriff einverstanden. Meine Hausärztin hatte mich schon lange auf diesen Tag vorbereitet. Im Herzzentrum beim berühmten Professor Hetzer war es aussichtslos und in München hatte ich keine Lobby. Das Herzzentrum in Cottbus wurde damals erst geplant.

Von Tag zu Tag verschlechterte sich mein Zustand. Mir ging es auch seelisch schlecht. Ich nahm Abschied. Es schneite. Noch einmal Schnee anfassen! Ich stand auf und watete barfuß auf der Terrasse mit dem Tropf in der Hand durch den Flockenwirbel. In dem Zimmer lag noch ein Hypochonder. Der alte Mann schrie, weil er dachte, ich wolle in den Hof springen. Ihm fehlte nichts lebensbedrohliches. Wimmernd und zeternd nervte er mich und das Pflegepersonal. Seine Haushaltshilfe schikanierte er bei jedem Besuch. Er lag schon seit Wochen da und hatte Angst, sich einen Bruch operieren zu lassen. Bei jedem Gang zur Toilette stöhnte der Wimmerzahn.

Kurz vor dem Weihnachtsfest ein Lichtblick! Ich sollte am 6. 1. 1995 im Wedding operiert werden. Die Hoffnungsnachricht aus Berlin war ein Hörfehler und ein Zahlendreher. Der Termin war für den 1. Juni 1995!! Ich würde es bis dahin nicht schaffen. Ich war so deprimiert, daß die Werte in den Keller sanken. Die Stationsärztin nervte Berlin mit täglichen Nachfragen, ob per "Zufall" ein Platz für mich frei wäre. Karin tat mir leid, ich sah an ihren Augen, man hatte mich aufgegeben. Bis auf meine verzweifelte Frau sorgte sich niemand. Aller Leben ging ohne mich weiter. Ich hinterließ keine Lücke. Ich hatte mein Haus bestellt. Die DAK stimmte der Kostenübernahme zu, wenn ein Hubschrauberflug nach Berlin notwendig wurde. Ein großes Weihnachtsgeschenk. Am Heiligen Abend war Karin da, wir weinten. Meine Frau war allein mit dem Kater. Nach dem Rundgang des Chefarztes und der Krankenhausleitung, man brachte uns Süßes und Obst ans Bett, ließ mich eine Tablette zeitig einschlafen. Dann wieder ein Hoffnungsschimmer. In Berlin wurde ein Platz frei. Ein Türke hatte Zahnfäule und konnte nicht in den OP. Glück für mich. Nach Sylvester sollte es losgehen. Durch die Lüfte nach Berlin. Ich konnte aus dem Jammerzimmer entfliehen.

Es war kalt und laut in dem Rettungshubschrauber. Die Mannschaft kam mir wie eine Schülerclique vor. Es würde durch Zufall doch mit dem 6. Januar klappen. Im Herzzentrum hieß es warten, 10 Tage. Dann kam der Operateur ans Bett und sagte "Morgen Vormittag." Ein Wechselbad der Gefühle. Mein Bettnachbar in dem fürstlichen Ambiente sollte eine

Herzklappe bekommen. Ihn fragte man in vollem Ernst, wie lange er noch leben wolle! Man hätte drei Sorten Herzklappen im Angebot, die unterschiedliche Lebenserwartungen nach sich ziehen könnten. Er solle wählen. Der Mann war außer sich. Meine Nerven lagen ebenfalls blank. Karin wurde von Jörn nach Berlin geholt. Unsere Söhne saßen tief verstritten am Krankenbett. Sie gaben sich keine Mühe, ihre Konflikte zu verbergen. Ich war in Sorge um Karin. Ich würde sterben. Was würde werden? Mein Bett Nachbar war gestorben. Ich erfuhr es unterwegs zum Operationssaal. Ich war schon mit einem Narkotikum ruhig gestellt und am ganzen Körper rasiert; direkt in heiterer Stimmung, dank des Rauschgiftes. "Sagt mir, wenn ich anfangen kann", waren die letzten Worte, die ich bewußt mitnahm.

Nach acht Stunden wachte ich auf. Schläuche im Hals, der ganze Körper war verkabelt, das rechte Bein bandagiert. Da fehlte jetzt eine Vene, die ich am Herzen in drei Stückchen trug. Mit einem Trinkhalm flößte man mir einen steifen Kaffee ein. Tröpfchen für Tröpfchen kam ich zurück. Es war ein Schock. Ich konnte nicht glauben, daß ich wieder mal weiterleben durfte. Dies mußte die alte Welt sein. Ein so häßlichen Raum konnte es nur in einem Krankenhaus geben! Der Ausnahmezustand hielt Wochen an. Entnervt heulte ich ständig. Man war nur eine Nummer, ein Fall. Wie am Fließband, der Nächste bitte.

Ich hatte schon oft Abschied genommen und doch weiter gelebt. Was wußte ich 1995, was mir noch alles bevorstand? Ich versuchte an einen Schutzengel zu glauben. Ohne ging es nicht, denn ich war noch lange nicht am Ende meines Leidensweges.

Ich sage dem Schicksal "Danke!", denn überall gab es Menschen, denen es viel, viel schlechter ging, als mir. Deswegen helfe ich anderen. Einfach nur, um "Danke" ans Leben zu sagen.

DIE FLASCHENPOST

(1994)

Um heimisch werden zu können, lernten wir in der neuen Umgebung von Forst zuerst anders denken. Es begann bei der Auffindung des Hausschlüssels. Während man im sterbenden Bückgen den Möbelwagen mit unserem Hausrat belud, rollte von Forst schon die Fuhre der ehemaligen Hausbesitzer nach Nordwesten. Es fehlte eineinhalb Tag in der Zeitplanung. So wurde das "Problem" der Hausschlüsselübergabe durch eine Plastiktüte gelöst, die hinter dem Hoftorsockel angeklebt auf uns, die neuen Bewohner des Bungalows wartete. Wir schlugen, nachdem alle Formalitäten besprochen waren, vor, das Schlüsselbund nebenan zu deponieren. Sooo einfach ginge das hier nicht. Das werde man merken, wenn man ebenfalls zehn Jahre Nachbarschaft hinter sich hätte. Was glaube man denn, weshalb das Grundstück nur nach der Straßenseite transparent sei? Die übermannshohen Mauern und Hecken ringsum hätten schon ihre Bedeutung. Da sei nichts mit gegenseitigen Einladungen zum Grillen und Winken übern Gartenzaun. Man bliebe für sich.

Nach zehn Jahren wußten wir dann wirklich aus eigenem Erleben, wie es unsere Vorbesitzer gemeint hatten. Wir waren es gewohnt, ein Gewimmel von Freunden, Bekannten und Gästen um uns versammelt zu sehen. Nun waren wir von einem Tag auf den anderen Zugezogene und noch dazu mit Argusaugen bewachte Außenseiter. Ahnungslos tappten wir mit unseren Annäherungsversuchen in alle Fettnäpchen. Was wir auch anstellten, um Kontakte zu knüpfen, wir blieben Sylvester die Einzigen, die auf der Straße dem Mond am Himmel ein gesundes Neues Jahr wünschten. Nebenan hüllte sich das Leben hinter dicht schließenden Rollos in geheimnisvolles Dunkel. Vorbei die Zeiten, wo man von Tür zu Tür ging, kostete, wenn geschlachtet worden war, mitweinte, wenn Krankheit und Tod Einkehr hielten, die Blumen und Gärten zu wässern waren, wenn jemand verreiste, Schlüssel und Grundstücke der Obhut übergeben wurden. In Forst wußte niemand, wie des Nachbarn Äpfel schmeckten oder wie der Heringssalat mit einem Trick pikanter gewürzt werden konnte. Als wir bei unseren ersten Annäherungsversuchen mit selbstgebastelten Bäumchen und kleinen Geschenken für die Nachbarsenkelin nur ärgerliches Abwinken

auslösten, hätten wir eigentlich wissen müssen, daß man uns nicht mochte. Es fehlte ein akademischer Titel vor dem Namen. Kneipers benutzt man, aber man verkehrt nicht mit ihnen. Dem Postboten untersagte man Sendungen bei uns zu deponieren oder für uns abzugeben. Unerwünschte Geschenke und Gratulationen blieben unerwidert und wurden mit altbackenen gärenden Kuchenresten honoriert. Ohne den Neuen eine Chance zu geben, schottete man sich ab.

Unsere offene Art zu leben, paßte nicht ins althergebrachte Schema der Kreisstadt. Hier verkehrte man nur in eigenen Zirkeln. Man schenkte Blumenberge mit Firlefanz hochgestylt, die man nach drei Tagen mühelos kompostieren oder im Container entsorgen konnte. Wenn die einfallslosen Gebinde in Eimern und Badewannen lange genug im Fenster zur Schau und im Wege gestanden hatten, von allen gesehen worden waren, wußte man, wieviel man dem anderen wert war. Originelles war ungewohnt und man konnte beinahe glauben, man schämte sich. Als von uns eine Einladung ausgesprochen wurde, hieß es unmißverständlich: "Wir grüßen uns doch. Das genügt!"

Nun stand wieder ein rundes Jubiläum in der Straße an. Obwohl gebrannte Kinder und weil chancenlos im Run der Gratulanten überhaupt bemerkt zu werden, fertigten wir eine Ankündigung an. Wir wollten ein selbstgemaltes Ölgemälde schenken. Wohnung und Geschmack der Jubilarin waren unbekannt. Wir hatten viele Dienstleistungen und Extras der Firma in Anspruch genommen. Es war Zeit für ein umfangreiches Dankeschön. Wir warteten die Feier ab und ich bastelte eine Flaschenpost.

Wie immer vom Schalk inspiriert, kam in eine besonders originelle leere Flasche ein abgeknabberter Hühnerknochen, feiner Sand, einige kleine Muscheln und ein angekohlter Gutschein auf vergilbtem Papier. Verkorkt und mit rotem Lack versiegelt stand sie nun vor der Haustür, da niemand uns die Tür öffnete.

Es kam nie ein Echo! Die angekündigte Gabe wurde nie in Anspruch genommen. Man meldete sich nicht bei uns. Wie auch? Die Flasche steht noch immer ungeöffnet in der Asservatenkammer der Kriminalpolizei. Man hatte die originelle Ankündigung eines Geschenks für eine Bombe gehalten. Die Spezialisten fanden heraus, das Ding sei harmlos und könne nur eine schriftliche Drohung enthalten.

Als man nach zwei Jahren in einem zufälligen Gespräch beim Straßefegen von dem Mißverständnis erfuhr, empfand man unsere Art ein Geschenk zu avisieren, ganz und gar nicht witzig.

Wie sollten wir bei dem zelebrierten Schweigen ringsum wissen, daß man ausgerechnet an einem hohen Feiertag die Nachbarsfamilie mit Morddrohungen quälte? Jedes Paket löste Entsetzen aus. Angst und Schrecken, wenn das Telefon klingelte oder die Türglocke bimmelte. Die Pein dauerte wochenlang. Man blieb unbehelligt, aber es kostete Nerven, bis man herausfand, daß eine Namensgleichheit im Rotlichtmilieu einen Schuldeneintreiber zu diesem Terror angestiftet hatte. Die Forderungen aus dem Puff landeten bei einer falschen Adresse. Unsere Nachbarn waren ohne eigene Schuld zur Zielscheibe geworden. Es dauerte bis man sich da sicher war. Schon oft waren ahnungslose Menschen Opfer, bevor geklärt war, daß man sie verwechselt hatte. Reißerisch aufgemachte Berichte im TV und in der Presse sorgen jeden Tag für verunsicherte Menschen. Folge: Auf Tollheit dressierte Hunde an den Gartenzäunen. Häuser werden zu Festungen. War Einsamkeit früher nur dem Dünkel zuzuschreiben, so wurden nach der Wende auch noch Mauern aus Angst errichtet. Wir schenken den unschuldigen Delinquenten eines unserer schönsten Bilder. Der Wert war als Wiedergutmachung um eine Null mehr ausgestattet.

Ein Gutes hatte die Sache doch! Nach zehn Jahren reden die Familien miteinander, so, wie es sich für Nachbarn gehört. Ob die anderen Leute auch erst eine Bombendrohung brauchen?

WIE ENTBINDET MAN EINE KUH?

(1995)

Obwohl sich mir schon oft andere berufliche Wege offenbarten, landete ich immer wieder am Küchenherd. Weshalb bin ich nicht Geburtshelfer geworden? Meinen ersten gynäkologischen Abstecher verdankte ich dem "Kater" meiner weisen Patentante Johanna. Paule bekam ganz plötzlich Wehen und gebar vor den tellergroßen Augen der alten Dame ein Junges nach dem anderen. "Er" mautzte mich an. Während das zitternde alte Mädchen aus der romantischen Gartenlaube am Ortsausgang von Großräschen aufs Plumpsklo flüchtete, biß der Liebling des Hauses Richter die Nabelschnüre seiner Kinder durch und fraß die Nachgeburten. Ich räumte fix den Nähkorb der Tante aus und richtete für die Katzenfamilie eine willkommene Kinderstube ein.

Als ich zum dritten Mal selbst Vater wurde, es war im Hochsommer 1970, kutscherte mich die befreundete Gärtnersfrau Uschi Kalz nach Annahütte. Dort stach den werdenden Vater im Glücksrausch der Hafer. Vor der Entbindungsklinik foppte ich gutgelaunt eine nervöse Hebamme. Ich sagte zu ihr, als ich sie wie hilfesuchend auf- und abrennen sah: "Na, finden Sie den Kreissaal nicht?"

Eine Frau schrie von drinnen.

Mein Outfit suggerierte der Geburtshelferin, ich sei der, auf den sie wartete. Im weißen T-Shirt, weißen langen Leinenhosen und weißen Turnschuhen konnte man mich für den Arzt halten.

"Kommen Sie schnell, Herr Doktor. Es sind schon die Preßwehen. Ich zeige Ihnen, wo es lang geht. Hier bitte!"

Noch bevor ich begriff, was ich mir da eben selbst eingebrockt hatte, stand ich vor dem Bett einer schweißüberströmten gebärenden Frau. Das Gestell zum Beinehochlegen, im Volksmund prosaisch Pflaumenbaum genannt, das ich als Laie hier erwartet hätte, fehlte. Durch eine blutverschmierte Öffnung drängte sich gerade ein rabenschwarzes Kinderköpfchen ans Licht der Welt.

Mein entsetzter Blick verriet mich. Obwohl die Hebamme voll zu tun hatte, fand sie noch den Augenblick Zeit. Ich fing mir rechts und links eine schallende Ohrfeige ein.

Im Nebenzimmer konnte ich dann endlich unseren Sohn Tilo bewundern, der fünfunddreißig Jahre später seine beiden Söhne zu Hause selbst ins Leben bugsierte.

Die Wende machte aus mir für kurze Zeit einen mobilen Kaufmann im Spreewald. Als ich kurz vor Weihnachten in Boblitz auf den Hof der Dorfkneipe ankam, um eine Fuhre Hausmarkensekt zu liefern, empfing mich eine mürrische Tochter. "Keene Zeit nich. De Voata is nich doae und ich hoabe zu tune. Ich muß ma schputn unde Essin kochn!"

Ich ließ mich nicht abwimmeln. Schließlich brachte ich Terminware zum Fest.

Die urige Spreewaldbäuerin schickte mich in den Kuhstall. Hier machte der Wirt und Bauer einer kalbenden Färse Mut. Unter dem steil aufgerichteten Schwanz der erstgebärenden Kuh lugten ein Vorderlauf und die Zunge des Kalbes hervor. Es roch wie Säure. Der völlig konfuse Bauer zu mir: "Se quält sech schon vier Schtundn und wird mich einjehn! Die Frou is bei Selgros eenkoofn, der Dokta oppariert irjentwo een Jaul und de zweete Dokta is ooch noch nich doae! Sone Scheiße aba ooch!"

Wer konnte da an Sekt denken? Das Tier stöhnte zum Erbarmen und zitterte auf wackligen Klauen. Als das leidende Vieh einen qualvollen Schrei ausstieß, zog ich mein weißes Diensthemd aus und seifte meinen rechten Arm ein.

Ich hatte das vor Jahren beim Großräschner Rucksackbullen schon so gesehen. Der Besamer der LPG war in unserem Restaurant Stammkunde und verlor eine Lokalrunde, weil er mit mir gewettet hatte. Er glaubte mir nicht, daß ich den Mut hätte, eine Kuh zu beglücken. Ich traute mich.

Nun dachte ich: Wie es reinkommt, muß es ja wieder rauskommen!

"Was machn Se denne?" Der Bauer wollte mich abwehren. Und schon war ich bis zur Armbeuge im Leib der Kuh. Ich schrie zurück: "Der zweite Vorderlauf ist eingeknickt und bremst die Geburt !"

Dann kam ein Erdbeben über mich, daß mir schwarz vor Augen wurde. Ich erlebte zum ersten Mal, was Todesangst ist. Zwei Tage später hatte ich auch prompt meinen dritten Herzinfarkt. Mein Arm wurde wie von einem Schraubstock im Gebärkanal von einer Wehe durch die Muskeln

zusammengepreßt. Die Kontraktionen katapultierten mich mit dem restlichen Fruchtwasser und einer Kotladung gegen den Wirt. Instinkt und ein hinterher unerklärlicher Todesmut ließen mich bei einem zweiten Blitzversuch den Fuß des Kalbes erwischen und nach hinten ziehen. Der Bauer hatte nach einem Strick zum Zusammenbinden der Beine in die Hosentasche gegriffen. Gerade, als wir das Kalb aus der Kuh zogen, kam der Tierarzt in den Stall.

"Ein Kollege?" fragte er den Hofbesitzer, weil ich zu sehr außer Atem war, um antworten zu können. Der rieb das Kalb mit Stroh trocken. "Nö, nur meen Sektvatreta aus Forschte! Aba er sieht beschissen aus!"

WIE DIPLOMATEN IN DER HEILIGEN NACHT SCHLUDDERN

(1996)

Nicht draußen vom Walde her, sondern von der Dicken Eiche, einem Naturdenkmal, näherte sich am Heiligen Abend 1996 eine Weihnachtsüberraschung.

Wir kamen von einem Hauskonzert in der Haagstraße, durchgefroren, aber in Superstimmung. Wir hatten etwas Weihnachtliches erlebt und genug Stoff für einen Presseartikel. Es mußte nichts geschönt oder verschwiegen werden. Vor unserer Haustür stand am Gartenzaun ein Riesenschlitten mit einer exotischen Diplomatenstandarte, die uns unbekannt war.

Freudiger Schreck, nun doch noch Besuch zu bekommen. Er wich schnell bei dem Gedanken, daß es sich ja nur um Pensionsgäste handeln würde, die entweder nach Polen und weiter wollten oder von dort total übermüdet kamen. Das am Heiligen Abend und auch noch Leute aus der upperclass!

Das ganze Jahr über kamen nicht viel Gäste, wegen unserer Spezialisierung auf Nichtraucher, und nun näherten sich auf einer Eisfläche schludernd drei rabenschwarze Herren in edle Pelze gehüllt wie die Weisen aus dem Morgenland.

Vor uns standen nicht Balthasar, Kasper und Melchior und lachten uns wie gute alte Bekannte an, sondern Kukubu (58), Tombe (33) und Lumba (30). Die verdutzten Wirtsleute wurden umarmt und auf die Stirn geküßt. Der Name Waisike, der Dokortitel und der hohe Diplomatenstatus sagten uns zunächst gar nichts. Obwohl der Komet Hale-Bopp noch weit entfernt war, der einst über Bethlehem gestrahlt hatte, wurde meine Frau von einem Geistesblitz erleuchtet. Sie entwickelte ein gastgeberisches Feuer der Sonderklasse und sang am Weihnachtsabend nach vielen Jahren aus vollem Hals: "Goethe war gut!" Mir wurde angst. Dann brannte auch in meinem Gedächtniskasten ein ganzer Kronenleuchter lichterloh. Man mußte nur die Erinnerungskurbel 33 Jahre zurückdrehen! Wolkenstein im Erzgebirge, Ferienheim der HO Senftenberg, Lehrlingsfete mit 40 afrikanischen Medizinstudenten aus Leipzig!

Auf der Rodelbahn lachten wir über junge Männer aus Sierra Leone, die sich wie Kinder gebärdeten und im Schnee herumtollten. Ich war mit einem Afrikaner ins Gespräch gekommen, der verblüffende Kenntnisse über Goethe und deutsche Literatur hatte. Er wurde zur Abschlußfete eingeladen, weil ich mehr über ihn erfahren wollte, und kam in Begleitung aller Kommilitonen.

Ich hatte erst kurz vor Weihnachten meiner Frau uralte Schmalfilme gezeigt. Auf einem der Schwarzweißstreifen war die Situation im Schnee und der tränenreiche Abschied auf dem Bahnhof in Flöha festgehalten.

Alle weiblichen Lehrlinge waren zunächst auf die Toiletten geflüchtet, als die Lokaltür aufging und der Zustrom rabenschwarzer Männer kein Ende nehmen wollte. Willy Lettau, einstiger Chef des Cottbusser Interhotels "Lausitz" und ich legten unsere spärliche Barschaft zusammen und brauten eine Feuerzangenbowle. Wir improvisierten auf die Schnelle und brachten die verschreckten Gemüter wieder in die Normallage. Der Kellnerlehrling und ich, der Kocheleve, vollbrachten unsere erste Stegreifkür der Erlebnisgastronomie. Wir sangen, tanzten, pantomimten und erfanden Gesellschaftsspiele. Unsere Mädchen und die Gäste aus dem fernen Afrika gerieten ganz aus dem Häuschen.

Kukubu war dann mehrmals in Großräschen unser Gast. Ich besuchte ihn in Leipzig. Seine beleibte Mutter erlebte auf dem Koksberg des Glaswerkes Großräschen den ersten Schnee und die erste Abfahrt auf einem Kinderschlitten. Dann verließ Doktor med. Kukubu Waisike die DDR. Der Kontakt brach ab. Nun stand er als Diplomat seines Landes mit seinen beiden Söhnen Weihnachten in unserer Küche in Forst.

Weil es keine Wunder, sondern nur Zufälle gibt, war unsere Auffindung nicht so märchenhaft, wie sich die Situation darstellt. Bei einem Weihnachtsempfang, den Altbundespräsident Richard von Weizsäcker in seiner Villa in Berlin-Dahlem gab, war unser ältester Sohn unter den dienstbaren gastronomischen Geistern. Der Partydienst des Nobelkaufhauses KaDeWe lieferte Häppchen und Cocktails. Kukubu fiel die Ähnlichkeit des Kochs mit mir in jungen Jahren auf. Er sprach ihn an und beim Personalienvergleich erfuhr er unsere Adresse.

Am vierten Advent hatten wir eine verschlüsselte telefonische Vorwarnung erhalten und nicht verstanden. Der Sohn sagte so nebenbei: "Afrika kommt wahrscheinlich bald auf euch zu." Doch das ging in den Weihnachtswünschen unter. Nun war wieder Improvisation angesagt.

Doch so sehr wir uns mühten; keine Feuerzangenbowle, keine Forster Plinze, keine Pellkartoffeln mit Quark, beeindruckten die Exzellenzen so sehr, wie die Rutschbahn vor unserer Haustür. Ein defekter Hydrant hatte zwischen dem Radweg und der Fahrbahn der Straße eine Natureisfläche bis zum Gulli gezaubert. Die Gäste aus den Tropen gaben zunächst vor, eine Zigarre rauchen zu wollen. Doch mitten in der eiskalten Heiligen Nacht nahmen sie wie Kinder Anlauf und schludderten immer wieder die Dashway (Schleuderstraße) entlang.



STÖRCHE IM GARTEN

(1997)

1997 stand das Oderbruch unter Wasser. Die Reviere der Störche wurden vernichtet; die Großvögel zogen um in die Neißeauen, um Futter zu finden, Viele neue Horste wurden rund um Forst gebaut, während wir voller Sorge auf den Pegelstand der Neiße schauten. Wenn das Grundwasser durch die Kellerwände sickerte und die Baugruben vollliefen, war bald mit Hochwasser zu rechnen.

Die große Wiese hinter unserem Haus, auf der heute 10 neue schicke Häuser stehen, wurde mit allerlei Kleingetier bevölkert, das die Störche anzog. Zum Greifen nah stolzierten langbeinige Tiere ohne Scheu an uns vorbei und suchten Mäuse und Würmer. Bald brachte Familie Adebar den Nachwuchs mit. Als sie schließlich den Fernsehantennenmast untersuchten, ob da wohl Nestbau möglich war, drehte meine Frau durch. Sie hatte schon, Toleranz heuchelnd, geduldet, daß die Störche in den Garten kamen und ihre Schnäbel in die Regentonnen steckten. "Nun geht es wieder los!" Meine Frau war entrüstet.

Dreiundzwanzig Jahre hatten wir in Großräschen Störche auf engster Tuchfühlung wie zahme Haustiere direkt vor dem Schlafzimmerfenster. Am 1. April früh um fünf begann das Geklapper auf dem alten Backstubenschornstein. Ein Storch stand da mit weit nach hinten gelegtem Kopf und weckte die ganze Nachbarschaft. Stunden später hievte ich todesmutig, die morschen Steigeisen für den Schornsteinfeger nutzend, ein Wagenrad mit einem Seil in luftige Höhe. Der Storch nahm das Nistplatzangebot an und baute sofort einen Horst, der sieben Jahre lang immer größer wurde. Storchens Familienleben spielte sich direkt vor unseren Augen ab. Die Frühaufsteher weckten uns täglich. Alle Unternehmungen begannen und endeten mit dem Klapperkonzert. Unser Frühstück, bisher auf dem Dachgarten eingenommen, war nur noch unter schützendem Sonnenschirm möglich. Die Wurfsendungen aus dem Storchennest waren abwechslungsreich, aber absolut unappetitlich. Dunggaben, tote Mäuse, Frösche, Eidechsen, Federn, tote Storchenkinder, Nestreste (wenn renoviert wurde) verwandelten einen Umkreis von 20 Metern in einen besonderen Erlebnisbereich. Dauerflugversorgung im Tierhaushalt, Flugversuche, Ehekräche - wir hatten die Logenplätze. Man

ließ sich nicht stören und wir bemerkten schnell, auch unser Tagesablauf wurde von oben mit Interesse studiert. Als es zum ersten Mal im Herbst Sammeln hieß, standen ringsum 11 Störche auf den Dächern und führten einen Heidenspektakel auf. Die Gäste ulkten und fragten sich, ob jeder schon an die Pille gedacht hätte, bevor er unseren Garten betrat. Wer an ein gutes Omen glaubte, die Storchenzeit war die glücklichste Zeit unseres Lebens. Wer hat schon Störche im Garten?

Im zweiten Jahr blieben sie nicht im Horst. Wir bekamen Besuch. Bei den Stippvisiten untersuchten sie alles auf Nestbautaughlichkeit, sogar die Wäsche auf der Leine! Kaminholz wurde entführt, unser Schwimmbecken auf Frösche getestet und regelmäßig gefedert. Die drei Söhne züchteten Mäuse und bettelten bei den Bauern ringsum um tote Küken. Man durfte keine zarte Seele haben. Storchens griffen herzhaft zu.

Mit der Dewastierung und dem Brückenbau über die Eisenbahn verschwand Schmieders Teich und das Sumpfland. Großgeräte schütteten die Grabensysteme zu. Bückgen starb und die Stöche blieben weg. Wir sind den Störchen bald nach Osten gefolgt und nach Forst gezogen. Nun waren wir für kurze Zeit wieder Auge in Auge. Doch auch hier rückte der Bergbau näher und nahm den Störchen die Nahrungsquellen.

WEIHNACHTEN OHNE WILLY

(1997)

Kennen Sie das? Es gibt Tage, da möchte man nicht nur die eigene Frau, sondern auch die Briefträgerin küssen... Weshalb? Ganz einfach, weil man so froh ist, daß man die ganze Welt umarmen und aus der Haut springen möchte. So ist mir heute zumute. Denn Willy ist wieder da!

Kater Willy hat sich von seinem Schock erholt und schläft neben mir auf seinem Stammplatz, dem Fußhocker des Lesesessels. Kaum bewege ich mich etwas, macht er ein Auge auf und kontrolliert, ob ich nicht etwa den Platz wechseln will. Dann folgt er mir wie ein Schatten aufs Klo, in die Küche, in den Keller und in den Garten. Da bleibt er vor mir sitzen und bewacht mich.

Gestern stand er noch völlig neben sich und schrie pausenlos, wenn er nicht gerade damit beschäftigt war, alles Freßbare mit nicht zu bremsender Gier in sich hineinzuschlucken. Sekunden später würgte er alles wieder hinaus. Er nieste und erbrach sich. So benehmen sich nur läufige Kater, wenn die Hormone piepen.

Willy war zwei Tage vor Weihnachten verschwunden und blieb vierzehn Tage unauffindbar. Meine Frau und ich waren nahe am Rand des Wahnsinns, weil wir glaubten, das Tier sei bei Nachbarn in der Pfanne als Festtagsbraten gelandet. Nie hätten wir gedacht, daß der Kummer um ein Haustier so weh tun kann. Vor allem, wenn man das Schicksal seines Lieblings nicht kennt.

Am vierten Advent saß Willy, obwohl von uns beiden ständig beruhigt und liebkost, abwechselnd unter der Couch oder zwischen den Blumen versteckt. Pensionsgäste hatten aus Polen Billigbölller eingekauft und ohne unser Wissen vor der Haustür ausprobiert, bevor sie ins Auto stiegen und winkend abfahren. Der Raketenblitz und die Detonation des Feuerwerkskörper gingen über das Fassungsvermögen von Kater Willy. Er ließ sich ohne Widerspruch mit seinem Katzenklo in den Keller tragen. Sonst lehnte das freilaufende Tier jegliche Freiheitsbeschneidung konsequent ab. Jedermann sprang bei der leisesten Willensandeutung an die Tür oder öffnete das Fenster, um ihn herein oder hinaus zu lassen.

Als wir in tiefem Schlaf lagen, prüfte Willy die Luft vor der Haustür und ging, wie gewohnt, mit einem der Hausgäste hinaus und seiner Katzenwege.

Heute wissen wir, daß er nur mal kurz über die Straße gesprungen war, um bei seinem Kumpel, dem kastrierten Stubenkater Stanislaus von Nachbars die übliche Konferenz mit Kurzkonzert zu veranstalten.

Als er zur Frühstückszeit nicht am Fenster meines Arbeitszimmers saß und Einlaß begehrte, gingen wir ums Haus und riefen nach ihm. Willy kommt, wenn er sich mal verspätet hat, wie ein Pfeil über Mauern und Hecken geschossen. Er spurtet dann, wie von einer Bogensehne angetrieben, zum Stuhl neben mir und schleckert kultiviert und viel artiger als unser Enkel in Kindertagen bei jeder Mahlzeit seinen Anteil von einem Tellerchen. Selten ist da mal ein Krümelchen daneben. Zwei Pfoten auf dem Tisch, zwei auf dem mit einem Handtuch abgedeckten Polsterstuhl. Ist der Teller leer, hockt Willy geduldig, bis er aufgefordert wird, ein Leckerli extra zu verspeisen. Meist nickt er ein und beginnt leise zu schnarchen.

Nur einmal ist ihm eine "Entgleisung" passiert. Als es frischen gekochten Schinken zum Frühstück gab, vergaßen wir seinen Anteil. Da bewegte der Kater die dritte Pfote. Er schubste mich energisch in die Seite. So wie etwa: Nun mach schon, ich bin auch noch da! Ich reagierte augenblicklich. Von da an machen wir "Bumsköpfchen". Gelüstet es Willy nach einem bestimmten Häppchen auf meinem Teller, schubst er mich mit dem Kopf in die rechte Wange.

Weihnachten verging. Wir suchten ihn die Straße auf und ab. Tage später klingelten wir bei allen Anliegern und befragten in seinem ganzen Katzenrevier die Bewohner. Jeder kannte das Tier. Niemand hatte es gesehen. Dem Tierheim war nichts bekannt. Man litt mit uns, denn Willy war von da zu uns auf eigenen Wunsch übersiedelt. Von allen Katzen kam er auf mich zu, kletterte an mir hoch und schnurrte auf dem Arm. Er hatte sich seinen Menschen ausgesucht. War durch den Feuerwerkskörper das Vertrauen der Katze zerstört? Der Tierschutzverein kontrollierte mit uns grausige Säcke mit toten Tieren, die überfahren worden waren. Willy war zum Glück nicht dabei. Je mehr Menschen wir auf unserer Suche fragten, um so mehr sank unser Mut. Viele vermißten seit Sylvester ihre Katzen.

Angeblich machten Katzenfänger aus Polen die Runde und entführten die Tiere über die Grenze. Nur nicht an eine solche Variante denken! Verschmachtete Willy irgendwo eingesperrt?

Die Tränen kullerten. Alpträume suggerierten Bilder von Unholden, die Tiere mißhandelten und quälten. Horrorbilder von Katzenbraten und ausgestopften Fellen mit Glasaugen suchten mich heim. Als der Tierschutzverein ein zweites Mal anrief, schlüpfte ich bei Minusgraden barfuß in den Trainingsanzug, denn im Schlafanzug wollte ich nicht ins Auto steigen. Aber in Pantoffeln gab ich Gas. Wieder ein Fehlalarm. Heulend zurück. Unser Umfeld war genervt. Wie konnte man wegen einer Katze soviel Aufhebens machen! Unvergessen war der Anblick von Kater Max und Micky. Den einen hatte man uns vergiftet und den anderen im Herrenklo des Restaurants mit der Spülung ertränkt. Wie alle seine Vorgänger war Willy zum Abgott unserer Tage geworden, der aus einem unerschöpflichen Füllhorn Liebe an uns verteilte.

Nach vierzehn Tagen ohne Willy klingelte ein Nachbar und verkündete, daß in seinem Schuppen eine Katze schrie.

Noch dampfend entstieg ich ohne jede Hoffnung der Badewanne und raste über die Straße. Aus dem Stall kamen Töne, die einem tierlieben Menschen die Seele aus dem Leibe reißen können. Tür auf! Willy schoß auf mich zu und krallte sich an meiner Brust fest. Er schrie, schrie, schrie! Die Narben werden wohl für immer zu sehen sein. Der Prachtkerl, der vor vierzehn Tagen noch zwischen fünf und sechs Kilo gewogen hatte, war auf neunhundert Gramm abgemagert. Das geschrumpfte Tier war so von Sinnen, daß es warme Milch, Katzenfutter, Breckis, Hackepeter, Vanilliepudding, Kirschmarmelade und Bohneneintopf zu gleicher Zeit fressen wollte. Aber nur, wenn einer von uns neben ihm auf dem Fußboden saß und zusah! Alle Ruheplätze wurden im Sekundentakt aufgesucht und verlassen. Er kuschelte und berichtete schreiend von seinen ausgestandenen Nöten.

Von uns wich die Eisenklammer, die sich Weihnachten ums Herz und Seele gelegt hatte. Ich weiß gar nicht mehr, ob wir überhaupt einen Tannenbaum hatten.

BESUCH VON DER KRIM

(1998)

Wir standen am 21. Dezember 1998 bei siebzehn Grad Minus am späten Nachmittag mit einem Filmteam auf dem Cottbusser Bahnhof. Der ORB hatte von meinen Aktionen Wind bekommen und wollte für die Nachrichtensendung "Aktuell" einen Beitrag aufnehmen. Wir flüchteten vor der eisigen Luft in die Unterführung. Der Regisseur Riko Herkner nutzte die Wartezeit auf den verspäteten Intercity aus Leipzig, um mich über Irina Trawinina auszufragen. Ich begann meinen ausführlichen Bericht über unsere Urlaubsbekanntschaft mit dem Satz: "Irina war einmal die Chefdolmetscherin des 2700 Bettenhotels "Jalta" und für uns die Hauptattraktion von vier Krimferienreisen. Ihr Charme war einfach umwerfend!" Es gab kaum einen Begriff, den sie nicht übersetzen konnte. Die Frau war Balsam für unsere russischen Seelen.

Als zwischen neun Filialen des DDR-Reisebüros ein Wettstreit um die Sylvesterveranstaltung losging, lockte mich Hoyerswerda mit einem Urlaubsangebot. Man wollte sich schon im Januar die Buchung für zwei Reisebusse sichern. Wer wollte nicht einmal an die sozialistische Rivera fahren? Das Monte Carlo des Ostens war Jalta auf der Krim. Nur wenige Menschen hatten Glück. Ich sagte sofort zu. Wie immer, wenn es um privaten Luxus ging, hatten wir kein Geld flüssig. 1982 waren 882 DDR-Mark pro Person für eine Woche eine große Summe. Nach fünfundzwanzig Jahren und dem Wissen, was dafür alles geboten worden war, eine lächerliche Summe. Das Wetter war der einzige Minuspunkt, den man im Januar hätte vergeben können. Es war kein Winter und kein Frühling. Milde Luft von Regenschauern durchnässt. Verglichen mit der tropischen Vegetation, die wir später im August vorfanden, ein bescheidener Vorgeschmack. Die erste Krimreise war ein Kennenlernen der vielen Möglichkeiten. Der Blick aus dem Hotelfenster auf die malerische Küste über das Meer nach Livadia, dem Sommerpalast der Zaren, entschädigte uns für den Streß des ganzen Jahres. Im Unterhaltungsprogramm des Hotels gab es eine Krimweinprobe. Wir erlebten sie im Restaurant, da der Showroom der Weinkellerei Massandra renoviert wurde. Unsere Dolmetscherin Irina leitete die Verkostung von zwölf Wein- und vier Sektsorten. Es gab nur jeweils 4 Centiliter. Sie waren ausreichend, um alle Gäste zu narkotisieren. Karin erschien in einem neuen bayrischen Dirndlkleid. Die Dolmetscherin war davon hingerissen und fragte meine Frau, ob die "gnädige Frau" denn überhaupt arbeiten und

immer so herumlaufen würde. Der Schalkteufel in mir gab die Antwort: "Ja, so sehr, bis die Schwarte knackt!" Darunter konnte sich selbst die perfekte Chefdolmetscherin nichts vorstellen. Nun begann eine freundschaftliche Erwachsenenqualifizierung. Ich brachte Frau Trawinina deutsche geflügelte Worte und deren Hintersinn bei. Das war der Auftakt einer langen, langen Freundschaft. Wir liefen uns in Jalta über den Weg, ohne den Ereignissen nachzuhelfen. Wir hätten auch gar keinen Einfluß darauf nehmen können, wer uns in dem Riesenhotel betreuen sollte. Für Irina brachten wir immer ein duftendes Westpräsent mit. Ich scherzte: "Eine schöne Frau muß immer auch von exquisiten Lüften umfächelt werden." Briefe und Karten wurden geschrieben. Je öfter wir nach Jalta reisten, um so mehr verliebten wir uns in die Landschaft. Wir wanderten auf den Sonnenpfad der Zaren von Liwadia nach Oreanda und dem Schwalbennest. Nichts ließen wir aus; Alupkas und Liwadias Paläste, die plüschige Gemütlichkeit des Puschkinhauses, die orthodoxe und die armenische Kirche, den botanischen Garten, den Khanspalast von Bachtschissarai.

Doch mit jedem Besuch wurde uns das Land fremder. Es fand eine rasante politische Entwicklung statt, deren Wirkungen eindeutig negativ waren. Alles verwarholte immer mehr. Nicht nur der Putz bröckelte. Das Angebot im Basar wurde düftiger. Restaurants blieben geschlossen. Unsere Menüs wurden teurer und sehr karg bemessen. Die Geschäfte hatten keine Ware mehr, um die wir DDR-Bürger die Sowjetmenschen noch so beneidet hatten. Als wir 1989 Abschied nahmen, wußten wir, es wird für immer sein, denn eine Märchenwiese voller Unkraut und ein Meerwasserschwimmbecken ohne einen Tropfen Inhalt, ein kaltes Hotel und die Lobby voller lärmender Jugendlicher an Spielautomaten war nichts für uns. Irina äußerte sich nie dazu und klammerte auch die Ereignisse in der DDR ganz aus. Wir hörten viele Jahre nichts von einander.

1998 erschrakten wir über einen Jaltabericht im Mitteldeutschen Fernsehen. Gleich in der ersten Sequenz lief Irina Trawinina mit ihrem unvergessenen Charme ins Bild und begrüßte die wenigen Krimreisenden aus Deutschland. So sehr wir uns an den Aufnahmen von den bekannten Plätzen erfreuten, so schlimm fanden wir die Schilderung der Lebensumstände. Irina war arbeitslos und bekam 57 DM (umgerechnete Griwna) Rente. Davon lebte sie mit ihrer alten Mutter, Sohn und Schwiegertochter. Jeden Gelegenheitsjob nahm sie an. Gab Deutschnachhilfeunterricht, servierte, wusch Geschirr und dolmetschte.

Ich schrieb sofort nach Jalta und bekam nach Wochen Antwort aus Baden-Baden. Irina war mit einem Bus, der Spenden aus Deutschland in die Ukraine transportiert hatte, drei Tage und drei Nächte gereist. Sie wurde

auf einer Beautyfarm als dolmetschende Raumpflegerin ausgenutzt. Bei uns fragte sie an, wie sie vor Weihnachten per Bahn von Baden-Baden nach Simferopol gelangen könne. Wir entwarfen die Logistik für die abenteuerliche Strecke mit genauen Reisedaten. Wir hatten eine Reiseunterbrechung von drei Tagen vorgeschlagen. Nun standen wir in Cottbus, um sie nach Forst abzuholen.

Diese Einladung verwandelte unser gemächlich dahinfließendes Leben. Wir rotierten ein paar Wochen lang wie Kreisel, denn wir wollten helfen. Ich wurde euphorisch, als wenn ich aus einem elektrischen Stuhl Energie getankt hätte. Wir wußten, unsere Kinder würden uns Weihnachten wieder im Stich und allein lassen. So verkehrte sich meine depressive Phase ins aktive Gegenteil. Was wir in Forst angestellt hatten, kommentierten die Abendnachrichten im ORB Fernsehen: "Dieser Tage kam es in Forst zu einer einzigartigen Spendenaktion. Familie Acksel, die viermal ihren Urlaub auf der Krim im Kurort Jalta verbracht hatte, traf auf dem Cottbusser Bahnhof die ehemalige Chefdolmetscherin des Hotels, Irina Trawinina, nach vielen Jahren in Deutschland wieder. Vierzig Familien spendeten, um die Not in der Ukraine zu lindern und selbst der Bürgermeister ließ einen großen neuen Reisekoffer vorbeibringen. Frau Tarwinina verbrachte erlebnisreiche Tage vor Weihnachten bei ihren deutschen Freunden und gab nur zurückhaltend Auskunft auf Fragen, die ihre Lebensumstände betrafen. Sie wollte am liebsten darüber nicht sprechen. Das Beste sei, wenn wieder viele Touristen nach Jalta reisen würden: *Kommen Sie und schauen Sie was wir da haben.*"

Dieser kurze Kommentar konnte nicht annähernd beschreiben, was wir tatsächlich erlebten. Nachdem sicher war, daß unser Besuch am 21. Dezember eintreffen würde, begann Karin in den Schränken zu wühlen. Als Auftakt legte sie jenes bayrische Dirndl, das inzwischen viel zu eng geworden war, bereit. Bald türmte sich im größten Fremdenzimmer unserer Minipension ein Berg von Kleidungsstücken. Kleider, Pullover, Schuhe, Wäsche. Angesteckt ging ich zuerst zu Bekannten, um um Mithilfe zu betteln. Dann schrieb ich zwei Artikel für die Zeitung. Eine Invasion setzte ein. Ganz Forst kam auf die Beine. Die Geschäfte spendeten neue Sachen für etwa 14000 DM. Lesebücher für den Deutschunterricht, Medikamente, Tonbandkassetten, Kosmetik, Christbaumbeleuchtung, Süßigkeiten, warme Handschuhe. Niemand brachte Müll. Ich spendierte ein Ölgemälde und Karin trennte sich von ihrem Blaufuchspelzmantel.

Ich wunderte mich über die Forster, denn ich bekam nirgendwo einen Korb. "Wir spenden für Ihren guten Namen," sagte mir jemand. "Bei Ihnen glauben wir, daß unsere Sachen nicht in dunkle Kanäle gelangen." Ich

fühlte mich nicht als Bettler und Lumpensammler, sondern als persönlich Beschenkter. Ich schwamm auf einer Glückswelle. So froh war ich vor Weihnachten noch nie. Schon immer heckte ich gern Überraschungen für andere aus. Freude für andere, die völlig ahnungslos sind, ist größer, als eigene Geschenke. Als Irina ihr Zimmer betrat, glaubte sie sich in einem Warenhaus.

Ich versuchte die Familie mit einzubeziehen, denn Irina mußte in Berlin-Lichtenberg mit dem vielen Gepäck den Bahnsteig wechseln. Ich bekam eine Absage. Aber ich erwischte den Regisseur der Fernsehsendung und der war bereit, mir und Irina in Berlin behilflich zu sein. In Cottbus trug Irina nur ein kleines Köfferchen. Drei Tage später war der Transport komplizierter.

Für die weitgereiste Frau begannen drei unwirkliche Tage, die sie sicher erst in der Erinnerung oder auch gar nicht realisieren konnte. Mitten im Winter bei 17 Grad Minus 50 rote Rosen überreicht zu bekommen, die die Gärtnerei Engwicht gespendet hatte, war schon märchenhaft. Unser Haus war mit den Überbleibseln der russischen Folkloredekoration geschmückt, die wir vom Abend bei Väterchen Frost in Großräschen noch aufbewahrt hatten. Weihnachtsglanz in allen Räumen. Für Irina der Einzug in den Himmel. Ein mollig warmes Haus mit 15 Räumen für 2 Personen schien ihr unbegreiflich. Heißes Wasser und ständig elektrisches Licht, Waschmaschine, Geschirrspülmaschine, Auto, fünf Fernsehgeräte usw. Ja war so etwas möglich? Der Besuch starrte uns an, wie von Wundern umgeben. Irina tastete jeden Tag mehrmals über alle Gegenstände. Auch der Zierrat entzückte sie. Sie prägte sich den ganzen Haushalt ins Gedächtnis. Als wir sie nach einem üppigen Festessen bescherten, glaubte sie, sie selbst und auch wir sind völlig verrückt geworden. Sie begriff erst am Abreisetag, als es ans Kofferpacken ging, daß wir es ernst gemeint hatten. Der ORB kam am 22. Dezember zu uns ins Haus und filmte Irina inmitten der Geschenke. Wir brachen zum Stadtbummel auf und wanderten durch den verschneiten Rosengarten. Irina warb vor der Fernsehkamera wie ein Profi für ihre Heimat. Als sie privat berichtete, wie sie versuchte, ihrer Familie ein Überleben zu sichern, begriffen wir, weshalb heute niemand mehr in die Ukraine in Urlaub fahren wollte. Am Kaminfeuer hörten sich die Berichte von Raubüberfällen und die Ermordung von Menschen auf offener Straße bizarr und unwirklich an.

Irina schwebte wie auf Watte. Ob Spreewaldessen, die Quarkkeulchen der Mühlenomi oder das Plätzchenbacken, unser Gast kniff sich ständig, um ihr reales Dasein zu testen. Als die Reiseproviantierung begann, kam der Kurzschuß. Irina wollte plötzlich nichts annehmen und meinte, im Zug

gäbe es sicher etwas Eßbares zu kaufen. Es war wie bei Lampenfieber. Die Nerven streiken beim Überwindungskampf, bis die Stimmung umkippt und man froh und frei wird. Karins Künste beim Kofferpacken waren hilfreich. Wir füllten sechs Gepäckstücke. Irina hatte nach dem Vorbild der Zwiebel Pullover und Strickjacken übereinander gezogen. In Baden-Baden hatte man sie für ihre Arbeit von zwei Monaten mit Almosen abgefunden. Für Irina war auch das dürftige Medienhonorar ein Schatz. Devisen öffnen Tore. Wir entließen wegen befürchteter Verspätungen unseren Gast tränenreich einen Zug früher. Das Personal der Deutschen Bahn hielt Wort und half beim Aussteigen in Berlin. Unser Abschiedsgeschenk war die Fahrkarte. Am Abteilstfenster rief uns Irina zu: "Eure Liebe und das Plätzchenbacken waren das Allerschönste!"

Dann hörten wir reichlich vier Wochen nichts. Das Telefon schwieg. Wir malten uns Schreckensszenen aus. Man hatte schon für weniger, als was Irina in die Ukraine transportierte, den Menschen die Kehle durchgeschnitten. Endlich kam ein Brief. Andere Länder, andere Gefühle und Verhaltensmuster. Irina schrieb, das Telefon sei defekt und zum Schreiben hätte sie keine Lust gehabt!!! Ich hätte sie aus der Ferne erwürgen mögen. Meine Liebe kühlte beim Lesen in Sekundenschnelle ab. Sie war wieder in ihre Welt des Darbens und der Angst eingetaucht. Ohne Gleichmut ließ sich wohl ihr Leben nicht meistern. Sie sah in uns Millionäre. Wen wunderte es? Es war schwer, taktvoll begreiflich zu machen, daß Wiederholungen dieser Art und für andere als Irina, nicht funktionieren würden.

ULRICH ACKSEL

Schnurren und Schnaken aus der Lausitz



Installation REVOLUTION DER GÖTTER

INHALT

Über den Autor	3
Die Turbanhexe (1945)	5
Wie mir Zippi das Rauchen beibrachte (1948)	9
Der Mord auf dem Quarkkuchen oder wie Onkel Ludwig in uns weiterlebte (1949)	13
Himbeerbongse (1950)	16
Das Weihnachtsgespenst (1951)	19
Die Rache der Kirchenmaus (1951)	21
Leberwurstkaffe (1952)	23
Tante Schnutchens Ahnungen und die Bewegung (1952)	26
Als ich zu Weihnachten wissend wurde (1953)	34
Die frühreife verdorbene Pflanze (1953)	37
Der Bühnenstar von Wettigs Hof (1954)	42
Der "Hurenstall" von Tonchen und Lenchen (1954)	45
Weihnachtsspaziergang mit Lumpi (1954)	50
Aufgeklärt beim Stollenbacken (1956)	53
Die Detektei Zibelius (1958)	55
Meine Nächte in KW (1958 und später)	60

- Lohengrin popelt (1959) 66
- Die Erbschaft aus Potsdam (1961) 69
- Wachsen Koteletts in der Mülltonne? (1961) 74
- Das Porträt einer Zigeunerin (1964) 77
- Mocca aus Muckefuck (1964) 81
- Eine Vogelscheuche sucht ihren Hut (1965) 86
- Wir wissen nicht weiter (1965) 91
- Wissen Sie schon, daß es bei Ihnen brennt? (1965) 95
- Rabaneltern (1967) 101
- Bonde Li, der Doktor aus China (1969) 104
- Der Skalp der Oma (1970) 109
- Ich bin ein Kirchenschänder (1970) 111
- Löwenjagd am Heiligen Abend (1974) 119
- Eine Schneeballschlacht ist lustig (1975) 122
- Laß dich überraschen! (1976) 125
- Sind Sie nicht der Hexer aus Rothenburg? (1977 und 2000) 128
- Die Hand vom Weihnachtsmann (1978) 131
- Die japanische Tanzmaus (1978) 135
- Weihnachtliches Kuchenmonopoly (1978) 137
- Der diebische "Weihnachtsmann" (1979) 140

- Der Doofe aus Räschen ist da (1980) 143
- Die Weihnachtslachparty (1980) 145
- Verrückt (1980) 150
- Weihnachtsausflug in den Spreewald (1981) 152
- Schloßbesichtigung und andere Scherze (1983) 156
- Würstchen mit Gesang (1986) 163
- Verfolgungsjagd im Trabi (1988) 166
- Das Mäuseweihnachten in Bückgen (1988) 167
- Kater Willy bringt Licht ans Ende des Tunnels (1989) 170
- Der beschwipste Gänsebraten (1990) 174
- Den Wolken etwas näher... (1994) 176
- Die Flaschenpost (1994) 179
- Wie entbindet man eine Kuh? (1995) 182
- Wie Diplomaten in der Heiligen Nacht schludern (1996) 185
- Störche im Garten (1997) 188
- Weihnachten ohne Willy (1997) 190
- Besuch von der Krim (1998) 193